Indianer-Rache

oder

Die Schreckenstage von New Ulm

von

A. Berghold

Graz
Verlagsbuchhandlung „Styria".







Rev. Alexander Berghold.


Indianer-Rache
oder
Die Schreckenstage von New Ulm
von
A. Berghold
GRAZ
Verlagsbuchhandlung „Styria".

Indianer-Rache

oder

Die Schreckenstage von Neu-Ulm.

Von

Rev. Alexander Berghold.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit 7 Abbildungen und einer Kartenskizze.

Graz.
Verlags-Buchhandlung Styria.

1892.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei „Styria", Graz.

gift
Regent L L Hubbard
7-18-28

Vorrede zur ersten Auflage.

Damit die freundlichen Leser und Leserinnen hiemit nicht etwa eine Erdichtung oder ein Tendenzwerk zu lesen meinen, seien sie versichert, dass das in diesem Buche Erzählte durchaus auf Thatsachen beruht. Der Verfasser hielt an dem Grundsatze fest, dass vom Geschichtsschreiber nicht das Interessante, sondern das Geschehene im Auge behalten werden muss. Die Quellen dieses Buches sind die vom Verfasser mühesam jahrelang gesammelten Aussagen von noch lebenden Augenzeugen der in den folgenden Blättern geschilderten Ereignisse, und in einzelnen Fällen die von der Regierung hierüber aufgenommenen beschworenen Berichte.

Möge diese Schrift dazu dienen, den deutschen Stammesgenossen in Amerika und Europa, sowie der Nachwelt zu erzählen, was eine deutsche Andsiedlung jenseits des Mississippi für ihre Erhaltung und für die Verbreitung von Cultur und Civilisation nicht nur bei der Überwindung der in fernen Ländern sich der Colonisation gewöhnlich darbietenden Schwierigkeiten, sondern auch im Kampfe mit den Ureinwohnern gethan und gelitten hat. Jedermann möge überzeugt sein, dass es dem Verfasser bei der wahrheitsgetreuen Darstellung von minder rühmlichen Thatsachen selber oft leid that, auch nur dem Scheine von Böswilligkeit sich aussetzen zu müssen, aber die Geschichte muss nothwendig mit wahren Worten reden.

Neu-Ulm, Minnesota, den 1. September 1876.

Alexander Berghold.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Seit der Herausgabe der ersten Auflage dieses Buches hat die Einwohnerzahl von Neu-Ulm sich verdoppelt und die Stadt einen damals unerwarteten Aufschwung genommen. Aber nicht bloß in Neu-Ulm, sondern auch in der Umgebung der Stadt, ja in ganz Minnesota überhaupt sind Veränderungen vorgegangen, die den in der ersten Ausgabe veröffentlichten Anhang als nicht mehr zeitgemäß erscheinen lassen. Dafür wurde eine Zugabe über das seitherige Geschick der Sioux-Indianer beigegeben. Ferner füge ich einige Ansichten von Sachkennern bei, um die Indianerfrage in das richtige Licht zu stellen. Ich habe dieselben der „Illinois Staatszeitung", einem rein politischen Blatte, entnommen.

Endlich mache ich noch auf zwei Ereignisse aufmerksam, die meistens in falschem Lichte dargestellt worden sind. Das eine ist die Gründung Neu-Ulms, die von vielen als von Cincinnati ausgehend dargestellt wird. Das ist falsch, wie in dieser Geschichte klar gezeigt wird. Von Chicago gieng die Gründung Neu-Ulms aus, und nicht von Cincinnati. Das andere ist die so oft verbreitete Geschichte von der Verbrennung eines Crucifixes in Neu-Ulm durch die Ungläubigen. Es ist dies eine Verleumdung und Entstellung eines unbedeutenden Umstandes, wovon sich der Verfasser dieses Büchleins in eingehendster Weise an Ort und Stelle selbst überzeugt hat. Kurz nach der Zerstörung Neu-Ulms wurde auf der Prairie in der Nähe des Stadtplatzes daselbst ein halbverbranntes Crucifix gefunden, und zwar westlich von der lutherischen Kirche. Dieses

Crucifix wurde jedenfalls aus einem brennenden katholischen Hause weggeschleppt, weggeworfen oder verloren. Ich konnte, trotz der eifrigsten Nachfragen, auch nicht eine Person finden, die irgend jemanden in absichtlicher Weise ein Crucifix hätte verbrennen sehen. Alle Berichte, die das Gegentheil des hier Gesagten behaupten, sind boshafte und lügnerische Erfindungen.

Schließlich folgt noch eine kurze Abhandlung über den Tod Sitting Bulls, des bedeutendsten Häuptlings der Sioux-Indianer in Dakota.

Santa Rosa, Californien, am Ostermontage 1891.

Alexander Berghold.

Inhalt.

Anhang,

enthaltend mehrere Aufsätze über die Indianerfrage.

Erstes Capitel.

Einleitung. — Das heutige Neu-Ulm. — Der Chicagoer Landverein. — Dessen Statuten. — Ein Zweckball. — Ein unlauterer Agent. — Michigan. — Iowa. — Entsendung von zwei Kundschaftern nach Minnesota. — Die ersten Auswanderer. — St. Paul, Fort Snelling, Henderson, Le Sueur. — Traverse des Sioux. — Eine Expedition zu Fuß. — La Framboise. — Suchen nach dem gelobten Lande. — Vorwärts. — Ein leeres Indianerdorf. — Der Platz ist gefunden.

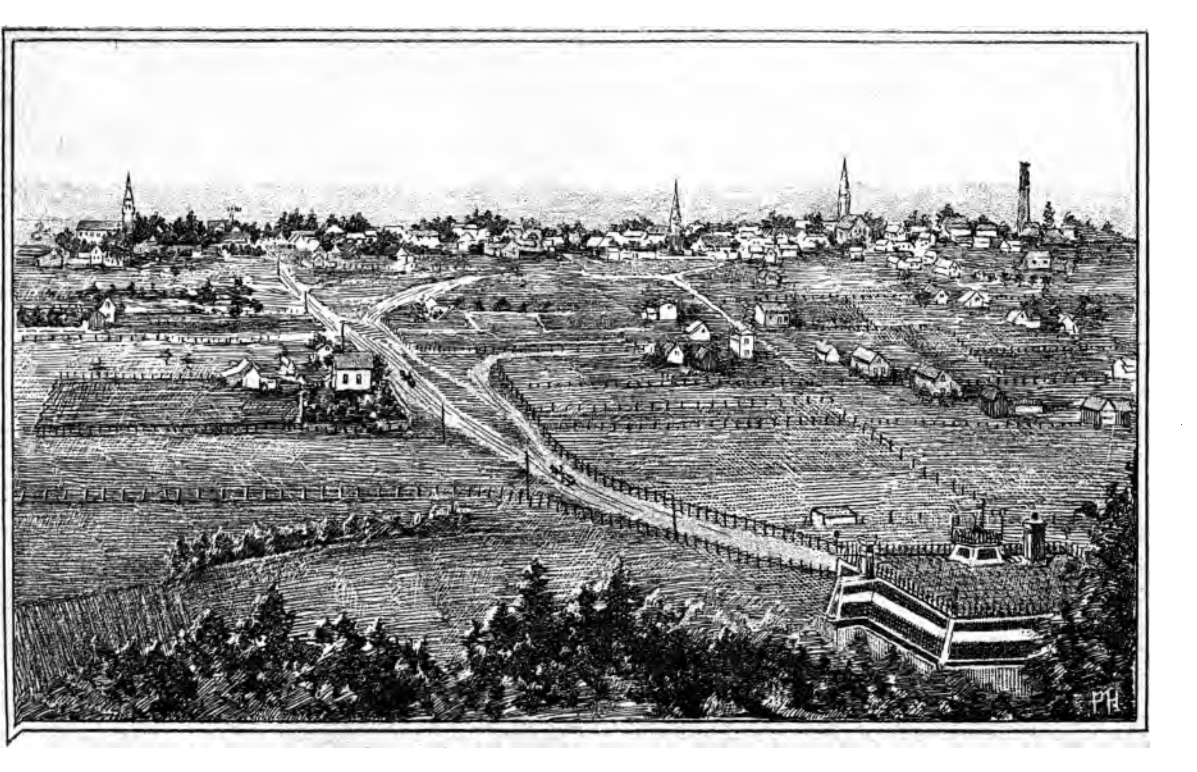
Am 22. Februar 1872 wurde in Neu-Ulm die Eröffnung der Winona- und St. Peters-Eisenbahn [1]) feierlich begangen. Was ist in unseren Tagen eine Stadt ohne Eisenbahn? — So dachten auch die Bürger von Neu-Ulm, und in der That, durch den Schienenstrang, den Lebenswecker unseres Jahrhunderts, mit den größeren Städten der Vereinigten Staaten verbunden, entwickelte sich in diesem echt deutschen, weitbekannten und vielgenannten Städtchen ein so reges Leben, wie man es kaum zwei Monate vor dem Eröffnungstage zu sehen nicht gewohnt war, so dass man mit Recht erwarten darf, aus dem Städtchen wird noch eine „Stadt" werden. Manche Stadt dieser großen Union, worauf Amerika stolz ist, zählt heute weit mehr Häuser, als sie vor kaum einem Jahrzehnt Seelen hatte. Und warum sollte Neu-Ulm keine schöne Zukunft haben?

Der Name der bedeutenden, am linken Ufer der oberen Donau in Württemberg gelegenen Stadt Ulm ist entstanden durch Zusammenziehung der drei Anfangsbuchstaben des lateinischen Namens jenes deutschen Landstriches, der jenseits der Grenzen des römischen Reiches lag. Diese Ländereien nannten die Römer ganz einfach: „Ultra Limites Militares", das heißt: „Jenseits der Militärgrenzen". Da das schwäbische Element unter denjenigen, die den Stadtplatz des heutigen Neu-

[1]) Jetzt Chicago Northwestern-Eisenbahn.

Ulm aufsuchten, stark vertreten war, so schlug man für die neue Stadt den Namen „Ulm“ vor. Um aber Irrungen zwischen dem Ulm in der alten Heimat und dem gleichnamigen Städtchen in der neuen Welt zu vermeiden, so benamsete man den neuen Wohnsitz „Neu-Ulm“.

Seit der Zeit der Verfassung der ersten, im Jahre 1876 erschienenen Ausgabe dieses Buches hat sich das beinahe ganz deutsche Städtchen in erfreulicher Weise entwickelt und verändert. Der Orkan vom 15. Juli 1881 räumte mit allen schwächeren, kleineren Gebäuden gründlich auf, wodurch nicht nur manche unschöne Bauten verschwanden, sondern besser und solider errichtete Gebäude an deren Stelle traten. Die stetig anwachsende Bevölkerung, die nun 4000 Seelen beträgt und mit Ausnahme von etwa 80 Seelen durchaus deutscher Nationalität ist, blieb an Wohlstand nicht zurück. Die vielen geschmackvollen und kostbaren soliden Bauten aus Ziegel und Stein, ohne Ausnahme im Besitze von in Neu-Ulm selbst lebenden Bürgern, sind ein sicherer Beweis des Wohlstandes der Einwohnerschaft. Übrigens besitzt die gewöhnlich ärmere Arbeiterclasse in Neu-Ulm mehr Eigenthum, als es sonst irgendwo der Fall ist, da hier fast ein jeder Arbeiter sein eigenes Haus mit kleinem Gärtchen hat, was der Stadt ein sehr zierliches Ansehen verleiht. Vier große Mühlen, vier Brauereien, eine Eisengießerei, eine Essigfabrik, eine Hobelmühle, eine große Ziegelbrennerei und zwei Kalköfen nebst vielen anderen kleineren industriellen Unternehmungen sorgen für Verdienst und einen regen Handelsverkehr mit der gut situierten Umgebung. Ein einträglicher Verkehr in allen Landesproducten und namentlich der blühende Viehhandel hält Groß und Klein im Städtchen im Schwunge, während zwei große Hallen mit geräumigen Bühnen für Theatervorstellungen und Concerte für das Vergnügen, fünf Kirchen mit Pfarrhäusern im besten Zustande, sowie öffentliche und Privatschulen mit höheren und niederen Classen für das geistige Wohl Sorge tragen. Das St. Abranda-Hospital, vor sieben Jahren vom Verfasser dieses Buches gegründet, sorgt für Linderung der körperlichen Leiden und steht unter der Obhut von katholischen, in der Krankenpflege überaus erfahrenen Nonnen. Auch werden gegen mäßige Bezahlung ältere Personen dort sorgsam verpflegt.



Ansicht von Neu-Ulm.



Die Lage und Umgebung Neu-Ulms ist für eine kleinere Stadt von nicht über hunderttausend Einwohnern die denkbar schönste und passendste. Im Jahre 1890 erhielt Neu-Ulm zwei Monumente: das Hermanns-Denkmal, sowie ein Denkmal, das an die Schreckenstage des Jahres 1862 erinnert und deshalb gewöhnlich das Indianer-Denkmal genannt wird. Beide Monumente gereichen der deutschen Stadt zur Zierde und zur Ehre.

Was Neu-Ulm in Bezug auf Größe, Handel und Gewerbe für Berechtigung auf die Zukunft hat, läßt sich allerdings nicht mit Gewißheit berechnen; das ist auch keineswegs die Absicht dieser Schrift, die ein Denkmal der Vergangenheit der Stadt sein soll.

Die Gründung dieser Ansiedlung, die für alle Zeiten interessante Ereignisse aufzuweisen hat, sowie deren Entwicklung bis zur Gegenwart soll in diesen Zeilen der Wahrheit gemäß, insoferne dieselbe zu erfahren dem Schreiber beim redlichsten Bestreben möglich war, kurz und bündig dargestellt werden.

Was die Geschichte der Stadt von der Gründung bis zum Jahre 1862 (August) anbelangt, so ist sie großentheils dem „Neu-Ulm Pionier" vom Jahre 1858 entnommen; das übrige ist den Berichten von Augenzeugen zu danken, von denen sich der Verfasser besonders den Herren Ludwig Meyer, Athanasius Henle und Josef Dambach [1]) verpflichtet fühlt.

Die Idee der Gründung, die man von Chicago aus im Jahre 1853 zu realisieren bestrebt war (Chicago ist die Mutterstadt von Neu-Ulm), hatte ihren Ursprung in dem Bestreben, das Associationsrecht zum Zwecke bürgerlicher Selbständigkeit auszuüben. Arbeiter waren es, die nach abendlichem Unterrichte in der englischen Sprache an ihre sociale Emancipation dachten. Professionisten gesellten sich dazu, man erinnerte sich der Gleichberechtigung aller und des Claimrechtes und gelangte unwillkürlich zum Plane der Gründung einer Colonie. Wie man sich hiebei überhaupt von den Speculationen mit den Eingeborenen ferne halten wollte, so sollte auch gegenseitig alle

---

[1]) Gestorben im Winter 1891 als Schatzmeister der katholischen Gemeinde von Neu-Ulm.

Speculation untersagt sein. Im Gegensatze zu der allgemeinen, aber irrigen Annahme, dass Geld das Hauptmittel zur Ausführung sei, wurde die Arbeit als Hauptmittel aufgestellt. Denn, sagte man sich, wenn die Sache mit Energie und Ehrlichkeit angegriffen wird, so kann es nicht fehlen, dass das Land durch Bebauen rasch im Werte steigt, dass überhaupt die Producte Wohlstand hervorrufen. Diesen Wohlstand wollte man dann verschönern und veredeln durch gemeinnützige sociale Einrichtungen.

Im November 1853 erschien in der „Illinois Staatszeitung“ in Chicago ein Aufruf zur Gründung eines deutschen Landvereines. Eingeladen waren hauptsächlich die Arbeiter.

In Albert Blatzes Haus fand die erste Versammlung statt. Hier traten gegen fünfzig Männer zusammen; man schloss sich aneinander an und schritt zur Organisation des Vereines.

Nachdem der Vorstand und ein Agent gewählt worden waren, beschloss man: „Der Zweck des deutschen Landvereines ist, jedem deutschen Arbeiter, Pfaffen und Advocaten ausgenommen (wörtlich in dem „Neu-Ulm Pionier“ Nr. 7 vom 11. März 1858), eine eigene Heimstätte in einer gesunden, fruchtbaren Gegend, und zwar an einem schiffbaren Flusse zu verschaffen.“ Der Landverein setzte sich also zum Ziele, das zur Besiedelung geeignete Land billig zu erwerben und eine Colonie zu gründen, die einen Stadtplatz einschließen und von Gartenländereien umgeben sein sollte.

Der Agent, beauftragt, Erkundigungen einzuziehen und zu berichten, erklärte alsbald, dass er bereits eine solche Gegend kenne, dass er sie aber erst dann namhaft machen und zeigen werde, wenn der Verein sich zum Ansiedeln anschicke oder zum Ankauf bereit sei; andernfalls sei eine Vorwegkaufung von dritter Seite zu befürchten. Auf seinen Antrag wurde sodann beschlossen, einen monatlichen Beitrag von zehn Cents von jedem Mitgliede zur Bestreitung der Kosten einzuheben, ein Beitrag, den die Versammlung zu erhöhen vergebens sich bereit erklärte. Es ergab sich bald, dass der Beitrag zu gering war. Man konnte nicht vorwärts kommen, obgleich die Mitgliederzahl innerhalb 2 bis 3 Monaten auf etwa dreihundert anwuchs. Zur rascheren Bildung eines Fondes

wurde im Februar 1854 ein Ball in der Nordmarkthalle abgehalten. Jedes Mitglied hatte, wenn es nicht theilnahm, 1 Dollar zu bezahlen und obgleich nur 40 Mitglieder sich betheiligten, war der Ball doch so besucht, dass, den Reinertrag des Schenktisches eingerechnet, nach Abzug der Saalmiete mit 30 Dollars sowie der Musik mit 40 Dollars, 300 Dollars als Reingewinn verblieben.

Im März 1854 wurde ein zweiter Aufruf zur Betheiligung erlassen und angekündigt, dass, wer noch beitreten wolle, dies bis zu einer gewissen Zeit, zu der die Listen geschlossen würden, gegen sofortige Einlage von 3 und 5 Dollars acht Tage später thun möge. Hiernach stieg die Zahl der Mitglieder fast auf achthundert.

Sobald die Schiffahrt im Frühjahr wieder eröffnet worden war, machte man sich auch unter der Leitung des Agenten auf, der für 26 Personen mit einem Schiffscapitän einen Contract für 60 Dollars abgeschlossen hatte und nun das Land zeigen wollte, das in Besitz genommen werden sollte. Zwanzig Personen wollten sofort mit der Ansiedlung beginnen, die übrigen aber sollten erst als ein Ausschuss des Vereines vom Lande Augenschein nehmen und einen gründlichen Bericht abstatten. Der Tag der Abreise ward auf den 4. April festgesetzt.

Am Sonntage vorher fand eine Generalversammlung statt. Der Agent, zur Erklärung aufgefordert, wo das Land liege, erklärte, es nur unter der Bedingung zu nennen, dass ihm zehn Cents per Mitglied als Entschädigung für seine Reise ausgezahlt würden. Hierauf gieng die Versammlung nicht ein, sicherte ihm jedoch eine Entschädigung aus der Vereinscasse zu. Da der Agent dieses Abkommen nicht annahm und bei seiner Weigerung, das Land zu zeigen, beharrte, so vertagte man die Versammlung. Der Ausschuss aber beschloss, am nächsten Morgen zusammenzutreten und dann mit dem Schiffscapitän Rücksprache zu nehmen. Der Schiffscapitän gab anfangs ausweichende Antworten, erklärte jedoch endlich, dass er es übernommen habe, die Leute ganz nördlich auf dem Grund und Boden von Michigan auszuschiffen.

Aus begreiflichen Gründen weigerten sich die 20 Ansiedler, sich dorthin bringen zu lassen, und so unterblieb die Abreise.

Im Laufe der nächstfolgenden Woche gab die Generalversammlung dem Agenten ihr Misstrauen zu erkennen und nahm seine Bestallung zurück. Zugleich beauftragte sie den Ausschuss, Iowa zu bereisen und die dortigen geeigneten Landstriche aufzusuchen. Der Ausschuss kam unverrichteter Sache zurück und berichtete, dass er die geeigneten Plätze bereits in Besitz genommen gefunden habe.

Obgleich Muthlosigkeit eintrat, gab man den Plan doch nicht auf. Zwei Mitglieder des Ausschusses reisten vier Wochen später nach Minnesota ab und kamen mit dem Berichte zurück, dass sie dort den geeigneten Platz gefunden hätten. Als jene zwei Kundschafter, die Herren Weiß und A. Kießling, mit dieser frohen Botschaft aus dem Lande der Hoffnung zurückgekehrt waren, wurde besonders durch eine Rede des Inhaltes, dass man durch Verzögerung der Besitznahme des gefundenen schönen Platzes die höchste Gefahr laufe, ihn zu verlieren, unter den Mitgliedern des Landvereines eine große Aufregung hervorgerufen.

Während viele, darunter die größten Schreier, den Muth verloren, als es mit der Auswanderung nach dem fernen Minnesota Ernst wurde, andere wieder sich darüber belustigten, rüstete sich ein Häuflein ernster und entschlossener Männer, so gut es eben ihre Mittel erlaubten, zum Abzuge von Chicago, um den gepriesenen Platz in Minnesota in Besitz zu nehmen und sich dort Heimat, Haus und Herd zu gründen. In dieser Auswanderer-Gesellschaft befanden sich: M. Wall, Walser, zwei Brüder Henle, Dambach, zwei Brüder Häberle, Ludwig Meyer, W. Winkelmann, Palmer, Kleinknecht, zwei Brüder Mark, L. Herrmann und seine Gemahlin, Kramer, Schwarz, Weiß, Elise Finke, spätere Gemahlin Athanasius Henles, Julius mit Frau und Kind, Voeringen, Wiedeman, Massapust, Zettel mit Frau und Kind, Thiele, J. Brandt, Köck und Drexler.

Die sechs letztgenannten wurden später ein Opfer der Indianer, darunter einige, wie Zettel, mit ihrer ganzen Familie ermordet. J. Brandt, der schon 1857 erschossen wurde, war das erste Opfer der Rothhäute; die übrigen fielen bei dem großen Blutbade im Jahre 1862, worüber später ausführlich berichtet werden wird. C. Herrmann und Kramer wohnen gegenwärtig in St. Paul. Julius, Voeringen und Wiedeman

sind gestorben. Über Schwarz, den Feldmesser mit Messschnur und Taschencompass, und über Weiß konnte der Schreiber dieser Zeilen nichts Näheres erfahren.

Von Chicago gieng es bis Galena 15 Meilen auf der Eisenbahn und dann auf einem Mississippi=Dampfschiffe nach St. Paul. Die von Chicago bis zur künftigen Heimat zu durchreisende Strecke betrug ungefähr 600 englische Meilen. Athanasius Henle, Massapust und Walser waren vorausgereist und waren in großer Versuchung, bei Stillwater, einem in Minnesota am St. Croixflusse an der Grenze Wisconsins herrlich gelegenen, sehr berühmten Holzgeschäftsplatze, zurück=zubleiben.

In St. Paul schiffte sich die Gesellschaft mit Ausnahme von Athanasius Henle, Walser und Häberle auf der „Jeannette Roberts“ ein, um auf dem Mississippi bis Fort Snelling, 6 Meilen oberhalb St. Paul, und dann den Minnesotafluss aufwärts nach ihrem Bestimmungsorte zu gelangen. Obige drei Reisegefährten zogen es vor, mit einem Fuhrwerke die Reise zu machen, da der zurückzulegende Weg nur mehr etwa 70 Meilen betrug. Dieses Extravergnügen hätte beinahe eine unangenehme Unterbrechung erlitten, da in Shakopee, wo die Reisenden etwas verweilten, irrthümlicherweise eine fremde Reisetasche auf den Wagen kam, die der Sheriff 5 Meilen weit zurückholte. In Henderson, das damals sozusagen aus nur einem Hause bestand, wurde in Höschers Boardinghaus übernachtet, um am nächsten Tage nach dem 4 Meilen entfernten Städtchen Le Sueur, das damals aus 3 bis 4 Häusern bestand, aufzubrechen und die langersehnte neue Heimat zu begrüßen, denn der gesuchte Stadtplatz lag einige Meilen Le Sueur gegenüber, auf der linken Seite des Minnesotaflusses. Zwischen Henderson und Le Sueur begegneten dem Fuhrwerke etwa 3—400 Indianer, kriegerisch geschmückt und wild aussehend, so dass den neuen Ansiedlern ob dieses Anblickes nicht wenig bang wurde, besonders, da es die ersten Sioux=Indianer waren, die sie sahen. Als man aber unglücklicherweise umwarf und die Indianer bereitwilligst das Fuhrwerk wieder instandsetzen halfen, war man wieder muthigen und freudigen Herzens. Auch die Gefährten auf dem Dampfschiffe kamen wohlbehalten in Le Sueur an und nun begab man sich auf

den neuen Stadtplatz, den man schon in Chicago ausgelegt und verlost hatte, so dass jeder seine betreffenden „Lotten“ mit sich in der Tasche trug.

Als man 3 Meilen von Le Sueur, auf dem linken Ufer des Minnesotaflusses, ein von der Flussniederung ziemlich steil aufsteigendes Plateau erklommen hatte, befand man sich auf dem gesuchten Stadtplatze, der aber niemandem gefiel. Zwar war er wohl größtentheils mit Holz bedeckt und auch westlich und nördlich von einem mächtigen, das Plateau einige Meilen weit bedeckenden Wald umgeben, während am Fuße der Anhöhe eine herrliche Wiese lag, durch die man zum Flusse einen Canal bauen konnte, worüber man sich bereits während der Reise besprochen hatte; nichtsdestoweniger wurde der Platz doch verworfen.

Zum Unglücke sehnten sich einige nach Wasser, da sie (es war ein ziemlich warmer Septembertag) beim Gehen durstig geworden waren, konnten aber auf dem Stadtplatze kein Tröpflein Wasser finden. Mit dem geplanten Canal, dem Hafen und den Zickzackstraßen, die man errichten wollte, hatte es ein Ende, und man nahm vom Platze nicht unliebsamen Abschied, um wieder nach Le Sueur zurückzukehren; dort beschloss man, nach dem 14 Meilen entfernten Travers des Sioux, dem letzten, aber ziemlich bedeutenden Handelsposten zu ziehen. Zu bemerken ist, dass ungeachtet der Enttäuschung, die man beim Anblicke des so viel besprochenen Stadtplatzes empfand, weder Entmuthigung, noch Unwille sich kund gaben.

In Travers trafen die Reisenden einen Mann, der von einem ausgezeichneten Stadtplatz viel fabelte. Am nächsten Tage machten sich 11 Mann auf, um diesen Platz, der etwa 8 Meilen von Travers, am Schwanensee, gelegen war, in Augenschein zu nehmen und fanden eine weithin ausgedehnte, mit hohem Grase bedeckte Niederung, die niemandem gefiel, außer dem sie anpreisenden Manne, der von der Ableitung des großen Sees in den Minnesota und von Anlegung von Factoreien sprach. Sieben von jenen Männern kehrten nach Travers zurück; vier aber, Athanasius Henle, Ludwig Meyer, Fr. Massapust und Alois Palmer, wollten das Land westlich vom Schwanensee, das in der Ferne ungemein einladend aussah, auskundschaften und um jeden Preis einen Platz finden,

der sowohl der Bedingung der Statuten des Landvereines, dass nämlich der Stadtplatz mit Holz bewachsen und an einem Flusse gelegen sein müsse, als auch den Wünschen der Mitglieder des Vereines entsprechen sollte.

Nach einer kalten, in hohem Prairiegrase verbrachten Nacht wandten sie sich, obgleich auf eine weitere Expedition beim Verlassen von Travers unvorbereitet und ohne Provisionen, längs des Sees, der sich viele Meilen ausdehnt, westlich, und hatten viele Mühe, sich durch das hohe und dichte Gras einen Weg zu bahnen. Hunger und Müdigkeit stellten sich ein, als sie glücklich auf einen Pfad gelangten, auf dem gerade eine Abtheilung Soldaten in der gewünschten Richtung nach dem neu errichteten Fort Ridgely zog. Zufällig erbarmte sich ein deutscher Soldat seiner hungernden Landsleute, die, wie die meisten der Auswanderungs-Gesellschaft, sehr wenig englisch verstanden, und gab ihnen, wenn auch heimlich vor seinem Commandanten, ein Stück Speck und eine sehr große Kartoffel. A. Palmer trank bald nach dem spärlichen Mahle aus einem Bächlein und bekam zum Leide aller das Fieber, was ihn aber nicht abhielt, mit den übrigen die Marschroute einzuhalten. Gegen Abend eilten sie mit Freuden auf eine Hütte zu, fanden sie aber leer, da dieselbe von ihrem Eigenthümer, einem „Halfbreed", der zu dieser Zeit auf der Sioux-Agentur bei der Zahlung anwesend war, verlassen worden war.

Weiter marschierend, vernahmen sie nach einer Strecke Weges Kindergeschrei und Hundegebell, dem sie folgten, und kamen zu einer Hütte, in die gerade ebenfalls ein neuer Ansiedler, ein Amerikaner, eingezogen war, der weder ein Nachtquartier, noch etwas Essen zu geben imstande war. Der neue Ansiedler zeigte ihnen aber einen Pfad, „Indian trail", welcher sie nach seiner Aussage in die Flussniederung zu einem Franzosen bringen werde, wo sie Nachtquartier und Verpflegung erhalten sollten. Sie waren etwa 34 Meilen von Travers entfernt und hatten bis zum Nachtquartier noch 6 bis 8 Meilen. Um Mitternacht kamen sie endlich an dem ersehnten Ziele bei einem Franzosen, namens Josef La Framboise an,[1]) der an eine Indianerin (Squaw) verheiratet war und viel

[1]) Im „Neu-Ulm Pionier" steht: La Trambocie.

mit den Indianern verkehrte. Da ein Deutscher als Knecht bei ihm diente, wurden sie freundlich aufgenommen, mit Kaffee und Muskrattenfleisch bewirtet und neben etwa 50 Rothhäuten zur Ruhe gebettet. Dass sie, in so ungewohnter Gesellschaft schlafend, sich etwas beunruhigt fühlten, lässt sich sehr leicht denken.

Am Morgen machte man dem freundlichen Hausvater die Visite; es stellte sich heraus, dass er, ein Canada-Franzose, bereits 19 Jahre an jenem Platze mit den Indianern Handel trieb und bereits die dritte Indianerfrau hatte. Das Haus dieses Mannes lag 4 Meilen vom Fort Ridgeley und 12 Meilen nordwestlich von dem Platze entfernt, der endlich die Stadt Neu-Ulm tragen sollte. Der Minnesotafluss kommt bis zu La Framboises Wohnung aus nordwestlicher Richtung, nimmt bei Neu-Ulm einen mehr östlichen Lauf an, den er etwa 30 Meilen bis Mankato beibehält, von wo er gegen Travers nördlich fließt.

Der Mann, der in die früheste Geschichte von Minnesota verflochten ist, war äußerst artig und wurde ganz entzückt, als er erfuhr, dass Deutsche in seiner Nähe eine Ansiedlung beabsichtigten. Er reichte sofort einen Labetrunk, zündete eine lange Indianerpfeife an, die dann im Kreise herumgieng, und erklärte sich bereit, den besten Platz im Umkreise zu zeigen. Erfreut, in seinem Alter noch die Nachbarschaft von Weißen zu bekommen, führte er die Kundschafter ins Freie und zeigte ihnen die Richtung, wo der Platz lag. Diese versprachen noch, ihn der Freundschaft der Ansiedler zu empfehlen, worauf sie von seinem Sohne in einem Canoe über den Fluss gesetzt wurden.

Nun zogen sie in der angegebenen Richtung südöstlich weiter, durchstreiften einen schönen Wald, der mit Riesenhecken des wilden, damals gerade mit reifen Trauben beladenen Weinstockes durchzogen war, fanden viele Quellen, überschritten Bäche, wanderten zuweilen über die Prairie und brachten so den Tag zu. Gegen Abend stieß man auf einen Idianerpfad und nahm diesen auf, um womöglich zu einer Wohnung zu gelangen, in der man übernachten könne.

Die Nacht war schon angebrochen, es wurde sehr finster, ohne dass man zu dem erwünschten Ziele gekommen wäre. Es

blieb daher nichts übrig, als sich unter schützenden Bäumen ein Nachtlager zu bereiten, so gut es die Umstände erlaubten. Nach einem kargen Mahle von Indianerbrot und Wasser begab man sich zur Ruhe. Wohl gewährte das dichte Laub der Bäume einigen Schutz, allein als gegen Morgen die Kälte empfindlich wurde, war an Ruhe nicht mehr zu denken. Man beeilte sich daher, eine Kalkbrennerei aufzufinden, von der das Fort Ridgeley den Kalk bezog und in dessen Nähe das gelobte Land liegen sollte. Matt, steif und mit wunden Füßen schleppte man sich weiter.

Endlich kam den Wanderern ein Halbblut-Indianer entgegengeritten, der ihnen mittheilte, dass der ersehnte Platz noch 10 Meilen entfernt sei; man war schmählich fehlgegangen, ohne dem Ziele näher zu kommen, und beinahe wäre allgemeine Niedergeschlagenheit eingetreten; da schob einer von dem Comité ein Stück Tabak in den Mund, versichernd, dass dies stärke und rief, auf seine langen Füße zeigend: „Vorwärts!“

Nach einem mühseligen Marsche kam man endlich bei Sternenhelle zu einem größeren Nebenflusse des Minnesota, dem Cottonwood (indianisch: Waraju), von dem man nach den erhaltenen Angaben wusste, dass er an dem gesuchten Platze vorbeifließe. Dort fand man zwei leere Indianerhütten, die aus zweifingerdicken, in der Runde aufgesteckten und mit Rinde überdeckten Stangen bestanden. Die müden Reisenden legten sich mit leeren Mägen auf die Rindenlager zu Bette, beneideten die in Travers zurückgelassenen Genossen, die jedenfalls gut zu Abend gegessen hatten, und schliefen, ohne zu träumen, dass sie abends vorher ungefähr eine Meile von ihrem Nachtquartiere den künftigen Stadtplatz überschritten hatten.

Bei ihrem Erwachen am folgenden Tage stand die Sonne schon hoch, und als man vor die Hütten trat, sah man, dass das unfreiwillige Quartier ein Indianerdorf sei, dessen Bewohner eben abwesend waren. Da standen viele Häuser umher und ganz in der Nähe waren Indianerleichen auf 8 Fuß hohen Stangen und in Kästen ausgestellt.

Die bleichenden Gebeine und grinsenden Schädel waren gerade nicht sehr einladend anzuschauen. So schauerlich der Anblick dieser fremdartigen Dinge aber auch war, so ermuthi-

gend wirkte dagegen die Schönheit der Gegend am Einflusse des Cottonwood in den Minnesota. Man pries sich daher glücklich, das langersehnte Ziel gefunden zu haben. Nach einigem Suchen erblickte man endlich auf dem anderen Ufer die Kalkbrennerei. Ein Winnebago-Indianer,[1]) der gerade des Weges geritten kam, brachte die vier Mann, die durch das schon kalte Wasser zu gehen sich scheuten, für 25 Cents Mann für Mann, auf seinem Pferde reitend, über den Cottonwood. Eilends gieng es nun auf die nahe gelegene Kalkbrennerei zu, angefeuert durch die Hoffnung auf die solange entbehrte Speise. Man täuschte sich auch nicht, denn neben köstlich dampfenden Enten wurden auch Muskratten serviert. Ausgeruht und neu gestärkt, machte man sich nun nach St. Peter auf. Die Gegend in der Nähe des Cottonwood- und Minnesotaflusses war für die Anlage der neuen Stadt gewiss in jeder Hinsicht überaus geeignet.

---

[1]) Im „Neu-Ulm Pionier" steht Canada-Franzose.

Zweites Capitel.

Neu-Ulm. — Der Cottonwoodfluss. — Fruchtbares Land. — Die vier Pfadfinder kehren zurück. — Frischer Muth. — Neue Ankömmlinge. — Ein amerikanischer Städtegründer. — Die neue Heimat. — Anlage von Winterquartieren. — Das erste Blockhaus. — Mangel an Lebensmitteln. — Ein edler Franzose. — Gastfreundschaft der Indianer. — Ein Vorrathhaus. — Schmuggel nach Fort Ridgeley. — Indianer. — Ein Rechtsstreit um Grund und Boden. — La Framboise hilft. — Blattern unter den Indianern. — Eine zurückgelassene Leiche. — Handel. — Das Blockhaus brennt ab. — Kälte und Hunger. — Eine Kindtaufe. — Der Stadtplan. — Zank und Hader. — Zwei Stadtplätze. — Ein Landmesser. — Eine neue Organisation. — Kampf mit Indianern. — Die ersten Hausbesitzer. — Neu-Ulm.

Der Cottonwood war besonders am rechten Ufer stark mit Gehölz bewachsen und schien zur Anlage von Mühlen und Fabriken[1]) geeignet. Vor seinem Einflusse in den Minnesota erstreckt sich auf dem rechten Ufer jenes Flusses ein unabsehbarer Wald. Bei der Kalkbrennerei sind Kalksteine in Fülle und ihr gegenüber auf dem linken Ufer des schiffbaren Minnesota ist ein ausgedehntes Lager von schönem, rothem, feuerfestem Sandstein (Red Stone), wonach jener Platz selber benannt wurde. Kaum 3 Meilen nördlich lag der Wald, worin die Reisenden am vorhergehenden Tage herumirrten und der sich mehrere Tagesreisen lang längs des Minnesotaflusses hinaufzieht. An diesen Wald, der nirgends von sehr großer Breite ist, schmiegen sich jene unermesslichen Prairien an, die sowohl ihrer Fruchtbarkeit als Schönheit wegen mit den schönsten

[1]) Dem unerfahrenen Beschauer nur scheint der ziemlich rasch fließende Cottonwood mit seinem tiefen Bette günstig für Fabriken. Wer ihn einmal im Frühlinge gesehen hat, wo er manchmal bis auf 15 Fuß steigt und seine mächtigen Wogen über die Flussniederung dahinwälzt, dem wird es klar, dass die Anlage von Fabriken mit ungeheuren Kosten verbunden sein würde. Weiter oberhalb ist er zu solchen Anlagen stellenweise sehr günstig, hat klares, frisches Quellwasser und ausgezeichnete Fische in Menge.

aller Ländereien der Union in die Schranken treten können. Bei einer solchen Sachlage der Dinge war es kein Wunder, dass man den Rückweg, der bei 30 Meilen betrug, voll Heiterkeit zurücklegte. Einmal, als Palmer ganz ermüdet vorschlug, zu übernachten, sagte der lange Henle: „Ich habe lange Beine, ich will vorausgehen, — wer will, gehe mit!"

Um 12 Uhr nachts kam die Expedition in Traverse an, wo die meisten der übrigen Genossen voll Unruhe noch wach waren. Auf die Frage: „Nun, habt Ihr einen guten Platz gefunden?" gab man ihnen die Antwort: „Den besten, denn die Häuser stehen schon bereit, Euch aufzunehmen, und der Friedhof ist auch nicht fern." So wunderlich diese Antwort klingen mochte, die mit Anspielung auf das Indianerdorf gegeben wurde, erkannte man doch aus den zufriedenen Blicken der Todmüden, dass das Ziel gefunden sei, und man beschloss, anderen Tages dahin aufzubrechen. Die Aufregung über den nur oberflächlichen guten Bericht war so groß, dass die vier Pfadfinder früh morgens aus dem besten Schlafe geweckt wurden, um den Zurückgebliebenen, zu denen sich auch wieder ganz neue Ankömmlinge von Chicago gesellt hatten, über ihre Erlebnisse, die gesehene Gegend und besonders den Stadtplatz den genauesten Bericht zu erstatten.

Es war am 8. October. Nachdem man den befriedigenden Bericht gehört hatte, wurde das Frühstück eingenommen und dann allgemein zum Aufbruch nach der Gegend des Kalkofens gerüstet. Muth und Heiterkeit strahlte aus den Blicken aller, und nur wenige wurden so müde, um von Zeit zu Zeit sich auf dem Wagen auszuruhen. Mit Provisionen glaubte man sich bis auf weiteres hinlänglich versorgt zu haben.

Es dürfte hier der Ort sein, zu bemerken, dass die Gesellschaft, die schon über dreißig Mann zählte, meistens aus neu Eingewanderten bestand, die besonders wegen der in Chicago in jenem Jahre arg hausenden Cholera sich gerne westlich zogen, und weder mit den Zufälligkeiten des Grenzlebens, noch mit dem Klima Minnesotas im geringsten bekannt waren.

Die Gesellschaft reiste am ersten Tage bis zu einem Amerikaner, der eine Stadt ausgelegt hatte, und sich Mühe gab, die Heimatsuchenden bei sich zu behalten. Allein, obwohl einige die Lust anwandelte, die Einladung des Städtegründers

anzunehmen, waren doch die meisten dagegen, und am nächsten Morgen gieng es weiter westwärts. Die von jenem Amerikaner vorgezeigten, von ihm selbst gezogenen prächtigen Früchte spornten die Auswanderer nur an, deren Anbau in noch besserer Gegend selbst zu versuchen. Von der Stadt des Amerikaners weiß man heute nichts mehr.

Wohlbehalten und ohne Unfall langte man, nachdem man den Minnesotafluss übersetzt hatte, bei dem gastfreundlichen Kalkbrenner an, konnte jedoch unmöglich die ganze Compagnie unterbringen, so dass einige nach jenen Indianerhütten aufbrechen mussten, wo vorher die hungrigen Kundschafter gewohnt hatten, gleich Odysseus, ohne zu wissen, wo sie sich eigentlich befanden.

Kaum war man am nächsten Morgen erwacht, so begann man voller Erwartung den gepriesenen Platz, den die Landsucher einige Tage vorher nur nachts betreten hatten, näher in Augenschein zu nehmen. Am Cottonwood erwartete man die ersten Sonnenstrahlen und bald traten die Gegenstände nahe und fern scharf hervor. Das rothe Gestein von Red Stone, auf dem linken Ufer des Minnesota, hob sich umso interessanter ab, als schöne Aussichten in dieser Gegend selten sind. Die Prüfung der Gegend machte einen so guten Eindruck, dass man sich in die Heimat versetzt glaubte; die Befriedigung war allgemein. Was die Statuten anbelangte, so hatte der herrlich gelegene, sich in schiefer, gegen Osten hinneigender Ebene hinziehende, vom Minnesota und Cottonwood aufsteigende Stadtplatz nicht genug Holz. Als Massapust einmal auf diesen Umstand aufmerksam machte, sagte Henle, dass die Stadtleute das Holz ja von den Farmern kaufen könnten. Obwohl man sich für den neuen Stadtplatz noch nicht endgiltig entschieden hatte, erschrak man doch, als einige mit weißer Leinwand bedeckte Wagen in der Ferne sichtbar wurden, da man vermuthete, dass die Insassen jener Wagen vielleicht beabsichtigten, diesen schönen Platz in Besitz zu nehmen; es gieng nämlich ein Gerücht, dass jener Platz sowohl von den Canadiern, als von einer St. Louis-Gesellschaft zu einem Stadtplatze ausersehen sei. Man machte sich daher eiligst daran, den geeigneten Ort mit hohen Stangen, auf die man Bündel dürren Grases band, als schon in Besitz genommen zu bezeichnen. Die heran-

2

nahenden Wagen aber gehörten Landmessern der Vereinigten Staaten.

Nun galt es vorerst, sich ein Winterquartier zu bereiten, da die Tage und besonders die Nächte empfindlich kalt wurden. Auf offener Prairie konnte man nicht bleiben, und auch in den Indianerhütten nicht, da schon früh morgens ein Indianer gekommen war und den Ansiedlern mit lächelnder Miene bedeutet hatte, dass sie sich fortmachen sollten. In Anbetracht, dass die Gegend, wo der freundliche Indianerhändler La Framboise die Kundschafter bewirtet hatte, stark mit Holz bewachsen und, im tiefen Flusssande liegend, durch Weiden geschützt war, sowie dass La Framboise selbst den Ansiedlern Schutz und Rath versprochen hatte und dass das nahe Fort im Nothfalle den bedrängten Ansiedlern zu Hilfe kommen würde, beschloss man, für den kommenden Winter in der Nähe von La Framboise und dem Fort vorläufig sich niederzulassen, brach auf und zog über das Terrain der künftigen Stadt den Minnesotafluss aufwärts. Da die Indianer, die an einem Bache, vier Meilen von La Framboise entfernt, ein Dorf aufgeschlagen hatten, wegen Auszahlung ihrer Gelder auf der Agentur abwesend waren, nahm man bis zur Errichtung einer großen Blockhütte von den leeren Häusern Besitz. In dieser Hinsicht glaubte man geborgen zu sein; allein bald machte sich ein Mangel an Lebensmitteln geltend, da die zwei Fass Mehl und die wenigen von einem Halbblut-Indianer gekauften, noch unreifen Kartoffeln, die nicht über 14 Tage langten, bald aufgezehrt waren. Man litt sozusagen an einem zu guten Appetit, der noch durch reichlichen Genuss von Trauben, die der Wald in Überfluss darbot, gesteigert wurde. Manche hatten Chicago, wo die Cholera so heftig wüthete, krank verlassen, und mussten nun, durch Bewegung, frische Luft und gesundes Klima gestärkt, fast Hunger leiden.

Zu Beginn des Winters hatte man das Gefährliche der Lage noch gar nicht begriffen. Die nächsten Plätze, wo man im äußersten Nothfalle Unterstützung erhalten konnte, waren das Fort, 8 bis 10 Meilen oberhalb, und Traverse des Sioux, 35 Meilen unterhalb der Ansiedlung. Nur ein Fuhrwerk stand zur Verfügung und dieses konnte von den vorhandenen vier ausgemergelten Ochsen, wovon zwei im Winter auch zugrunde

giengen, kaum noch fortgeschleppt werden. Heu war wenig oder gar nicht vorhanden. Der edle La Framboise leistete Unterstützung, soviel er konnte. Dennoch haben die Ansiedler, mit 20 Dollars-Goldstücken in der Tasche, stark hungern müssen. Die Brüder Mark mussten sich deshalb aufs Gerathewohl nach Fort Ridgeley auf den Weg begeben, um einiges einzukaufen. Sie verfehlten die Richtung und kamen, statt an den Punkt, wo man mit einem Canoe überzusetzen hat, in der Dunkelheit an eine Stelle, wo ein Indianerlager aufgeschlagen war, das sich ihnen durch den Schimmer der Feuer verrathen hatte. Sie wurden herzlich aufgenommen und gastfrei mit Wildbret bewirtet. Am andern Morgen auf den rechten Weg gewiesen, langten sie am Orte ihrer Bestimmung richtig an.

Da sie sich aber zu lange auf dem Fort hatten aufhalten müssen, so waren sie in der nächsten Nacht wieder genöthigt, im Freien zu übernachten, was sie denn auch im Walde unter einem Baume thaten, worauf sie folgenden Tages wohlbehalten wieder zurückkehrten. Es waren inzwischen weitere Mitglieder angelangt, die ebenfalls wenig Lebensmittel, aber einen guten Appetit mitbrachten, so dass sich Jos. Dambach entschloss, dem Bedürfnisse durch Anlegung eines großen Lebensmittel-Vorrathes abzuhelfen, und darum nach St. Paul, etwa 130 Meilen vom Lager entfernt, zurückreiste.

Man war voll der schönsten Hoffnung und wohlgemuth, besonders da man vernahm, dass die Indianer in diesem Winter nicht zurückkehren würden, und man so ihre Rindenpaläste ohne hohen Zins gemüthlich bewohnen könne. Das Fort wurde der Lebensmittel wegen fleißig besucht; da jedoch dort nur meist auf ungewöhnlichem Wege etwas erlangt werden konnte, so gab es oft einen Wettlauf, um nur einige Abfälle, Eingeweide, Rindsköpfe u. s. w., zu erobern. Oft giengen zwei oder drei gleichzeitig in der Nacht heimlich nach dem Fort, um einander zuvorzukommen. Glücklich, wer etwas Schnaps hatte, denn dieser vermochte bei den Soldaten selbst mehr als Geld. Da gegen solchen Geheimhandel, besonders gegen Whisky, vom Commandanten ein strenges Verbot gehandhabt wurde, musste man zu allerlei schlauen Ausflüchten und zu List Zuflucht nehmen, um oft unbedeutende Abfälle von Lebensmitteln zu erhaschen. Günstig gelegen war die Sägemühle, in welcher für das Fort

2*

die Bretter geschnitten wurden; mancher hungrige Ansiedler und mancher durstige Soldat machten dort friedlich ihre Geschäfte ab.

Leider hatte man sich auch hinsichtlich des gehofften Ausbleibens der Indianer getäuscht, die bald einzeln und endlich in Banden erschienen. Der erste Trupp führte ein wildes Musikcorps mit sich; auch ein Häuptling befand sich dabei. Als diese Indianer, die dem Stamme der Sioux angehörten, der Weißen ansichtig wurden, die von ihrer Reserve Besitz ergriffen hatten, geriethen sie in große Bewegung. Der Häuptling begab sich mit Waffen in das Blockhaus, das man mittlerweile gemeinsam als Gemeindehaus gebaut hatte, ergriff den Ältesten der Eindringlinge, Ludwig Meyer, bei der Hand und zog ihn zur Rechenschaft. Unter anderem zeigte er ihm einige Löcher, die man zur besseren Ventilation in den Rindentepees ausgeschnitten hatte, durch unverkennbare Zeichen kundgebend, dass das ganze Tepee verdorben sei. Einige Indianer sprachen schon von nippo, tödten, wenn man nicht fortgehe — po-kat-schi.

Da man wohl einsah, dass man bei den Wilden mit der diplomatischen Deutung der Sprache nicht ausreichen dürfte, musste die internationale Verhandlung auf die Art der Erörterungen beschränkt werden, welche den Kaufleuten auf den Oasen in der Sahara, z. B. auf dem großen Markte von Timbuctu, eigen ist: „Ihr habt hier in unsere verbrieften Rechte eingegriffen," verdolmetschte der Häuptling mittelst Zeichen, „das Gesetz verbietet Euch hier zu wohnen; dieses Land ist unser Eigenthum bis hinüber zum Cottonwoodflusse, da in die Prairie hinein, da hinunter und dort hinauf; ich werde Euch beim Häuptling auf Fort Ridgeley verklagen." — Damit entfernte sich der Sohn der Wildnis stolz, den Arm sinken lassend, mit dem er die Grenzen beschrieben.

Vom Commandanten des Forts Ridgeley wurde die Beschwerde an den Gouverneur nach St. Paul geleitet, der dahin entschied, dass die Ansiedler den Platz zu räumen hätten, wenn sie sich nicht auf Congressland befänden; sei dies aber der Fall, so hätten die Sioux sich auf ihre Reserve zurückzuziehen. Die Sioux besaßen dort vertragsmäßig, etwa neun Meilen von der heutigen Stadt Neu-Ulm anfangend und an

beiden Seiten des Minnesota rechts und links bis auf die Entfernung von 10 Meilen, alles Land bis zum Big Stone Lake.

Man befand sich nun in einer sehr prekären Lage, weil die Ausführung des delphischen Ausspruches thatsächlich in den Händen von Leuten lag, die den bis dahin ungestört innegehabten Besitz umsomehr lieben mussten, als sie, so weit westlich gedrängt, durch ihre Traditionen sehr wohl wussten, dass ihre Vorfahren ganze Staatengebiete zu eigen gehabt hatten. Zerstörung des Winterquartiers, ja Gefahr für das Leben war zu befürchten. Jetzt erinnerte man sich der Versprechungen des edlen La Framboise, der als geachteter Indianerhändler, und durch Heirat gleichsam Stammesgenosse der Sioux, von Einfluss und Nutzen sein konnte. Man täuschte sich nicht. La Framboises Einfluss bewirkte sofort, dass die Indianer aufbrachen und den Platz verließen. Ein Theil zog in die Nähe seiner Wohnung, der andere eine Strecke den Fluss hinauf.

Kaum war diese Schwierigkeit beseitigt, so trat auch schon der Winter ein, und mit ihm leider ein für die Indianer großes Unglück. Die Blattern brachen unter ihnen aus. Im Schreck hierüber zogen die Sioux ganz aus der Gegend weg, vielleicht auch deshalb, weil sich ergab, dass der von den Indianern besetzte Platz zufällig noch außerhalb des Indianer-Gebietes lag.

Die Zelte des benachbarten Indianerlagers fand man, bis auf eines, ihrer Umhüllungen, Büffelhäute und Rinden, entkleidet. Dieses beherbergte eine Leiche. Da die Sioux diese gänzlich verlassen hatten und doch sonst mit großer Verehrung gegen Leichen verfahren, so stellte man die Vermuthung auf, dass hier ein ganz besonderer Aberglaube ihrem „großen Geiste“ gegenüber gewirkt haben müsse. Auch später wurde die Leiche von den Sioux weder ausgestellt, noch beerdigt oder abgeholt. Da die Wölfe aber darüber herfielen, wurde sie von den Ansiedlern begraben.

Was für Empfindungen regen sich in uns den armen gemisshandelten, einst so edlen Indianerstämmen gegenüber, die in vergangenen Jahrhunderten unsere Vorfahren gastfrei aufnahmen und die gegenwärtig wie Bettler im eigenen Erbe umherziehen und langsam in Trümmern verkommen müssen! Was für Gefühle, wenn wir den Strom der Weißen unwider-

stehlich über jene Kinder der Natur sich ergießen sehen, brandend, wo er mit ihnen zusammentrifft! — Ist es die Civilisation, was ihnen der Weiße bringt? Blattern und andere Seuchen, sowie Whisky sind seine Gaben, wenn nicht Pulver und Blei.

Im Laufe des Winters, der sehr milde war, kamen einzelne Indianer zu den Ansiedlern nach ihrem früheren Dorfe zurück, um Tauschhandel zu treiben. Sie wurden sehr freundschaftlich empfangen. Aber von ihren Handelsartikeln: Stickereien, Mocassins, Arm- und Fingerringen ꝛc. nahm man nichts, sondern gab ihnen die Lebensmittel, die sie dafür eintauschen wollten, umsonst. So kamen und giengen sie einzeln in Freundschaft. Mancher Sioux dürfte in dieser Zeit von einem Ansiedler Wohlthaten empfangen haben, die er im verhängnisvollen August des Jahres 1862 mit dem todbringenden Tomahawk oder der meuchlerischen Kugel bezahlt hat.

Um keinen Augenblick unbenützt vorübergehen zu lassen, wurde schon zu Beginn des Winters ein Platz für eine Sägemühle mit Wasserkraft ausgesucht und von Holz und Gebüsch gesäubert; auch Sägeblöcke für die Mühle wurden geschlagen. Der Winter war sehr schneereich. Indessen hatte man Holz genug zum Brennen, drei Öfen in dem gemeinsamen großen Blockhause und auch Lebensmittel zur Genüge. Die Sache begann gemüthlich zu werden. — Da brachte der 15. Februar eine außerordentliche Kälte, die eine etwas übertriebene Einfeuerung veranlasste, wodurch ein Ofenrohr in Brand gerieth und das Strohdach entzündete, das gerade vom Schnee entblößt war. Man bemerkte das Feuer erst, als bereits das ganze Haus in Flammen stand und die brennenden Holzstücke auf den oberen Boden fielen, wo ein Kranker lag. Das ganze Blockhaus und mit ihm vieles zum Leben Nothwendige brannte ab, jedoch ward niemand am Leibe beschädigt.

Die Ansiedler waren nach dem Brande genöthigt, die elenden Indianerhütten zum zweitenmale zu beziehen, was umso empfindlicher war, als die gesteigerte Kälte anhielt und es an Lebensmitteln und Kleidungsstücken fehlte. Die Familienväter, die um diese Zeit aus Noth nach dem Fort giengen, mussten häufig leer zurückkehren, da dort die Vorräthe sehr stark im Abnehmen waren. La Framboise hatte Haferstroh hergegeben, womit eine Hütte bekleidet ward, in die man einen

Ofen gesetzt hatte. Doch war dieser schwache Schutz keineswegs ausreichend gegen den scharfen Nordwestwind. Nur durch Einwickeln in Buffalohäute konnte man sich einigermaßen vor der fast ungehindert eindringenden Kälte schützen. Hatte man einen mit warmen Speisen angefüllten Teller abgegessen, so froren die kalten Reste alsobald zu Eis. Es konnte nicht anders sein: wer je in Nordamerika im Winter dem Nordwestwinde ausgesetzt war, der ungehemmt über die riesigen Ebenen bis weit nach Süden eisig dahinfährt, der wird den Ernst der Lage der Ansiedler ermessen können, namentlich wenn er berücksichtigt, dass deren Kleidung unzureichend war und die Wohnungen keinen genügenden Schutz boten. Dennoch begrüßten, als die Kälte nachließ, mit Ausnahme eines jungen Mannes, der dem Winter zum Opfer fiel, alle gesund die Boten des Frühlings, die in den warmen Tagen zu Anfang des Monats März sich bald langsam, bald rascher einstellten.

Einige, darunter die beiden Henle und Zettel, schnitten sich mit einer großen Handsäge selbst Bretter und bauten sich hievon Häuser.

Diese Beschreibung der Leiden und Freuden der städtegründenden Chicagoer Auswanderer im Urwalde auf Minnesotas jungfräulichem Boden mag dem geneigten Leser einen schwachen Begriff geben von den Strapazen eines Winter- und Ansiedlerlebens unter ähnlichen Umständen.

Hier dürfte es am Platze sein, nach der persönlichen Mittheilung des Athanasius Henle zu bemerken, dass er, ohne Priester oder Prediger sein zu wollen, bei der neuen Ansiedlung die ersten geistlichen Functionen vornahm. La Framboise, der vernahm, dass Henle katholisch sei, bat ihn, sein Kind zu taufen, was er selbst nicht thun konnte, da er nämlich nur einen Theil der Taufformel wusste, die Stelle vom Vater und Sohn, den heiligen Geist aber vergessen hatte.

Als nun mit der allmählichen Belebung der Natur sich hoffnungsvoll auch die Gemüther belebten, begann man über die endgiltige Ordnung der Dinge zu verhandeln. Zunächst war die Frage zu entscheiden, wo die Stadt erbaut werden solle. Der Stadtplan war ja schon in Chicago gemacht und daselbst waren auch die Antheile verlost worden. Einige von den Ansiedlern hatten sich in der Nähe des Winterquartiers

Privatclaims gemacht, und stimmten gegenüber jenen, deren Antheile bei der Verlosung günstig gefallen waren, für Beibehaltung des im Winter innegehabten Platzes. Man hatte sogar schon die Gassen ausgehauen und den Platz vermessen.

Die Parteien waren getheilt. Die von Chicago unterdessen Neuangekommenen waren im allgemeinen mit dem jetzigen Stadtplatze, der wegen seiner ungünstigen Lage von Natur aus schon vieles gegen sich hatte, unzufrieden. Andere, darunter Ludwig Meyer, dem das Amt eines Vereinsschatzmeisters übertragen war, stimmten consequent für den so mühevoll gesuchten und am Cottonwood im vorhergehenden Herbste gefundenen Platz. Es gab deshalb viel Hin- und Herreden, ohne dass dadurch gerade der Frieden ernstlich gestört worden wäre, da man diese Angelegenheit ja ohne Zweifel dem Vereinsausschusse in Chicago zur Entscheidung vorlegen musste.

Wie schon früher einmal bemerkt worden ist, wurde in Erfahrung gebracht, dass eine Ansiedlungsgesellschaft von St. Louis die Gegend des unteren Indianerdorfes am Cottonwood sich zu einer Stadt ausersehen habe. Man vergewisserte sich durch einen Abgesandten, der auch auf dem betreffenden Platze an einer auf vier Seiten angehauenen Eiche die Namensunterschriften von vier Mitgliedern jener Gesellschaft und in der Niederung die Trümmer einer abgebrannten Hütte, die im Verlaufe des Winters erbaut worden sein musste, auffand. Auch erfuhr er, dass darin ein Irländer als Wache für den Platz gewohnt habe; wahrscheinlich hatten Indianer ihn beunruhigt und vertrieben.

Unter diesen Umständen suchte nun der Abgesandte Ludwig Meyer, der persönlich für den Platz gestimmt hatte, denselben zu sichern, und schlug deshalb Pfähle ein, an die er Zettel anheftete mit der Inschrift, dass dieser Platz vom Chicagoer Ansiedlungs-Verein beansprucht werde. Diese Handlung Meyers, durch die vorerst bis zum Einlaufen der Entscheidung von Chicago zwei Plätze gesichert wurden, rief bei einigen Freunden des jetzigen Platzes eine solche Erbitterung hervor, dass sie drohten, seine und seiner erwachsenen Söhne Privatclaims wegzunehmen.

Unterdessen wurde es unter den Amerikanern bekannt, dass Deutsche im Begriffe wären, sich in Minnesota und in Brown County die besten Plätze für Städte auszuwählen,

dass deren schon so und so viele zwei Städte gegründet und Claims genommen hätten, dass noch viele dahin unterwegs seien u. s. w., was Hass und Eifersucht unter den Yankees wachrief. Zum Glücke hatten sie von der Gesetzes- und Landesunkenntnis der Ansiedler ebensowenig Ahnung, als dass über den zu erwählenden Platz Hader ausgebrochen war und die Ansiedler für das Heil der zu begründenden Stadt erst von Chicago aus die Entscheidung erwarteten, wo man natürlich viel weniger ein zweckmäßiges Urtheil sprechen konnte, als die Pionniere selbst, die doch durch eigene Anschauung und Erfahrung die Vor- und Nachtheile der fraglichen Plätze kannten. Hätte irgend ein „smarter Yankee“ von dem wahren Sachverhalt Kunde gehabt, so unterliegt es kaum einem Zweifel, dass er der Lenker des Schicksals von Neu-Ulm oder wenigstens der Eigenthümer des künftigen wirklichen Stadtplatzes geworden wäre.

Endlich kam ein Schreiben von der Verwaltung in Chicago. Darin wurde eine große Partie von Mitgliedern, worunter auch Beamte des Vereins, für den Monat April angekündigt.

Am 16. Mai 1855 kamen die ersten Vereinsmitglieder an. Sie brachten einen Landmesser mit, Herrn Bulk, der an die Stelle desjenigen trat, der zu Ende des vorhergehenden Jahres beim oberen Indianerdorf, jedoch ohne Einhalten der General-Vermessungs-Grenzen (townships and ranges), die Stadt oberflächlich auszulegen begonnen hatte. Jener Pfiffikus musste, da er weder mit Messschnur noch mit Taschencompass umgehen konnte, als unfähig für sein Amt, auf Regimentsunkosten wieder nach Chicago spediert werden.

Es wurde nun eine Localverwaltung eingerichtet und Kießling zum Präsidenten und Meyerding zum Secretär derselben gewählt; dem Generalvorstande in Chicago aber wurde von dem Stande der Dinge sofort Mittheilung gemacht. Über Vollmacht des Hauptvorstands des Vereines wurde vom Landmesser und den dazu Beordneten der Stadtplatz, zur Zufriedenheit der großen Mehrzahl, so auszulegen begonnen, dass das äußerste Ende der Stadt gegen Südost nach dem Cottonwood hin zu liegen kam, wo man die beschriebenen zwei Nachtlager gehalten hatte. Hiermit gieng man von der Gegend des unteren Indianerdorfes 18 Meilen vom Fort Ridgeley aus, da man die Wasserkraft des Cottonwood, der in vielen Krümmungen rasch fließt,

für Mühlen- und Fabriksanlagen zu benützen gedachte. Die eigentliche Stadt aber sollte sich dem Plane nach nordwestlich über den sanft aufsteigenden Rücken derjenigen Prairie hin ausbreiten, die zwischen dem Minnesota und einem alten Verschnitte sich ausdehnt. Der Mittelpunkt der Stadt, Centre Street, liegt 16½ Meilen südöstlich vom Fort Ridgeley entfernt. Somit war der Streit entschieden, und keine der streitenden Parteien hatte, streng genommen, Recht behalten. Die Gegend des oberen Indianerdorfes ward für Gartenländereien bestimmt und wurden die Lotten auf dem hohen und trocken gelegenen Platze ausgelegt. Auf dem Stadtplatze selbst war zwar kein Holz, aber in unmittelbarer Nähe ringsum. Man sah auch ein, dass, wenn solches auf dem Stadtplatze gewesen wäre, es doch hätte gefällt werden müssen.

Beim Ausmessen traf man Indianerfrauen an, die, als sie merkten, was vorgieng, höchlich erzürnt waren und mit geballten Fäusten auf die Erde schlugen, um anzudeuten, dass dies Land ihr Eigenthum sei. Man ließ sich jedoch nicht beirren, und die Messung nahm ihren Fortgang: an kritischen Plätzen wurden die üblichen Flaggen aufgesteckt. Als indessen die Indianermänner, die auf der Jagd gewesen waren, zurückkehrten, rissen sie die Flaggenstangen aus und gaben auf nicht unzweideutige Weise ihr Missfallen an dem Unternehmen der Weißen kund. Als aber die Mannschaft sich aufmachte, ihren neuen Besitz zu schützen, flohen die Indianer. Die Verfolgung wurde bis zu den südlichen Bluffs fortgesetzt, wo die Indianer Halt machten. Kaum hatte man sich ihnen bis auf Schussweite genähert, so pfiffen die Kugeln um die Köpfe der Verfolger, die dann von weiterer Verfolgung abstanden, um ihre Vermessungen fortzusetzen. Der Friede wurde nicht weiter gestört; nur erschossen die Indianer einen Ochsen, den sie dann mitnahmen. Später wurde er übrigens von den Vereinigten Staaten ersetzt.

Auf die Anzeige von diesen Vorfällen stellte sich vom Fort bald Militär zum Schutze ein, das seine Pflicht that und in der Nähe sein Lager aufschlug. Das Resultat der durch einen Dolmetsch gepflogenen Unterhandlungen war, dass die Indianer erklärten, nicht aus Feindseligkeit, sondern aus Hunger den Ochsen entwendet zu haben, und den Platz aufgaben, dessen

Besitznahme keine weiteren Schwierigkeiten mehr verursachte. Die Gründung Neu-Ulms vollzog sich somit weder so fabelhaft wie die Gründung Karthagos, noch so prosaisch wie die Gründung Roms, aber sie ist doch eine ernste Episode, würdig der Überlieferung: das Wappen Minnesotas könnte füglich das Wappen Neu-Ulms sein.

Der damals besetzte Platz ist die heutige Stadt Neu-Ulm, 1862 von den Sioux zum größten Theile verbrannt, und seitdem wieder glänzend wie ein Phönix aus der Asche erstanden.

Zur Erläuterung muss noch hinzugefügt werden, dass die Flächenbestandtheile der Stadt bei weitem zum größeren Theile Privat-Claim-Annexationen zur eigentlichen Corporationsfläche sind, die gesetzlich 320 Acker nicht überschreiten sollte.

Die ersten Häuser auf dem Stadtplatze bauten im Jahre 1855: Adam Behnke, A. Diderich, Ludwig Ensterle, Paul Hitz, L. Meyer, H. Weyerding, C. Staus u. s. w.

Bei der Benennung der neuen Stadt gaben die unter den ersten Ansiedlern zahlreichen Schwaben den Ausschlag; ihrem Vorschlage nach erhielt sie zum Andenken an die ehrwürdige Stadt Ulm in der alten Heimat den Namen „Neu-Ulm“.

Drittes Capitel.

Die Cincinnatier Gesellschaft. — Der Turner-Ansiedlungs-Verein. — Ankaufsbedingungen. — Mangel an Lebensmitteln. — Regenschirmdächer. — Ein Philosoph. — Prairiefeuer. — Große Theuerung. — Überfluss. — Das erste Hotel. — Cider. — Die erste Brauerei. — Die erste Sägemühle. — Ein unglückliches Geschick. — Die erste Mahlmühle. — Creditlosigkeit. — Die Turnhalle und der Turnverein. — Kirchen, Schulen und Gemeinden. — Logen und Vereine. — Reiz des Landes. — Saurer Wein. — Das ganze Deutschland ist vertreten. — Endlicher Erfolg.

Die wackeren Deutschen aus Chicago, oder vielmehr die dem Chicagoer Vereine angehörigen, sollten sich als alleinige Eigenthümer der neuen Stadt nicht einmal ein Jahr lang freuen.

Im Spätjahre 1855 sandten die Turner von Cincinnati einen Ausschuss von drei Mitgliedern, die Herren Wm. Pfänder, nachmals Staatsschatzmeister von Minnesota, Seeger und einen Mineralogen, aus, um ebenfalls einen geeigneten Platz für eine deutsche Ansiedlung zu suchen. Die Abgeordneten kamen in die Gegend der blutjungen Stadt Neu-Ulm und waren von der Vortrefflichkeit der Lage dieser Niederlassung so eingenommen, dass sie beschlossen, das Grundrecht von den ersten Gründern bedingungsweise zu erwerben.

Da die Chicagoer Ansiedler ihre Mittel schon ziemlich erschöpft sahen, die schöne und günstige Lage der neuen Stadt übrigens ohne besonderen Zuwachs von neuen Ankömmlingen bedeutungslos war, so ist begreiflich, dass der Antrag der Cincinnatier leicht geneigtes Entgegenkommen fand. Die Chicagoer Compagnie, die aus etwa 200 Mitgliedern bestand, verkaufte ihre Rechte unter folgenden Bedingungen: Jedes ihrer Mitglieder sollte 33 Dollars in Bargeld, sechs Bauplätze (deren Lage durch Verlosung bestimmt wurde) und eines von den im Umkreise der Stadt vermessenen Vierackerstücken erhalten.

Da die Ansiedler schon eine Sägemühle gebaut hatten, so sollten die Cincinnatier ebenfalls eine Mühle und auch ein Warenhaus bauen. Der Antrag wurde angenommen, und noch

in demselben Jahre kamen die meisten der Cincinnatier Auswanderer — der Verein war bei 1300 Mitglieder stark — in ihrer neuen Heimat an.

Durch diesen neuen Zuzug erwuchs der Ansiedlung ohne Zweifel großer Vortheil, aber auch mancher Nachtheil. Das weit und breit ringsum uncultivierte Land war außerstande, plötzlich so viele Menschen zu ernähren. Der Verbrauch der Lebensmittel war groß; man hatte genug zu thun, um auf den schlechten Kothstraßen von St. Paul, das 120 Meilen entfernt ist, die nothwendigsten Artikel herbeizuschaffen, was zur Folge hatte, dass in dem neuen Neu-Ulm der Preis der Lebensbedürfnisse oft eine ganz erstaunliche Höhe erreichte.

Viele hatten kein Geld, keinen Verdienst, und geriethen in große Noth. Allenthalben aß man Kornbrot, das noch schwer zu backen war, als einzige Nahrung, da es allgemein an Fett gebrach.

Es ist Thatsache und keine Fabel, dass mehrere Männer, die drei Meilen von Neu-Ulm Holz fällen mussten — es war in der Nähe der gegenwärtigen Farm des Herrn Pfänder —, um ihr Mittagessen, leidiges trockenes Kornbrot, schmackhafter zu machen, einen schon beinahe ganz abgenagten Schinkenknochen über ihren temporären Mittagstisch aufhiengen und mit dem Brote daran herunterstrichen. Dieselben Männer wurden später wohlbeleibt und fett. — Ein gewisser Häberle musste seine schon gepflanzten Kartoffeln einst aus Noth wieder ausgraben.

Vielen gebrach es an allen nothwendigen Einrichtungen, da die Reise und die Lebensmittel den größten Theil ihrer Habe aufgezehrt hatten; und doch waren sie stolz und glücklich, wenn sie die Sonne zwar durch die fensterlosen Fensterlöcher, aber doch in ihrem eigenen Hause scheinen sahen. Manchem fehlte vor allem ein gutes Dach, so dass man bei Regenwetter von Glück sagen konnte, wenn man im Hause über Tisch und Bett einen schützenden Regenschirm aufzuspannen hatte.

An großen Entbehrungen, und zwar selbst der nothwendigsten Dinge, gab es in der Ansiedlung keinen Mangel; nicht jeder jedoch fühlte die Noth gleichmäßig. Unter den verschiedenen Ankömmlingen gab es manchen Sonderling, der sich auf wunderbare Weise zu helfen wusste. Zu diesen ist zweifelsohne der Doctor Krause aus Washington zu zählen, der sich die

Gelegenheit nicht entschlüpfen liess, seine absurden Ansichten als Naturmensch in der schönen Gegend von Neu-Ulm praktisch zu verwerten. Dieser gelehrte Weltverbesserer — geleert, mit Bezug auf seinen Magen, würde übrigens besser passen —, der gleich Sokrates, dem berühmten Philosophen des Alterthums, all das Seine mit sich trug, richtete sich etwa vier Meilen westlich von Neu-Ulm häuslich ein. Sein Logis bestand, seinen Ansichten als Naturmensch angemessen, aus einer Erdhöhle, die er jedoch zur größeren Bequemlichkeit, vielleicht auch aus Rücksicht auf Sittlichkeit, in drei Kammern abtheilte. Sein Grundsatz war: „Genügsam und fügsam", wozu er in seinem Benehmen die Illustration lieferte. Er pflanzte z. B. Kartoffeln auf unbeackerter Prairie, in der Meinung, dass sie sich dem unbebauten Boden fügen und gedeihen müssten. Von der Ernte aber schweigt die Geschichte. Als echter Materialist huldigte er auch dem Freiheitssinn in dessen weitester Bedeutung; so hielt er sich nicht einmal eine Kuh, um durch deren Besorgung nicht ihr Sclave sein zu müssen, vergaß aber leider sehr oft, das Melken anderer Leute Kühe zu unterlassen. Er wurde später von den Indianern erschossen.

Nicht alle konnten sich den Umständen anbequemen, wie Dr. Krause, sondern machten die größten Anstrengungen, um ihre Existenz nach herkömmlicher, menschlicher Weise zu fristen.

Für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse hatte man fabelhafte Preise zu bezahlen; so kostete das Fass Mehl (196 Pfund) längere Zeit 20 bis 22 Dollars. Man säete zwar schon im Jahre 1856 den ersten Weizen, der aber theilweise von den zahlreichen Vögeln gefressen wurde und überhaupt schlecht gedieh. Bis zum Jahre 1858 hatte der Weizenbau überhaupt schlechten Erfolg.

Erwähnenswert ist das Resultat des ersten bedeutenden Versuches der Weizencultur, sechs Meilen nordwestlich von Neu-Ulm. Drei Farmer: Athanasius und Anton Henle und Benedict Drexler, hatten ihren Weizen, der diesmal (1858) trefflich gerathen war, auf einen Platz zusammengefahren, um ihn billiger und bequemer dreschen zu können; da kam das Prairiefeuer und verzehrte die Hoffnung der unternehmenden Farmer ohne Barmherzigkeit. Durch diesen Prairiebrand, der übrigens viele Fruchtfelder zerstörte, entstand eine große Theuerung. Kartoffeln kosteten 3 Dollars das Bushel. (Gegenwärtig ist es

in dieser Gegend nur 25 Cents wert.) Eine Henne mit Küchlein hatte einen Wert von 5 Dollars; selbst für eine Hauskatze musste man 5 Dollars zahlen. An Mäusen war übrigens ein solcher Überfluss, dass unternehmende Geister ihre Katzen für 2 Dollars ausborgten und glänzende Geschäfte machten. Statt Tabak rauchte mancher Laub und kaute Wurzeln.

An Geld war im allgemeinen in der ersten Zeit zwar kein Überfluss, aber auch kein Mangel, da die meisten der neuen Ankömmlinge etwas Bargeld besaßen. Bald jedoch war dieses aufgebraucht, da keine Quellen vorhanden waren, die täglichen Barauslagen zu ersetzen; so kam es, dass, trotzdem einige Lebensmittel im Überfluss vorhanden waren, dieselben um keinen Preis verkauft werden konnten.

Martin Leiminer aus dem Cottonwood Settlement brachte auf weiten Umwegen einen schweren Korb voll Eier nach Neu-Ulm, um sie für einige Kleinigkeiten, deren er im Haushalte bedurfte, unter anderen für Zwirn, umtauschen zu können. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, mit ihnen einen Handel zu machen, konnte er ihrer nicht besser los werden, als mit ihnen nach H. Bajens Store Ziel zu werfen. Da endlich fanden sich einige hungrige Liebhaber, die ihm den Rest abbettelten. Herr Leiminer war froh, des ungewöhnlichen Vergnügens wegen von der Stadtbehörde nicht bestraft worden zu sein.

Feinere Lebensgenüsse waren für längere Zeit sehr beschränkt. Die Geschichte der Wirtschaften und des Bieres verdient wegen ihrer Wichtigkeit für Neu-Ulm zuerst erwähnt zu werden.

In der Stadt selbst baute Philipp Groß, Eigenthümer des „Union House“, im Jahre 1856 das erste Hotel. Das alte „Frame“-Gebäude ist am 4. Juli 1875 abgebrannt und in demselben Jahre das neue Hotel an dessen Stelle von Ziegelsteinen erbaut worden. — Jenseits des Minnesotaflusses, an der „Ferry“,[1]) hatte jedoch schon vor Groß ein gewisser Pfaff — fatale Bedeutung, da, wie früher erwähnt wurde, Pfaffen und Advocaten nach den Statuten der Gründer von Neu-Ulm hier keine Heimstätte erwerben sollten — das erste Hotel errichtet.

Bier und Wein waren damals rarae aves (seltene

[1]) D. i. Fähre.

Vögel); jedoch fabricierte Herr Groß aus sechs Pfund Äpfelschnitzeln, etwas Weinsteinsäure und Zucker einige Fässer köstlichen Cider, der prächtig bezahlt wurde.

Die erste Brauerei wurde 1858 jenseits des Flusses, Neu-Ulm gegenüber, von Köke erbaut, gieng jedoch bald ein. In der Stadt wurde dann zunächst Friteaus Brauerei errichtet, dann 1860 die August Schells; beide sind noch im Gange. Johann Hauensteins Brauerei wurde erst 1864 erbaut. In jener bierarmen Zeit erhielt Kahlfeld von Milwaukee 2 1/2 Barrel Bier, wollte aber, da er übermäßiges Gedränge fürchtete, keines herausgeben. Da kam ein schreckliches Gewitter, Sturm und Blitz, dass man glaubte, der Weltuntergang sei nahe. Viele giengen in dieser Bedrängnis zu ihm, um das Bier zu trinken und einen sehr großen Käse zu schmausen. Sie zechten tapfer darauf los, während sie die Länder Europas auf den Käse zeichneten und davon zu essen begannen, wobei sie sangen: „Russland muss noch größer sein". (Kahlfeld war ein Russe.) Lautenschläger — um noch eines interessanten Ereignisses zu erwähnen — grub einen Keller, der einfiel und 4 1/2 Barrel Bier begrub. Niemand kümmerte sich darum, bis nach vier Jahren die Fässer wieder ans Tageslicht kamen. Das Bier ward für vollkommen gut befunden und auch getrunken.

Die erste Mühle, eine Sägemühle, wurde in dieser Gegend 12 Meilen oberhalb Neu-Ulm auf der Indianer-Reserve erbaut, und zwar in den Jahren 1854—1855, kam aber nie recht in Gang. In Neu-Ulm wurde vom Chicago-Vereine 1856 eine Sägemühle erbaut. Sie war auf 17 „Partners" vertheilt, wovon noch nachfolgende bekannt sind: Brust, Jacob, Rehfeld, Blatz, Beinhorn, Winkelmann, V. Fischerbauer, Klinkhammer, zwei Huth, Bock, Meyer und Pfaff. Rehfeld und Beinhorn waren die Rechnungsführer. Die Maschinerie wurde in St. Paul gekauft und von 25 Pferden nach Neu-Ulm gebracht. Die Sägeblöcke wurden von allen Seiten herbeigeschafft, wo man ihrer nur habhaft werden konnte. Geschnittenes Bauholz verkaufte man für 35 Dollars das Tausend. Edleres Bauholz — Fichten (Pine) 2c. — gibt es bei Neu-Ulm keines, sondern nur Hartholz von minderer Qualität. Die Actien-Inhaber hatten nicht nur keinen Gewinn, sondern sogar Verluste. Im Herbste 1857 brannte die Mühle ab; das Feuer entstand wahrscheinlich dadurch,

dass die Bretter, womit der Kessel gedeckt war, in Brand geriethen. Leider war die Mühle nicht versichert. Ein Herr Kauß verlor durch dieses Ereignis 900 Dollars. Die Trümmer wurden an Beinhorn und Rehfeld verkauft, die die Mühle wiederum aufbauten, wozu jedermann half und beitrug. Die Mühle wurde, im Jahre 1862 von den Indianern abermals abgebrannt, wieder erbaut und ist nun unter dem Namen „Eagle Mills", Eigenthum von Bösch, Pfenninger und J. Meiers Erben. Heinrich C. Brandt baute etwa 6 Meilen von Neu-Ulm eine ganz kleine Windmühle, um Korn zu schroten. Kornmehl und Schwarzkaffee bildeten damals die meist gebrauchten Nahrungsmittel.

Ein unglückliches Geschick ereilte Herrn Adam am Cottonwood, 1½ Meilen von Neu-Ulm, als er im Jahre 1855 eine Wassermühle zu erbauen beabsichtigte. Der Fluss, ein Nebenfluss des Minnesota, ziemlich wasserreich und reißend, ist leicht geeignet, den Unerfahrenen zu verführen, da im Frühjahr sein Wasser häufig unerwartet hoch steigt, so dass selbst die scheinbar stärksten Dämme unvermögend sind, den heranstürmenden Wassermassen, begleitet von mächtigen Eisblöcken, genügenden Widerstand zu leisten. Adam baute ein ganzes Jahr an seinem Mühldamme; alles Holz für die zu erbauende Mühle war zubereitet. Er kannte den Fluss nicht und verlor den Damm. Gebr. Henle, J. Meßmer und Hartmann halfen ebenfalls mit. Die beiden letzteren wurden später von den Indianern erschossen. Im Frühjahre 1856 holte Adam mit fünf Fuhrwerken die Maschinerie von Wisconsin, wobei er auch Kalk und Lebensmittel mitbrachte. Bernhard und Johann Sturm, J. Gebhardt und Schäfer waren unter den Fuhrleuten. Sie kamen glücklich am jenseitigen Ufer des Cottonwoodflusses an. Die Fracht wurde wohlbehalten über den Fluss gesetzt bis auf ein Barrel Whiskey, das jedoch nicht mehr ganz voll war. Es war schon ziemlich spät, und J. Brust, der beim Uebersetzen behilflich war, wollte es auf der anderen Seite lassen, Adam jedoch widersprach, indem er meinte, man wolle sich am Abend noch gemüthlich thun. Man fuhr mit dem Boote noch einmal hinüber, um den Whiskey zu holen. Das Fass wurde eingeladen und das Boot, von Brust, Adam und Jakob Bauer besetzt, stieß zur letzten Fahrt vom Ufer ab. In der Mitte des Flusses

schlug es um, wobei Adam ertrank; seine Frau und Kinder waren, am Ufer stehend, Zeugen des Todes ihres Ernährers. Die Leiche Adams blieb mit der Uhrkette an einer Weide hängen und wurde etwa 40 Ruthen unterhalb des Unfalles gefunden. Der Todte hatte noch 900 Dollars in seiner Tasche. Auch ein gewisser Hartmann kam einst beim „Eisen“ unter das Wasserrad und ertrank.

Die Einwanderer aus Cincinnati, gewöhnlich die Cincinnati-Company genannt, bauten, wie früher schon erwähnt, eine Säge- und Mahlmühle im Jahre 1857. Es war beschlossen, dass jeder der „Shareholders“ für die Mühle einen gewissen Beitrag einzahlen sollte: da aber viele, hauptsächlich wegen Geldmangels, ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, so entstanden dadurch manche Unannehmlichkeiten, die selbst zu großem Zwiespalt führten. Aug. Schell und Schulz war der Betrieb der Mühle anvertraut. Großes Erstaunen erregten einmal zwei Mühlsteine, die, verkehrt behauen, das Mehl oben anstatt unten herausbrachten. Die Mühle wurde später an Gebser und Schwertfeger vermietet und 1862 von den Indianern niedergebrannt, darauf wieder erbaut und ist dann im Besitze von Belm, Fischer und Scherer im Jahre 1873 abermals abgebrannt. Seitdem wurde sie nicht wieder aufgebaut, da Belm sich einer neuen Compagnie anschloss, die auf einem anderen Platze die gegenwärtige „New-Ulm City Mill“ errichtete.

Da, wie wir bereits sahen, in jener Zeit noch wenig Weizen gebaut wurde und er in den ersten Jahren übrigens auch sehr schlecht gedieh, so war der Ertrag der zwei Mühlen nur sehr gering. Korn, Roggen und Buchweizen waren die hauptsächlichen Mahlartikel; Weizen wurde nur bushelweise gemahlen; kein Wunder daher, dass die Mühlbediensteten nur spärliche „Gage“ erhielten: 3 bis 6 Pfund Mehl für die Woche. Einmal betrug das Quantum des zu vertheilenden Mehles nur 120 Pfund Kornmehl, wogegen sich 60 bäuchige Säcke bereit zeigten, es aufzunehmen.

Große Schwierigkeiten boten sich jedesmal bei der Anschaffung des nöthigen Betriebsmateriales dar; so z. B. wurde A. Schell, der jetzige Brauereibesitzer, welcher der Ingenieur der Mühle war, einmal um Öl in den „Store“ geschickt, konnte aber für die „Cincinnati-Mühle“ keines geborgt erhalten.

Nicht viel besser ergieng es der „Chicago-Mühle", die auch bald in eine Mahlmühle verwandelt worden war, wo sich der Miteigenthümer Herr Pfenninger einmal vergeblich bemühte, ein Kalbfell leihweise zu erhalten, um einen zerrissenen Riemen zu flicken.

Im Jahre 1858 begannen die Turner ihre Halle zu bauen, die zugleich als gemeinsamer Vergnügungsplatz und für die Gemeindebehörde als Versammlungsplatz benützt werden sollte. Jedermann, ohne Unterschied der religiösen Ansichten, betheiligte sich an dem Baue derselben. Man gab Actien aus, um die nothwendigen Beträge aufzubringen, und baute daran ohne Unterschied sowohl an Sonntagen als an Werktagen. Die Harmonie dauerte jedoch nicht lange unter den Bürgern, da besonders gegen sogenannte „Kirchenleute" schroff verfahren wurde. Manche übereifrige „Freisinnige" thaten des Guten zu viel, und der „Neu-Ulm Pionier", das leitende Blatt der Ansiedlung, herausgegeben von Nägele und Gerstenhauer, trug auch das Seinige dazu bei. Man vertrat, der socialen Richtung huldigend, die falsche Ansicht, dass religiöse Gemeinden in einer durchaus freisinnigen Stadt sowohl dem friedlichen Zusammenleben der Bürger, als überhaupt dem ganzen Gemeinwesen nachtheilig seien. Das Durchlesen des obgenannten Blattes, das die damaligen Zustände in socialer und religiöser Beziehung dem Leser in sehr interessanter Weise vor Augen stellt, wird für den Culturhistoriker stets großes Interesse bieten. Durch diese missverstandene Freiheit wurde Neu-Ulm bei Andersdenkenden und besonders bei sogenannten „Kirchenleuten" übel berüchtigt. Leider zeigte man sich ebenso abstoßend gegen Nichtdeutsche, besonders Amerikaner, was der Ansiedlung manchen materiellen Nachtheil brachte. Natürlich machte man stets die Turner für die ganze Wäsche verantwortlich.

Die Gründung des Neu-Ulmer Turnvereines geschah in A. Seiter und Kökes Store[1]), etwa 2 Meilen nordwestlich von Neu-Ulm, auf der damaligen Kauß-Farm, nun Pfänders Farm. Unter dem „Store" aber muss man sich, um im gewöhnlichen Sinne zu reden, keinen Laden vorstellen, wie man sie etwa

[1]) Gegenwärtig ist Herr Seiter Besitzer des „Dakota House" in Neu-Ulm.

in Chicago in Lake Street oder am Broadway in Newyork findet. Es war ein einfaches, beinahe dachloses Blockhäuschen, über dem man bei regnerischem Wetter ein gutes Dutzend Regenschirme ausgespannt sehen konnte, um den spärlichen Warenvorrath vor verderblicher Nässe zu schützen.

Die erste von Holz erbaute Turnhalle wurde 1862 von den Indianern verbrannt. Durch die von der Regierung geleistete bedeutende Entschädigung wurde der Turnverein in den Stand gesetzt, eine große Halle aus Ziegelsteinen zu erbauen, der infolge der Zuwendung des Nachlassvermögens des aufgelösten Neu-Ulmer Landvereines im Jahre 1872 ein geräumiger Flügel, gegenwärtig theilweise zu Schulzwecken und als „Barroom" verwendet, beigefügt werden konnte, so dass dieses Gebäude gegenwärtig das größte in Neu-Ulm ist.

Von den Kirchen in Neu-Ulm wurde die der Methodisten zuerst gegründet. Erst im Jahre 1862, gerade vor dem Indianerausbruche, wurden die ersten Kirchen, eine katholische und eine methodistische, aus Frame erbaut, wovon erstere noch nicht vollendet war, als die Indianer kamen und beide verbrannten. Bereits einige Jahre zuvor hatten die Mitglieder der verschiedenen Kirchen sich vereinigt, ein gemeinsames Versammlungslocal zu erbauen; schon waren die Steine dazu gebrochen, als plötzlich dieser Plan aufgegeben wurde. Die lutherische Kirche, die noch jetzt besteht, wurde 1865 errichtet. Nun besitzen die Katholiken und Lutheraner wohlgebaute Kirchen aus Ziegelsteinen, die Methodisten, Congregationalisten und Reformierten gute Pfarrhäuser aus Frame mit selbständigen Seelsorgern. Die Zahl der Kirchenmitglieder, nach Familien berechnet, beträgt gegenwärtig bei den Katholiken 500, bei den Lutheranern 120, bei den Methodisten 26 Familien. Zur Congregationalisten-Kirche gehören beinahe alle in Neu-Ulm lebenden Nichtdeutschen, welchen Glaubens sie immer sein mögen. Die katholische Gemeinde, von Rev. Alexander Berghold am 10. Januar 1869 organisiert, besitzt auch eine prächtige, aus rothen Ziegelsteinen erbaute Schule, die von den „Schwestern der christlichen Liebe" aus Paderborn (im sogenannten deutschen Culturkampfe vertrieben und hier gastlich aufgenommen) mit Erfolg geleitet wird. Im Jahre 1873 wurde auch eine Freimaurerloge, 1874 eine „Odd Fellow-Loge" und in den letzten Jahren eine Arbeiterloge und eine Loge der Herrmannssöhne errichtet.

Ungeachtet der vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen, mit denen die Ansiedler der ersten Jahre zu kämpfen hatten, nahm die Bevölkerung in dem Städtchen wie auch auf dem Lande fortwährend zu. Besonders solche deutsche Auswanderer, die, obwohl im fremden Lande, doch immer wie Deutsche in Deutschland leben wollten und sich der eigenen Sprache und Lebensweise in der Fremde nicht begeben wollten, wurden schon durch den Reiz, in der durchgehends deutschen Ansiedlung ihre Heimat wiederfinden zu können, angezogen. Durch Schrift und Wort wurden die Schönheiten jener Gegend allenthalben erörtert, die Fruchtbarkeit des Landes, das Reizende seiner Prairien, angenehm unterbrochen von sprudelnden Bächlein, silberhellen und fischreichen Seen, umrandet von einer Fülle der verschiedenartigsten Laubbäume und Gesträuche, gepriesen. Darin lag allerdings keine Übertreibung, da die Schönheit der Gegend in der Wirklichkeit selbst die Beschreibung übertraf. Wie mancher Deutsche hat es nicht bedauert, durch verschiedene Umstände verhindert gewesen zu sein, nach dem schönen Eldorado von Neu-Ulm selber hinreisen zu können, wo riesige Weinstöcke von 100 Fuß Höhe im Schatten des Urwaldes wuchern, die im Frühlinge die Luft weit und breit mit ihrem äußerst süßen Blütenduft würzen und im Herbste durch die Menge ihrer blauen Trauben dem Wanderer einen freien Tisch in Gottes schöner Natur decken. Freilich ist es wahr und traurig, dass der schöne rubinrothe Rebensaft ganz entsetzlich sauer ist, doch mundet er den im Genusse unverwöhnten Farmern vortrefflich. Die harten Zeiten, verursacht durch die Panik des Jahres 1857, verleideten vielen das Leben in größeren Städten, die sodann keine Gelegenheit vorübergehen ließen, sich ein eigenes Heim und einen eigenen Herd zu gründen, wozu die Gegend von Neu-Ulm gerade sehr geeignet war. Sie kamen, die deutschen Söhne und Töchter, vom Nordseestrande bis an die Adria, von Lothringen bis an die Newa, aus allen Gegenden und Reichen Deutschlands strömten sie herbei in die Gegend am oberen Minnesotaflusse, jenseits des Mississippi. Es gibt kaum einen deutschen Ort, wo die verschiedenen Gattungen der deutschen Stämme und Dialecte so vertreten sind, als in Neu-Ulm. Kein Wunder deshalb, wenn sich nach kaum sechsjährigem Bestehen der Ansiedlung deutsche Farmen allenthalben weithin erstreckten;

allerdings war die Bevölkerung für eine so große Strecke Landes sichtbar nur dünn, da die Entfernung von einer Ansiedlung zur anderen oft beträchtlich war, indem die ersten Ankömmlinge sich immer die besten Plätze aussuchten, große Strecken von minder einladenden Ländereien übergehend.

Einen Haupteinfluss auf die Gestaltung der Ansiedlung übten übrigens auch die Bäche, Wälder und Seen aus; so kam es, dass viele sich verlocken ließen, selbst mehrere Tagereisen weit über Neu-Ulm hinaus, von den reizenden Heimstätten daselbst Besitz zu ergreifen, wenn sie nur unentgeltlich freies Land erhalten konnten. So gieng diese Gegend sichtbar einer erhöhten Cultur, die muthigen, unternehmungsvollen Bewohner aber einer schönen Zukunft und sicherem Wohlstande entgegen. Gerade das Jahr 1862 war es, das eine bessere Zeit anzukünden schien, und durch reichen Ackersegen die bisher mit den Elementar-schwierigkeiten, wie sie in allen neuen Ansiedlungen vorkommen, hart kämpfenden und bedrängten Bewohner einigermaßen zu entschädigen und mit neuem Muthe zu erfüllen versprach.

Aber ach! Der Lenker der menschlichen Geschicke hatte es anders beschlossen. Die hoffnungsvollen Bewohner sollten bald die Erde nicht nur mit ihrem Schweiße, sondern auch mit ihrem Blute benetzen. Die mühsam erbauten Häuser sollten eine Beute der Brandfackel, der Ackersegen der Felder ein Opfer der Zerstörung werden, und statt fröhlicher Erntegesänge erzitterte die Luft vom Kriegsgeschrei kämpfender Männer, vom Weherufe der gemordeten Weiber und den Klagen verlassener Waisen, da der rothe Mann, von Racheburst und Mordlust aufgestachelt, mit der Todeswaffe ausgerüstet, sich gegen den weißen Mann auf den Kriegspfad begeben hatte.

Viertes Capitel.

Die Indianerstämme. — Nadowessies oder Dakotas. — Körperbau und Sitten der Indianer. — Fischerei und Jagd. — Indianerinnen. — Civilisierte Indianer. — Waffen und Lebensbedürfnisse. — Krankheiten. — Religionsbegriffe. — Tugenden und Laster der Indianer. — Vielweiberei. — Gastfreundschaft. — Kunstfertigkeit. — Grausamkeit im Kriege. — Ausdauer.

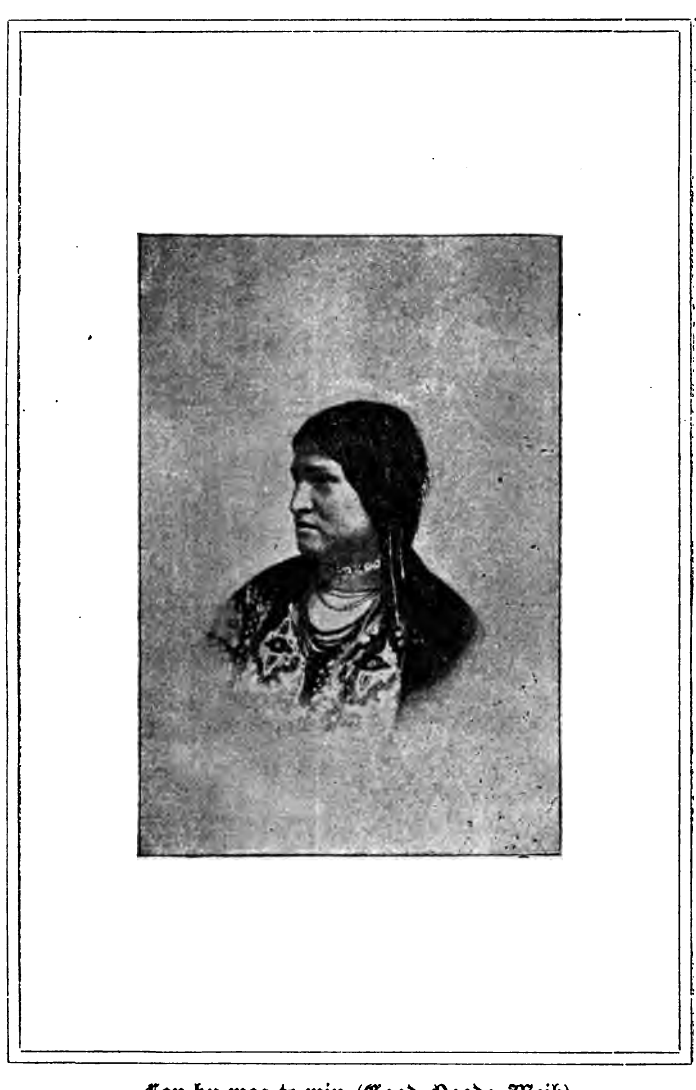
Die an jenem Aufstande betheiligten Indianer gehörten zum großen Sioux- oder Dakota-Stamme. Es ist derselbe Stamm, der in Schillers „Nadowessischer Todtenklage" erwähnt wird; denn Nadowessies und Dakota-Indianer sind nur zwei Namen für denselben Stamm. Sie zerfallen wieder in vier große Stämme: Medawakonton, Wahpekuta, Wahpeton und Sisseton, die sich über ein sehr großes Gebiet westlich vom Mississippi ausbreiteten, von der Grenze Iowas längs des Mississippi den Minnesotafluss hinauf bis weit hinein nach Dakota. Sie sind, wie die meisten Indianer, kräftig gebaut, von schlanker, gefälliger Statur und zeichnen sich durch ihre Verschlagenheit und List vor vielen anderen aus. Ihre Gesichtszüge sind mehr länglich und haben eine dunklere, aber nicht unangenehme Gesichtsfarbe.

Da sie stets herumwandern, richten sich ihre Nahrungsmittel eben darnach, was die Natur gerade ihnen bietet; Fischerei und Jagd sind ihre Hauptlebensquellen. Sie verschmähen es auch nicht, wilden Reis und Beeren zu sammeln, und im Frühlinge aus dem Safte des Zuckerrohres Zucker und Sirup zu machen, welche Arbeit jedoch die Männer ihren Squaws überlassen. Überhaupt wird das Weib des Indianers nur als Sclavin angesehen, da der Mann es unter seiner Würde hält, irgend eine schwerere Arbeit zu verrichten. Auf Reisen sieht man das Weib nicht nur mit den Kindern (papoos) und allerlei Plunder beladen, sondern es muss auch die Lastthiere treiben, die in Ermangelung eines Karrens

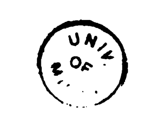
auf zwei Stangen in einer Hängematte dasjenige tragen, was das Weib unmöglich schleppen kann. Oft hängt der Indianer dem unter den schweren Lasten beinahe zusammenbrechenden Weibe noch sein Jagdgewehr an, um mit größerer Bequemlichkeit einhergehen zu können. Ist ein passender Lagerplatz gefunden, der bequem Holz und Wasser bietet oder in Bezug auf Jagd und Fischerei vielversprechend ist, so ist es das Geschäft des Weibes, das Zelt aufzubauen und alles Nöthige herbeizuschaffen, mit Ausnahme etwa des Wildes, wofür der Mann allein sorgt.

Nur wenige sogenannte „civilisierte“ Indianer betreiben etwas Ackerbau, der jedoch über die Cultur von Mais und Kartoffeln selten hinausgeht. Solche Indianer kleiden sich auch nach Art der Weißen und wurden früher von der Regierung mit Ackerbauwerkzeugen unterstützt und selbst mit den nothwendigen Zugthieren und Häusern versehen. Sie bildeten sich meist auf die Kleidung der Weißen sehr vieles ein, selbst wenn diese manchmal auch nur aus einem zwei Stock hohen Hute und aus einem Hemde bestand; sie wurden jedoch von den eigentlichen Indianern, die jede Art von Kopfbedeckung verschmähen und sich mit Ausnahme einer wollenen Decke meist in Thierfelle kleiden und in Tepees (Zelten) wohnen, verachtet. Diese lieben es, sich phantastisch zu kleiden, indem sie sich mit allerlei buntem Flitterwerk beladen, sich bunt bemalen und sich auch wohl mit einem Thierfelle umhüllen. Im Sommer gehen sie auch wohl, und zwar meistens die Männer, in ziemlich adamitischem Costüm, wobei aber die Waffe und Tabakspfeife nie fehlen darf. Ihre Waffen sind Bogen oder Schießgewehre, Messer und eine Art kleiner Äxte (Tomahawk).

Ihre Lebensbedürfnisse sind sehr einfach: das Fleisch wird nie gewaschen, wie sie überhaupt vor dem Wasser, Feuerwasser (Brantwein) ausgenommen, einen großen Abscheu zu hegen scheinen, obwohl ein weißes Hemd Gegenstand ihres Stolzes ist. Ein Kessel, einige Thierhäute und einige Töpfe bilden ihr ganzes Hausgeräth. Ihre Speisen, zumeist Fleisch, verzehren sie halb roh und verschlingen selbst die Eingeweide roh. Ihr Appetit ist fabelhaft. Sie essen, wenn sie etwas erbeutet haben, übermäßig, ohne für den nächsten Tag besorgt zu sein, weshalb sie aber auch manchmal tagelang hungern müssen.



Can-ku-was-te-win (Good Roads Weib).
Eine Sioux-Schönheit.



Mit Ausnahme etwa der Blattern sind sie nur wenigen Krankheiten unterworfen, die ihre Medicinmänner durch allerlei Gaukeleien, worunter sonderbare Teufelaustreibungen den ersten Platz einnehmen, vergeblich zu heilen sich bemühen. Krüppel, Lahme und Taubstumme sieht man selten unter ihnen. Auf Pferde, eine kleine Rasse (Ponys), legen sie großen Wert, besitzen deren auch oft eine große Menge. Sie verlieren im Winter aber auch oft viele derselben, da sie kein Heu machen, keine Stallungen besitzen und das arme Thier in Schnee und Eis kaum imstande ist, seine Nahrungsmittel zu suchen.

Sie glauben an einen großen Geist (manitu), halten vieles auf Todtengepränge und stellen ihre Leichen, bis sie vertrocknen, auf Bäumen aus. Von einem romantischen Leben, wie man es in Büchern liest, von Treue und Freundschaft, Charaktergröße und erhabenen Tugenden ist nur wenig zu finden. Der Indianer ist ernst, selten zum Lachen oder Witzeln aufgelegt, ein unheimlicher, misstrauischer Geselle. Das Betteln treiben die Indianer in oft unverschämter Weise. Beleidigungen vergessen sie niemals, wohl aber oft erhaltene Wohlthaten, wie es sich beim Indianerausbruche leider gezeigt hat. Rache gilt bei ihnen als Tugend. Sie huldigen der Vielweiberei. Rühmenswert hervorzuheben ist nur ihre Gastfreundschaft; der Fremdling erhält sicher die besten Thierfelle als Bett und oft unterhält der Gastwirt eigenhändig ein wärmendes Feuer, wenn das Blassgesicht in kalter Winterszeit im Zelte des Indianers übernachtet.

Wer nicht Gelegenheit hat, einen Indianer sehen zu können, sehe sich nach einem Zigeuner um und er hat etwas sehr Ähnliches. Manche besitzen große Kunstfertigkeit in der Verfertigung von Nippsachen; ebenso sind sie vortrefflich in der Handhabung ihrer Waffen und scharfsinnig in Verfolgung ihrer Beute und ihrer Feinde. Sie lieben lärmende musikalische Instrumente und den Tanz, selbstverständlich nach ihrer Weise. Ihre natürlichen Sinne sind scharf und besser entwickelt, als im allgemeinen die der Weißen. Im Kriege sind sie grausam, kämpfen jedoch mehr mit List, auf Hinterhalt und heimtückischen Überfall großes Gewicht legend, als in andauernder offener Schlacht. An das Scalpieren seines Feindes (Herausschneiden eines Stückchens der Kopfhaut vom Scheitel des Besiegten,

größer oder kleiner, je nachdem es die Zeit gestattet), denkt der Indianer früher, als an das Beutemachen. Sein größter Stolz ist, viele Scalpe zu besitzen und sein Haupt mit einer Feder zu schmücken, als Zeichen, dass er einen Feind erschlagen hat. Sein Kopfschmuck von diesen Federn ist ihm „wakan“ (heilig). In der Ausdauer von Strapazen, im Marschieren übertreffen die Indianer den Weißen bedeutend, im Schnelllaufen leisten sie Erstaunliches: viele von ihnen sind imstande, ein schnelllaufendes Pferd einzuholen. In Verleugnung ihrer Gefühle, in Selbstbeherrschung leisten sie Großes; schwere Verwundungen und Schmerzen ertragen sie scheinbar gleichgiltig, wie übrigens auch ihre Wunden nicht so folgenschwer sind als die der Weißen und schnell heilen. Einen Todten in den Händen der Feinde zu lassen, gilt als böse Vorbedeutung und Schmach.

Fünftes Capitel.

Ursache des Ausbruchs. — Die Nativisten. — Indianer, die eigentlichen „Natives". — Landerwerb von den Indianern. — Der Krieg im Dakota-Territorium 1876 — Indianer-Verträge. — Der Vertrag von Washington 1837. — Der Vertrag von Traverse des Sioux 1851. — Der Vertrag von 1858. — Die Indianer werden um ihre Gelder betrogen. — Tag-ma-na und Wahpya Wicasta. — Indianerhändler. — Alexander Ramsey und Hugh Tyler. — Ein riesiger Betrug. — Wie die Indianer civilisiert werden. — Uncle Sam zahlt und die Betrüger nehmen das Geld. — Eine betrügerische Proviantlieferung. — Betrug überall. — Man baute den Indianern Häuser, die sie nie bewohnten. — Ein Indianer-Schulmeister. — Fromme Missionäre. — „Halfbreeds."

Die Geschichte der Indianer im allgemeinen, von der Zeit eines Cortez bis zu unseren Tagen, ist die Geschichte einer fortwährenden Niederlage der physischen Kraft im Kampfe mit geistiger Ueberlegenheit, wobei die geistig überlegenen Weißen jedoch zumeist nach dem Grundsatze jenes grausamen Brennus handelten: „An der Spitze des Schwertes ist das Recht." Es ist doch handgreiflich, dass der rothe Mann der ursprüngliche Eigenthümer von Amerika ist und er allein kann sich mit Recht Amerikaner nennen. Wie lächerlich ist es daher, wenn diejenigen Weißen, deren Voreltern oder Eltern um einige Jahre früher in Amerika einwanderten, auf ihre Nationalität (?) als Amerikaner sich soviel einbilden und mit Stolz und Verachtung auf den neuen Ankömmling herabsehen. Wie lächerlich, die Unverschämtheit ihres „Nativismus" soweit ausbeuten zu wollen, dass sie die Neueingewanderten als Fremdlinge (foreigners) gleich Zeloten behandeln und entrechten möchten, nicht bedenkend, dass in ihren Adern das nämliche Blut fließt, wie in den Adern derjenigen, von denen sie ehemals aus England fortgejagt wurden. Arme amerikanische, anglosächsische Rasse! Du vergisst, dass deine Urväter mit den Urvätern der „Dutchmen" innig verwandt waren! Du hast nicht einmal eine Muttersprache, wenn du dich als stolzer Amerikaner aufblähen

willst, deine englische Nationalität verleugnend; denn wärst du wirklich Amerikaner, so müsstest du indianisch, und nicht englisch sprechen. Du willst leugnen, dass du ein Galiläer (Engländer) bist, aber deine Sprache verräth dich! Was du aber wirklich bist in diesem Lande, ein Adoptivbürger, das kann jeder „Grüne“ in kurzer Zeit werden, wenn er erklärt, amerikanischer Bürger werden zu wollen. Der Grüne hat aber dabei noch das Glück, das übrigens auch jeder Hottentotte besitzt, eine eigene Muttersprache sprechen zu können. „Aber,“ sagt man, „das Land gehört nun den Weißen“; allerdings. Doch wurde es zumeist gewaltsam erworben. Obwohl die verschiedenen Indianerstämme oft gezwungenerweise große Länderstrecken an die Weißen durch Verträge abtraten, so war dies nur die Folge der geistigen Überlegenheit des weißen Mannes; ein Kampf des Culturzustandes mit dem Naturzustande. Die Indianer machten den Vertrag, da sie sich nicht anders helfen konnten, die Weißen hingegen nützten die Verträge zu neuen erzwingenden Zugeständnissen aus oder hielten sie einfach gar nicht, sich wenig um ihr verpfändetes Ehrenwort kümmernd, je nachdem es ihnen mehr oder weniger vortheilhaft schien. Häufig gab dies Veranlassung zu Gewaltthaten, da der Indianer keinen anderen Weg hatte, um seine gekränkten Rechte zu vertheidigen.

In Bezug auf die Kämpfe in den Schwarzen Bergen des Dakota-Territoriums und ihrer Umgebung, wo 1876 ein Indianerkrieg von solcher Ausdehnung ausgebrochen war, dass drei Generale ins Feld geschickt werden mussten, schrieb ein großes Blatt von St. Louis: „Und sobald diese drei furchtbaren Armeen die paar hundert Sioux vollständig umzingelt haben, soll jede Rothhaut — ob auch Weiber und Kinder, wird nicht ausdrücklich gesagt — ohne Gnade niedergemetzelt werden. Denn weshalb haben diese „Schurken“ sich den Goldsuchern widersetzt, die das ihnen allerdings vertragsmäßig gehörende Eigenthum zu ‚annectieren‘ versuchten?“

Inzwischen bitten wir, nie zu vergessen, dass alarmierende Nachrichten, wie sie von officiösen Telegrammen von Zeit zu Zeit ausgestreut werden, wonach die Sioux Fort Lincoln oder einen anderen ähnlichen Platz „überfallen“ möchten, der lächerlichste Humbug sind. Nicht die Vereinigten Staaten werden

hier von den Indianern, sondern die Indianer werden von der Armee der Vereinigten Staaten „überfallen“.

Einer der wichtigsten Indianer-Verträge war der von 1837. Er wurde abgeschlossen in Washington zwischen J. Poinsett und den Häuptlingen des Medawakonton-Stammes. In demselben wurde alles Land östlich vom Mississippi, insofern es noch im Besitze der Indianer war, gegen eine jährliche Barbezahlung an die Vereinigten Staaten abgetreten. Durch diesen Vertrag ward alles Land des Staates Wisconsin, sowie jenes von Minnesota, das östlich vom Mississippi lag, den Ansiedlern geöffnet, die bald scharenweise davon Besitz ergriffen.

Das Land westlich vom Mississippi, das sich noch im Besitze der verschiedenen Stämme der Sioux-Indianer befand, hatte jedoch soviel Einladendes für die weißen Ansiedler, dass es schwer wurde, sie ungeachtet der Verträge von dessen Besitzergreifung abzuhalten, weshalb die Regierung der Vereinigten Staaten durch den Vertrag von Traverse des Sioux, abgeschlossen am 23. Juli 1851 zwischen den Abgeordneten Lea und Ramsey, alles Land im Staate Jowa und in Minnesota, das damals noch ein Territorium war, erwarb. Der erworbene Grundbesitz betrug etwas über 30 Millionen Morgen [1]) meist sehr fruchtbaren Landes. Dieser Vertrag bezog sich jedoch nur auf alles Land, das den Wahpetons und Sissetons gehörte; das den Medawakonton- und Wahpekuta-Stämmen (alle vier Stämme der Sioux- oder Dakota-Nation angehörend) gehörige Land wurde am 5. August des nämlichen Jahres von den Vereinigten Staaten ebenfalls vertragsmäßig erworben. Dadurch wurde das meiste Land im jetzigen Staate Minnesota den Ansiedlern geöffnet. Als Wohnplatz wurde den Indianern eine sogenannte Reservation (Ausnahme) gelassen. Die Wahpetons und Sissetons erhielten ein Stück Land am oberen Minnesotaflusse, anfangend vom Hawkriver bis hinauf zum Bigstonelake und Lake Traverse, im ganzen 20 Meilen breit und 100 Meilen lang. Die Medawakontons und Wahpekutas erhielten einen Strich Landes an beiden Ufern des nämlichen

---

[1]) Ein Morgen oder Acker ist gleich einem halben Joch österreichischen Maßes.

Flusses unterhalb der ersteren Reservation, der 20 Meilen breit und 50 Meilen lang war und sich bis ungefähr 10 Meilen von Neu-Ulm erstreckte. [1]) Diese Reservationen oder Ausnahmen blieben im vollständigen Besitze der betreffenden Indianer. Weil, wie oben bemerkt, das den letzteren Stämmen gehörige Land am Minnesotaflusse, unterhalb jenem der ersteren lag, wurde es gewöhnlich Lower-Reservation genannt, während das oberhalb liegende Upper-Reservation hieß. Die auf der unteren Reservation wohnenden Indianer nannte man gewöhnlich Lower-Indians (Unter-Indianer), und die auf der oberen Upper-Indians (Ober-Indianer).

Im Jahre 1858 kaufte die Regierung der Vereinigten Staaten von jenem, den Indianern gehörigen Lande alles, was am nördlichen Ufer des Minnesotaflusses lag, so daſs ihnen zusammen nur ein Strich Landes südlich von jenem Flusse blieb, 10 Meilen breit und 150 Meilen lang. Für das abgetretene Land, wovon den Vereinigten Staaten der Morgen etwa auf einen Cent kam, sollten jährlich an die Häuptlinge der Sissetons und Wapetons 275.000 Dollars und ferner 30.000 Dollars für ihre Civilisierung bezahlt werden.

Die Medawakontons und Wahpekutas sollten vertragsmäßig ebenfalls jährlich 200.000 Dollars, an die Häuptlinge zahlbar, erhalten, und 30.000 Dollars für ihre Civilisierung, da die Regierung, als die Verträge geschlossen wurden, den Indianern versprach, alles Mögliche zu ihrer Bildung, Erhebung und Civilisierung beizutragen. Somit betrug die ganze, jährlich zu leistende Entschädigung, die jedoch nur 50 Jahre lang dauern sollte, etwa 555.000 Dollars.

Leider war diese Summe für die Indianer nur auf dem Papier vorhanden, bezahlt wurde sie, mit Ausnahme eines sehr kleinen Theiles, niemals. Dieser Umstand war die Hauptursache ihrer Unzufriedenheit und die Veranlassung ihres Aufstandes. Die Regierung der Vereinigten Staaten zahlte das Geld zwar regelmäßig aus der allgemeinen Casse, aber die mit dessen Vertheilung und Auszahlung betrauten Beamten

[1]) So oft von Meilen die Rede ist, sind englische Meilen zu verstehen, von denen nicht ganz sechs auf eine deutsche Meile gerechnet werden.

(Superintendenten, Agenten[1]) u. s. w.) behielten unter tausend Vorwänden das meiste für sich.

Folgende Zeilen, die leider keine Verleumdung, Übertreibung der Thatsachen oder böswillige Entstellung enthalten, geben dem Leser einen Begriff, wie die Indianer behandelt werden. Der Verfasser dieser Schrift würde, wäre es ihm nicht um historische Thatsachen zu thun, über manches nun Folgende lieber schweigen. Er glaubte es jedoch veröffentlichen zu müssen, nachdem er sich von solchen, die jahrelang die Behandlung der Indianer durch die Beamten der Vereinigten Staaten persönlich ansahen, gründliche Aufklärung verschaffte. Übrigens geben die officiellen Berichte über die angestellten Untersuchungen, wenn sie auch oft höchst parteiisch gehalten sind, genug zu, um jedem Ehrenmanne die Schamröthe ins Gesicht zu treiben.

So sagt z. B. ein hoher Officier, Major Kitzing Pritchette, der im Jahre 1854 nach unsäglichen Klagen der Indianer wegen großartiger Betrügereien von Washington abgesandt wurde, um ihre Klagen zu untersuchen, in seinem amtlichen Berichte: „Die Klagen, die man in allen ihren Versammlungen vernimmt, zielen auf unvollkommene Ausführung oder Nichterfüllung der gemachten Verträge hin.“ Tag-ma-na, ein Häuptling der versammelten Indianer, sagte selbst in dessen Gegenwart: „Die Indianer verkauften ihr Land in Traverse des Sioux; ich sage, was man uns sagte: durch 50 Jahre sollten wir jährlich 50.000 Dollars erhalten, ebenso versprach man uns 300.000 Dollars; wir sahen aber nichts davon.“ — In derselben Versammlung sprach Mahpiya-Wicasta („Der Mann der Wolke“), der zweite Häuptling der versammelten Indianer: „Nach dem Vertrage von Traverse des Sioux sollten wir 275.000 Dollars erhalten, sobald wir uns auf dem von der Regierung angewiesenen Lande befänden. Man sage uns, was damit geschehen ist! Jedes Blassgesicht weiß, dass wir uns seit fünf Jahren auf dem vertragsmäßig bestimmten Lande befinden und bis jetzt haben wir noch nichts von ihrem Gelde.“

Großartige Schwindeleien trieben die sogenannten Indianerhändler (Traders) und wurden infolge dessen auch mit

[1]) Agenten nennt man die unter den Indianern lebenden höchsten Regierungs-Beamten, von denen die ganze Leitung derselben abhängt.

eine Hauptursache der Unzufriedenheit der Indianer. Indianerhändler nennt man jene Kaufleute, die von der Regierung aus befugt sind, den Indianern Waren zu verkaufen oder mit ihnen zu handeln. Da die Indianer gewöhnlich kein Geld hatten, um die gekauften Waren gleich zu bezahlen, so brachten die Händler bei der Auszahlung der Regierungsgelder an die Indianer, die, wenn überhaupt, so höchstens im Jahre einmal stattfand, beim Zahlmeister ihre Rechnungen ein, die wegen der Unwissenheit des Indianers im Lesen und Schreiben meist willkürlich und unverschämt übertrieben waren. Die bei den Bezahlungen der Indianer durch die Händler abgezogene Summe war meist ebenso unverschämt als ungerecht. Gegenüber diesen Prellereien stand der rothe Mann völlig hilflos da. Seine Klage konnte er nur durch einen Dolmetsch anbringen, der zwar von der Regierung beeidet, aber von Kaufleuten und Unterbeamten bestochen war und die Wahrheit soviel als möglich zu verleugnen verstand. Andere, obwohl beider Sprachen mächtig, wurden von den Agenten nicht gehört. Die Indianer wurden oft so betrogen, dass sie nach der Bezahlung, die Hunderttausende betragen sollte, ebenso wenig hatten als vorher. Richter Young, der von Washington aus zur Untersuchung der Klagen gegen Alexander Ramsey, damals Oberaufseher der Indianer-Angelegenheiten, später Gouverneur von Minnesota, abgesandt war, sagt in seinem Berichte: „Alexander Ramsey wurde zunächst angeklagt, den größten Theil des Geldes, der nach dem Vertrage vom 23. Juli und 15. August 1851 den Indianern gebürte, an einen Mann, namens Hugh Tyler, zur Bezahlung oder Vertheilung unter Händler und Halbindianer [1]) ausgezahlt zu haben, trotzdem die Indianer gegen diese Verletzung der Gesetze und der obigen Verträge und die Missachtung der feierlichen Versprechungen der Vereinigten Staaten, wonach den Häuptlingen selbst das Geld vertragsmäßig zur Vertheilung übergeben werden sollte, auf das eindringlichste Verwahrung einlegten.

So hatte Ramsey von den 275.000 Dollars, welche die Indianer auf Grund des 4. Artikels des Vertrages von Tra-

[1]) Halbindianer oder Halfbreeds nennt man die Nachkommen eines Weißen und eines Indianers, eine Classe, die ebenso zahlreich als moralisch verdorben ist.

verse des Sioux am 24. Juli 1851 erhalten sollten, 250.000 Dollars, sage: zweihundertfünfzigtausend Dollars, an jenen Hugh Tyler gezahlt unter dem Vorwande, das Geld gehöre den Kaufleuten und den Halbindianern; ferner erhielt Tyler von 110.000 Dollars, welche nach dem Vertrage vom 5. August 1851 den Medawakontons bezahlt werden sollten, die Summe von 70.000 Dollars. Somit hatte also Tyler von den 385.000 Dollars, die an die Indianer gezahlt werden sollten, nicht weniger als 320.000 Dollars unter dem Vorwande erhalten, dass er es gewesen, der die Verträge im Senate durchgebracht und die nothwendige Zustimmung der Häuptlinge zu denselben erlangt habe, was ihm große Kosten verursacht hätte."

Im Jahre 1857 bewog ein Händler mehrere Indianer, ein Papier zu unterzeichnen, wonach sie einen Theil des den Händlern schuldigen Geldes zurückerhalten sollten; aber in Wirklichkeit war der Wisch eine Anweisung zu seinem Besten, wodurch die Indianer um 12.000 Dollars betrogen wurden. Wo etwas gestohlen wurde, mussten die Indianer dafür bezahlen, indem man ihnen den betreffenden Betrag einfach bei der Bezahlung abzog; so erhielt ein Händler für angeblich gestohlene Waren 4500 Dollars und ein Mann in Sioux City 5000 Dollars für angeblich gestohlene Pferde, obwohl man recht gut wusste, dass der Indianer selten stiehlt, ausgenommen in der größten Noth. In Friedenszeiten tragen die Indianer gefundene oder von Weißen vergessene Sachen stets sorgfältig zurück.

Solche Handlungen der Weißen erfüllten den Sohn der Wildnis mit Groll und Unmuth gegen die Civilisation. Dazu kam noch die schmachvolle Behandlung auf den Agenturen (den Wohnplätzen der Agenten), wo sich auch das Warenhaus der Regierung, verschiedene Kaufleute (Indianerhändler) und die meist zahlreichen Unterbeamten für die Verwaltung befanden. Die Regierung hatte außer den Geldsummen den Indianern auch versprochen, sie mit der Civilisation zu beglücken. Zu diesem Zwecke waren auf den Agenturen eine Menge Angestellter, die ihnen das Nothwendigste im Landbau und in den wichtigsten mechanischen Fertigkeiten, wie Schmiedearbeit, Häuserbau u. s. w. beibringen sollten. Die Regierung der Vereinigten Staaten meinte es im allgemeinen mit den Indianern sehr

gut und lieferte denselben die nöthigen Zugthiere, Ackerbauwerkzeuge, Sämereien u. s. w. und sandte Lehrer und Missionäre unter sie, um sie auch geistig zu bilden.[1]) Leider nützten die mit der Ausführung der Verträge betrauten Regierungsbeamten ihre Ämter so aus, dass sie selbst und nicht die Indianer diejenigen waren, denen die Verträge zugute kamen. Von oben bis unten giengen die Angestellten Hand in Hand, die Indianer zu betrügen. Wie man den Indianern die nach den Verträgen bedungenen Lieferungen von Lebensmitteln, Kleidung u. s. w. zukommen ließ, davon gibt eine Proviantlieferung im Jahre 1865 ein Beispiel. Eine große Zahl von Mehl- und Fleischfässern sollte von Henderson, Sibley Co., Minn., nach Fort Abercromby gesandt werden. Die Lieferanten zogen, um billigere Fuhrleute zu erhalten, die Lieferungen solange hinaus, bis der ganze Proviantzug, über 100 Meilen vom Fort entfernt, eingeschneit wurde. Nun lud man die Fässer ganz einfach auf offener Prairie ab und fuhr zurück. Die armen, halbverhungerten Sioux-Indianer fanden später die Lieferung auf und giengen, die Provisionen zu holen, fanden aber anstatt guten Mehles Kleie und Schwarzmehl von verdorbenem Weizen, das nicht zu gebrauchen war. Und doch hatten die Lieferanten dafür nahezu 15 Dollars per Fass erhalten!

Wer mit der Verwaltung der Indianer-Angelegenheiten heute etwas näher bekannt ist, muss gestehen, dass sie leider um kein Haar besser geworden ist. Dieselben Klagen, dieselben unverschämten Betrügereien rufen noch fortwährend unaufhörliches Blutvergießen hervor, und es dürfte nicht eher enden, als bis der letzte rothe Mann niedergeschossen sein wird.

Der Hauptagent theilt das für die Indianer bestimmte Geld mit den Unterbeamten und Kaufleuten, die bei jeder Hauptzahlung ungeheure Summen vom Agenten für angeblich den Indianern gegebene Waren und gemachte Leistungen zuertheilt erhalten. Die Lieferanten, denen die Herbeischaffung alles dessen oblag, was man auf der Agentur bedurfte, als: Lebensmittel, Zugthiere, Ackerbaugeräthschaften u. s. w., verlangten schamlose Preise für ihre Leistungen. Den Indianern

---

[1]) Die Missionen unter den Indianern waren in den Händen der englischen Episcopalen.

sollten gute Zugthiere geliefert werden, allein sie erhielten nur die schlechtesten und billigsten, wofür sie aber oft den fünffachen Preis zu zahlen hatten. Der Indianer, der den wahren Wert der Handelsartikel nicht kennt, wird überall betrogen. So verkaufte mancher eine wertvolle Büffelhaut für ein halbes Pfund Zucker, das ihm dadurch auf 12 Dollars zu stehen kam, und für einen Trunk Whiskey bezahlen manche 3 bis 5 Dollars. Die Verwaltung war verpflichtet, ihnen jährlich eine bestimmte Quantität Brennholz zu liefern, es wurde aber gewaltsamerweise auf dem Grund und Boden der Indianer geschlagen und ihnen obendrein noch hoch angerechnet. Eine große Mühle wurde aus dem Indianergelde erbaut und doch mussten sie für alles, was sie daraus erhielten, sehr theuer bezahlen. Mit wahrer Wuth baute man für die Indianer Häuser, um durch die Contracte Gelegenheit zu übertriebenen Forderungen erhalten zu können, obgleich die Indianer lieber in ihren Tepees wohnten. Manche Indianer hatten schöne Häuser aus Ziegelsteinen stehen, wohnten aber daneben in ihrem Tepee (Zelt). Interessant war es, wie man ihnen die verschiedenen Künste und Wissenschaften beibrachte. Einige Angestellte hatten fortwährend „Fenzen" zu machen, der Indianer wollte diese Kunst aber nicht begreifen, sondern verbrannte am Morgen die am Tage vorher gemachte Fenz. Ohne Rücksicht auf die Jahreszeit wurde manchmal gepflügt und gesäet, bloß um es den Indianern beizubringen. Ein gewisser Randall, der angestellter Schullehrer war, trieb die Schulkinder mit der Peitsche fort und doch bezog er regelmäßig den Gehalt von einigen tausend Dollars. Die frommen Missionäre [1]) ließen sich von dem Indianergelde außer Kirchen auch schöne Häuser bauen, in denen sie mit ihren Weibern und Kindern evangelisch lebten und bei pedantischer Strenge, die sie gegen die Indianer übten, ihre Augen zudrückten, wenn die Regierungs-Angestellten, ob ledig oder verheiratet, im Verkehre mit den-

---

[1]) Die sogenannten geistlichen Angelegenheiten wurden von den Missionären der englischen Episcopalkirche versehen, die einen großen Gehalt bezogen. Dr. Williamson und Riggs waren die Prediger und Leiter der Kirche; sie müssen aber wenig beliebt gewesen sein, da von den 38 im Jahre 1862 in Mankato zum Tode Verurtheilten sich 36 in die katholische Kirche aufnehmen ließen.

selben die Vorschriften, welche Religion und Sitte jedem Menschen gegenüber aufstellen, in schamloser Weise außeracht ließen. Es gab sogar Verführer unter den Indianern, die gegen gute Bezahlung und gute Behandlung durch die Weißen alles thaten, um die Indianer moralisch ruinieren zu helfen. Leider tragen die Früchte solcher Ausartungen den Fluch der Sünde an sich, da die Halfbreeds oder Halbindianer gewöhnlich die Laster des weißen und des rothen Mannes in sich vereinen, ohne die Tugend des einen oder des anderen zu besitzen.

Sechstes Capitel.

Fortsetzung der Ursachen des Aufstandes. — Ein Zahltag. — Der Sisseton-Häuptling Maza-ïcha. — Ein Anschlag auf Überfall der Weißen wird vereitelt. — Die Häuptlinge „Magerer Bär" und Inkpaduta. — Ermordung vieler Weißen durch die Indianer. — Little Crow. — Neue Civilisierungsversuche. — Misernte und Armut der Indianer. — Der Secessionskrieg und die Indianer. — Neue Mißhelligkeiten. — Sorge der Indianer um ihr Geld. — Die „Soldiers Lodge." — Die Vorboten des Aufstandes. — Erbrechung eines Regierungs-Magazins. — Die „Keyville Rangers". — Zwei erschlagene Deutsche. — Drei Wächter und ein Gefangener. — Besorgnis der Ansiedler und falsche Gerüchte.

Solcher Art also war die versprochene Vergütung, die der Indianer für sein schönes Land erhalten hatte, und dazu wurde er noch oft wie ein Hund behandelt. Groß war stets die Freude der Indianer, wenn der „große" Zahlungstag heranrückte; schon mehrere Tage zuvor waren alle auf der Agentur versammelt; die Versprechungen der Agenten, daß eine Vollbezahlung zu erwarten sei, erhöhten ihre Freude. Sobald das Indianergeld angekommen ist, beginnt die Bezahlung; eine genügende Militärmacht ist beordert, während derselben die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Soldaten umstehen die Auszahlungsbeamten, während die verschiedenen Indianer familienweise hervorgerufen werden, um die auf sie entfallende Summe (für den Kopf 25 Dollars) in Empfang zu nehmen. Der Agent hält den Leuten das Geld vor; sie wollen es nehmen, aber die Indianerhändler oder Lieferanten stehen mit ihren Säcken daneben und reißen das Geld vor den Augen des Indianers hinweg, und reichen dem Agenten ihre Papiere und Rechnungen dafür hin, von denen der betrogene Indianer häufig gar nichts weiß. Der Indianer mit seiner Familie kann nun weitergehen; ein anderer folgt ihm nach, dem es häufig nicht besser ergeht; hat einer aber etwas Geld davongebracht, so lauern in der Nähe der Agentur Spieler und Schnapsverkäufer, die schlau genug sind, ungeachtet der strengen Regierungsverbote, von den

Indianern das letzte Geldstück zu ergattern. Klagt nun der Indianer bei dem Agenten über eine solche Behandlung, so weiß dieser natürlich keine Abhilfe dagegen; ist doch dafür, daſs er am Zahltage die Augen zugedrückt und alle möglichen Rechnungen anerkannt hat, manch gewichtiges Goldstück in seine Tasche geflossen. Da der Indianer aber Scharfsinn und Schlauheit genug besitzt, um diese Handlungweise des weißen, civilisierten Mannes gehörig würdigen zu können, so kann er nicht anders, als ihn zu hassen, ihn als schlecht zu verachten und ihn als seinen gefährlichen Feind zu betrachten.

Daſs solcherweise Brennstoff genug für eine gewaltige Entflammung zu Gewaltthaten in kurzer Zeit vorhanden sein muſste, konnte selbst dem Unkundigsten nicht entgehen. Schon im Jahre 1852 war die Erbitterung der Indianer so groß, daſs ernstliche Gefahr zu befürchten war. Der Oberhäuptling der Sissetons, Maza-scha („Rothes Eisen"), muſste wegen seines ungestümen Benehmens vom Oberaufseher der Indianer-Angelegenheiten, Ramsey, sogar seiner Häuptlingswürde enthoben werden, was im December 1852 bei einer Versammlung geschah. Red Iron war der personificierte Typus eines Indianerhäuptlings, etwa 6 Fuß hoch, schlank und kräftig gebaut, mit einem hübsch geformten Haupte, stechenden Augen und einer schönen Adlernase. Er war in die Tracht der Dakota-Häuptlinge gekleidet, etwa 40 Jahre alt, schlau, stolz und entschlossen und antwortete kühn und schlagend auf die Fragen und Einwürfe Ramseys; er hatte ein bedeutendes Rednertalent. Als Ramsey sich bemühte, seine Unterschrift zu erhalten, um von den Indianergeldern unter dem Vorwande alter Schulden an die Händler eine gehörige Summe zurückbehalten zu können, richtete sich Red Iron in seiner ganzen Länge auf, drückte die Hand fest an das Scalpiermesser und sagte, dem Agenten kühn in das Auge blickend: „Wir wollen unsere Bezahlung, aber wir wollen für nichts anderes als für den Empfang des baren Geldes ein Papier unterzeichnen. Bereits bedeckt der Schnee die Erde und noch immer warten wir auf unser Geld; wir sind arm, Du lebst im Überflusse. Deine Feuer brennen warm, Deine Zelte sind gegen die Kälte wohlverschlossen. Wir haben nicht einmal zu essen, wir warten bereits eine lange Zeit auf unser Geld, unsere Jagdzeit ist vorüber; viele aus unserem Volke

sind Hungers krank und werden sterben müssen, weil Du uns nicht bezahlst. Mögen wir denn sterben, und wenn wir todt sind, so sollen unsere Gebeine unbeerdigt bleiben, damit unser großer Vater (der Präsident der Vereinigten Staaten) sehen möge, wo seine Dakota-Kinder starben. Wir haben unsere Jagdgründe verkauft, und nicht minder die Gräber unserer Väter. Wir verkauften auch unsere eigenen Gräber; wir wissen nicht, wo wir unsere Todten begraben sollen, und Du willst uns nicht einmal das Geld für unser verkauftes Land bezahlen?"

Kaum hatte der Häuptling seine Rede beendet, so wurde er zur größten Erbitterung der anwesenden Dakota-Krieger gefangen gesetzt. Sofort stießen sie ein gewaltiges Brüllen aus zum Zeichen, daſs sie sich zu versammeln wünschten, und bald eilten von allen Seiten bewaffnete Krieger einem eine ziemliche Strecke von der Agentur entfernten Platze zu, woselbst Gebeine erschlagener Krieger zerstreut lagen. Der „Magere Bär", ein Liebling unter den Kriegern der Bande Red Irons, ein ebenso entschlossener, als kräftig gebauter Indianer, warf dort den Blanket von seinen Schultern, erfaſste das Scalpiermesser, schwang es in seiner rechten Hand und zählte alle Kriegsthaten ihres nun gefangenen Häuptlings auf, worauf alle ein gewaltiges „Ho ho!" ausstießen. Hernach sprach er Folgendes: „Dakotas! Die weißen Männer sind unter uns, sie halten Maza-scha eingefriedet wie einen Wolf, sie wollen ihn erschlagen, weil er die weißen Männer hindert, uns um unser Land und das Geld zu betrügen, das uns unser großer Vater sandte. Dakotas!" fuhr er fort, von donnerndem „Ho, ho!" unterbrochen, „sollen wir gleich Büffelochsen im Schnee verhungern, sollen wir unser Blut fließen lassen wie kleine Bäche, oder sollen wir den Schnee mit dem Blute der weißen Krieger röthen?" „Ho, ho!" antworteten die Wilden, und Kriegsgeschrei ertönte in der ganzen Versammlung. „Dakotas!" fuhr er fort, „das Blut Eurer Väter ruft zu Euch aus den Gräbern, auf denen wir stehen, ihre Geister umarmen uns und machen uns stark. Ich freue mich dessen. In dieser Nacht soll das Blut der weißen Männer wie Wasser im Platzregen fließen, und Maza-scha soll mit seinem Volke kämpfen. Dakotas! Sobald der Mond sich hinter den Hügeln verliert, bereitet Euch vor und ich will Euch gegen die langen Messer (Bajonnette und Säbel) und die weißen Männer

führen, die gekommen sind, um uns zu betrügen, des Landes zu berauben und uns einzusperren, weil wir ihnen nicht beistehen, um unsere Weiber und Kinder zu berauben. Dakotas! Seid ohne Furcht; wir haben mehr Krieger als die Weißen. Seid fertig; sobald der Mond hinab sinkt, will ich Euch zu ihren Zelten führen!" Dieser Anschlag wurde jedoch durch einen Halbindianer verrathen und der „Magere Bär" gab den Überfall auf.

Eine neue Indianergefahr brachte das Jahr 1857. Inkpaduta („Scharlachrothe Spitze"), ein unabhängiger und gewaltthätiger Häuptling, ward von der jährlichen Bezahlung ausgeschlossen, weil er den Häuptling der Wahpekutas, Jac-Sagi nebst einigen seiner Verwandten getödtet hatte. Mehrere dem Gesetze verfallene und unbändige Indianer sammelten sich um ihn. Sie bildeten durch Rauben und Stehlen den Schrecken der Grenzansiedler, welche den Indianern die Gewehre abnahmen und sie verbargen, um vor größerer Gefahr sicher zu sein. Die Indianer, hierdurch gereizt, suchten und fanden ihre Gewehre wieder, und kamen damit in die Ansiedlung am Geister-See, südwestlich vom Minnesota, und verlangten daselbst zu essen, was ihnen auch gewährt wurde. Bald darauf kam auch Inkpaduta mit zwölf seiner Anhänger, zwei Knaben und einigen Weibern, die ebenfalls zu essen verlangten. Als der weiße Ansiedler sagte, dass er nichts mehr habe, rief Inkpaduta seinem ältesten Sohne zu, dass es schmachvoll sei, diese Leute um Speise anzubetteln; sie sollten sich solche selber nehmen, ohne zu warten, bis sie ihnen, gleich Hunden, hingeworfen würde, worauf der Sohn des Häuptlings den Ansiedler sogleich niederschoss.

Nun folgte nicht nur die Ermordung der ganzen Familie des Ansiedlers, sondern die Indianer giengen in der ganzen Ansiedlung von Haus zu Haus und mordeten deren ahnungslose Bewohner mit Ausnahme von vier Frauen, die sie auf das schrecklichste misshandelten und mit sich fortschleppten. Von hier wandten sie sich nach Springfield am Ausflusse des Shetek- oder Pelikan-Sees, wo sie sich einige Tage aufhielten und mit einem gewissen W. Wood und dessen Bruder Handel trieben. Die beiden Woods theilten den Indianern mit, dass Soldaten hinter ihnen her seien, worauf beide zum Dank getödtet

und ihr Haus verbrannt wurde. Nachdem die Indianer noch in der benachbarten Ansiedlung siebzehn Weiße gemordet hatten, wurden sie von den Weißen zurückgetrieben.

Die Zahl der Ermordeten betrug im ganzen siebenundvierzig; von den vier gefangenen Frauen wurden zwei, Stephens und Noble, ermordet, und zwei, Marble und Gardner, von den Wahpeton-Sioux befreit, wofür die drei Indianer, die ihre Befreiung ausführten, je 1000 Dollars als Belohnung erhielten. Die Indianer wurden von den Soldaten mit Hilfe der Getreuen verfolgt und Inkpaduta selbst mit elf seiner Spießgesellen getödtet. Bei der weiteren Verfolgung wurden noch drei getödtet und einer verwundet, worauf Little Crow, der Anführer der freundlichen Indianer, meinte, dass sie nun genug gethan hätten, die aufrührerischen Indianer zu bestrafen und ihre Bezahlung zu verdienen. Derselbe so wohlgesinnte Little Crow ward später der Hauptleiter des Indianeraufstandes.

Im Jahre 1861 versahen das Amt von Indianer-Agenten Oberst C. W. Thompson und Major Th. Galbraith; es war im Juni des genannten Jahres, als die neuen Agenten und mehrere neue Angestellte sich mit ihren Familien auf der Reservation niederließen, in der guten Absicht, die Indianer nolens volens zu civilisieren. Man gieng dabei ohne alle Klugheit und Menschenkenntnis zuwerke. Das System, nach dem die Angestellten zu arbeiten hatten, bestand darin, die Wilden mit Gewalt zu zähmen. Manche Maßregel, die man zu diesem Zwecke ergriff und für vernünftig hielt, war den Ansichten, Gebräuchen und Sitten der Indianer schroff entgegengesetzt, so dass sie ihr Innerstes tief verletzten. Der physischen Macht und Überlegenheit sich bewusst, verfiel man in den Irrthum aller Tyrannen, sich für sicher zu halten, wenn man nur das Äußere beherrscht, ohne das Innere gewonnen zu haben. Zu diesen Misshelligkeiten, die unter der Verwaltung der neuangestellten Beamten schroffer als gewöhnlich hervortraten, kam noch der Umstand, dass der Schluss des Jahres 1861 für die Indianer sehr ungünstig war. Die Ernte war besonders unter den oberen Sioux schlecht ausgefallen; Ungeziefer hatte das Korn (Mais) der Sissetons ganz und die Früchte der Wahpetons, Medawakontons und Wahpekutas theilweise zerstört.

Die Armut der Indianer war so groß, dass schon Mitte

December 1500 Köpfe ausnahmsweise mit Lebensmitteln versehen werden mussten, um nicht dem Hungertode zu verfallen. Die Aussicht, der Noth durch eine frühe Jagd abhelfen zu können, wurde durch einen gewaltigen Schneesturm in den letzten Tagen des Februars 1862 zunichte gemacht. Unter diesen Umständen wurde dem Zahltage des Jahres 1862 mit der größten Sehnsucht entgegengesehen.

Die Kenntnis der Indianer von dem gewaltigen Revolutionskriege zwischen dem Süden und dem Norden stärkte sie in ihrer Befürchtung, die Regierung könne nicht bezahlen, wie sie anderseits auch wünschten, der Norden möge geschlagen werden, um selbst ungefährdet über ihre Feinde herfallen zu können. Man ist sogar der Ansicht, dass Südlichgesinnte alles thaten, um die Indianer aufzureizen und Unheil anzustiften. Durch ungünstige Berichte irregeleitet, glaubten die Indianer in der That, dass im Norden nur mehr alte Männer, Weiber und Kinder zu bekämpfen seien, und sie befürchten müssten, überhaupt kein Geld mehr zu erhalten.

Deshalb machten sich die verschiedenen Stämme vor der Zeit nach der Agentur auf, um ihre Bezahlung zu verlangen. Die Agenten sagten, sie würden ihr Geld wohl erhalten, aber sie wüssten nicht wann, worüber die Indianer unzufrieden waren. Mit der Zeit fanden sich ungefähr 5000 bis 6000 Indianer auf der Agentur ein; alle voll Angst und Misstrauen, sie möchten ihr Geld nicht erhalten. Als die Noth unter den Indianern einen so hohen Grad erreicht hatte, dass manche Hungers starben, andere rohe Wurzeln und ungekochtes Korn den Thieren gleich verzehrten, fanden üble Gerüchte über die Schwäche der Regierung, die leider von den Weißen selbst thörichterweise ausgesprengt wurden, leicht Gehör. Bald eilten geheime Boten von Stamm zu Stamm und die Möglichkeit und der Erfolg eines Aufstandes wurden allenthalben erwogen. Da die älteren und vernünftigeren Indianer sich dem geplanten Aufstande widersetzten, bildeten die hitzigeren, meist jüngeren Krieger eine geheime Gesellschaft, genannt „Soldiers Lodge“.

Diese geheime Gesellschaft, die in den ersten Tagen des Monats Juli gegründet wurde, hatte zunächst die Absicht, womöglich den Indianerhändlern entgegenzutreten, sie an der Beschlagnahme des Geldes bei der Bezahlung zu hindern und

im Nothfalle die gekränkten Rechte der Indianer mit Gewalt zu vertheidigen. Obwohl die Häuptlinge von der Existenz dieser geheimen Gesellschaft unterrichtet waren, und auch deren Gefährlichkeit einsahen, so wagten sie doch nicht, dagegen aufzutreten, da die jüngeren Krieger zahlreich waren (die vereinigten Stämme konnten etwa 5000 bis 6000 Krieger aufbringen) und sie selbst im Verdacht standen, mit den Beamten der Regierung zur Unterdrückung und Beschwindlung der Indianer im Bündnis zu sein. Auch die Indianerhändler erfuhren bald von der „Soldiers Lodge" und ihrer Absicht, weshalb sie den Indianern, die von ihnen bis zum Zahltage etwas borgen wollten, zuriefen: „Gehe zur ‚Soldiers Lodge' und borge, was Du willst!" worauf die Indianer, die nur durch die größte Noth angetrieben wurden, um ein Darlehen zu bitten, häufig mit herben Vorwüfen antworteten und den Händlern ihren sittenlosen Lebenswandel vorhielten.

So nahm im Laufe des Jahres 1862 die Erbitterung der Indianer reißend zu. Personen, die im Verdacht standen, von den Verhandlungen der geheimen Gesellschaft, Uneingeweihten oder Händlern Mittheilungen gemacht zu haben, wurden bitter verfolgt, einige sogar ermordet. Am 4. August 1862 kam es zum erstenmale zu Gewaltthätigkeiten. Der Termin für die Bezahlung der Indianer war schon im Juli abgelaufen; die Noth nahm unter den versammelten Indianern, die theilweise sogar schon ihre Pferde und Hunde aufgezehrt hatten, in fürchterlicher Weise zu. Nach den Berichten von Augenzeugen sind damals in drei Tagen sechs Kinder verhungert. Der Agent Galbraith reiste von einer Agentur zur anderen, um die Indianer zu beruhigen, theilte auch theilweise Lebensmittel aus, sowie Tabak, Pulver und Blei; allein dies alles erwies sich als ungenügend, um die Indianer über das lange Ausbleiben ihrer Gelder zu beruhigen. Am 4. August früh morgens überfielen etwa 400 berittene und 150 unberittene junge Krieger, die meistens der „Soldiers Lodge" angehörten, die Waren-Magazine. Sie erbrachen das Thor, schossen die amerikanische Flagge herunter und nahmen über 150 Säcke Mehl weg, bevor man ihnen thatkräftig entgegentrat, was ein leichtes gewesen wäre, da sich in der Nähe 100 bewaffnete Soldaten mit zwei Zwölfpfünder-Berghaubitzen befanden. Endlich wagten sich die Soldaten, indem

sie die Indianer friedlicher Absichten versicherten, in das Waren-Magazin und nahmen davon Besitz, während dessen die Indianer mit ihren geladenen schussfertigen Gewehren herumstanden. Auf das rasche Versprechen des Agenten hin, sie mit Schweinefleisch, Reis und Mehl zu versehen und ihnen am nächsten Tage die entsprechenden Waren auszuliefern, ließen die Indianer von weiteren Gewaltthätigkeiten freiwillig ab.

Dass wegen dieser Gesetzes-Übertretung nicht einer der Schuldigen gestraft wurde, machte die Indianer kühn und verwegen, wozu noch der Umstand beitrug, dass die waffenfähigen weißen Männer zur Fahne für das Vaterland nach dem Süden gerufen wurden und sich am 13., 14. und 15. August sammelten, um nach Fort Snelling zu gehen. Am 18. August, morgens um 8 Uhr, verließen sie Neu-Ulm, geführt als „Renville Rangers" von Lieutenant Culver und Sergeant McGrew; am selben Tage brach der Aufstand los. Nun war die Zeit gekommen, in der die Manen zweier schon früher erschlagenen Deutschen namens Brand und Schmitz zahlreiche Gesellschaft erhalten sollten. Brand war im Frühjahre 1857 am kleinen Cottonwood, sechs Meilen südlich von Neu-Ulm, ermordet in den Hecken gefunden worden, in deren Nähe sich Indianer befanden. Johann B. Schmitz wollte sich zehn Meilen westlich von Neu-Ulm auf der Indianer-Reservation eine Heimat gründen, wurde aber schon am 27. April 1860 beim Kellergraben für das zu erbauende Haus, während er sein Mittagsbrot verzehrte, meuchlings erschossen.

Sein Mörder, ein Sioux-Indianer, wurde nach Neu-Ulm in das Gefängnis gebracht; während der Untersuchung im Gerichtssaale trug er eine schwere Kette an den Füßen und ward wohl bewacht. Da verlangte er auf einen Augenblick in das Freie gebracht zu werden, aus Gründen, die sich schicklichkeitshalber nicht weiter berühren lassen. Der Constabler Karl Seeler nahm vorsichtigerweise den Deputy-Constabler Dr. Blecken (ein berühmter Arzt, ehemals lutherischer Prediger, Redner der freien Gemeinde und Mitgründer von Neu-Ulm) und noch einen dritten im Bunde mit, damit ihnen der vierte, der Indianer nämlich, bei dieser Gelegenheit nicht entwischen sollte. Doch, der Mensch denkt, und der Indianer — lenkte schnell wie ein Hase in das Grüne hinaus; er hatte nämlich die

beiden Ketten durchgerieben und sich derselben so auf leichte Weise entledigt. Die drei Wächter waren über dieses plötzliche und höchst unerwartete Reißausnehmen so verblüfft, daſs sie in ihrem Schrecken ihrer Revolver nicht einmal gedachten, die sie, wie sich geziemte, aber wohlweislich in der Tasche trugen. Die Dämmerung war dem Indianer günstig — er wurde nicht mehr gesehen.

Derartige Mordthaten und das Strafloslbleiben der schuldigen Indianer waren leicht geeignet, die Bewohner mit Angst und Aufregung zu erfüllen. Leider trieben Weiße Spott mit erdichteten Greuelthaten, ein Gebaren, das verhängnisvolle Folgen hatte. So wurde im Jahre 1861 das Gerücht ausgesprengt, die Indianer seien ausgebrochen; schon flohen zahlreiche Ansiedler, ihre Habe eilends im Stiche lassend, und rasch eilte Militär zu Hilfe, als sich das ganze Gerücht als eine Erdichtung herausstellte. Die traurige Folge davon war, daſs der Commandant von Fort Snelling im August 1862, als er dringend um Hilfe ersucht wurde, damit zögerte, in der Meinung, der Indianer-Aufstand sei diesmal ebenfalls erdichtet.

Siebentes Capitel.

Der Ausbruch im August 1862. — Der Postbote Miles. — Papiergeld statt Gold. — Ein betrügerischer Oberagent. — Eine Rechnung ohne den Wirt. — Der Indianerhändler Myrick. — Mak-pe-ya-we-tah. — Aufreizungen unter den Indianern. — Der Mord der Familien Jones, Baker und Webster. — Eine schreckliche Scene. — Die Indianer rüsten sich. — Indianerversammlung am Rice-Bach. — Das Losungswort wird gegeben. — Die Werbetrommel in Neu-Ulm. — Ein Überfall. — Fünf Todte und ein Verstümmelter.

Mitte August wurde der Postbote Miles zwischen Neu-Ulm und den Agenturen, etwa zwei Meilen südlich von der unteren Agentur, auf seinem Wege von den Indianern angehalten und auf die weite Prairie hinausgeleitet, da die Indianer in einem Thalkessel am Wabash-Flusse, den der Bote passieren sollte, eine geheime Versammlung hielten. Schon mehrere Tage vorher bemerkte er neueingeschnittene Zeichen an den Bäumen, die ihm Wichtiges zu bedeuten schienen. Um dieselbe Zeit deuteten freundlich gesinnte Indianer manchem Weißen die kommende Gefahr an, indem sie häufig sagten: „Po-kat-schi!" („Gehet fort!") „nippo!" („morden!") und zugleich mit den Händen die nöthigen Zeichen machten, welche die Weißen leider nicht verstehen oder nicht glauben wollten. Acht Tage vor dem Ausbruche führten die Indianer, phantastisch gekleidet, selbst auch in Neu-Ulm wilde Tänze auf, die als Anzeichen wichtiger Ereignisse gelten konnten. Allenthalben schliffen sie auch schon ihre Tomahawks und ihre Scalpiermesser. Offenbar ward der Ausbruch, der durch die Pflichtvernachlässigung der Regierungsbeamten hervorgerufen wurde, durch die Noth beschleunigt und durch das Ausbleiben der Jahresgelder endgiltig festgesetzt und bestimmt.

Die Indianer hatten dem Vertrage gemäß ihr Geld in blankem Golde zu erhalten. Nun sandte die Regierung von Washington allerdings zu gehöriger Zeit das Geld an den Oberagenten in St. Paul, wo es aber längere Zeit verblieb, weil die damit Betrauten mit dem Golde Geschäfte trieben und dafür

das damals eben eingeführte Papiergeld einwechselten, ungeachtet der dringendsten Vorstellungen der Angestellten aber auf den Agenturen die Bezahlung hinausschoben. Und als sie endlich das Geld zur Vertheilung an die Indianer zu senden gezwungen waren, erfrechten sie sich, Papiergeld statt des Goldes zu schicken. Die Indianer aber, mit dem Gebrauche des Papiergeldes unbekannt, waren darüber auf das höchste erbost, so dass die Agenten es für gerathen hielten, für das Papiergeld Gold einzukaufen, wobei sie jedoch große Verluste erlitten, da in der Zwischenzeit das Goldagio bedeutend gestiegen war. Die Agenten kümmerte dieser Verlust allerdings wenig, da sie den Indianern umsoweniger geben wollten; allein für diesmal machten sie die Rechnung ohne den Wirt.

Die Indianer, nun aufs äußerste gebracht, warteten nicht mehr, bis der Agent in St. Paul das zurückgewiesene Papiergeld in Gold umwechseln konnte, was bei der großen Summe in einer so kurzen Zeit allerdings unmöglich war, sondern erhoben sich allenthalben, um der lang zurückgehaltenen Rachelust freien Lauf zu lassen. Eine ebenso plötzliche wie gewaltige Abrechnung, nicht in glänzendem Golde, sondern in dampfendem Blute, sollte die ungerechten Rechnungen zwischen den Wilden und den Civilisierten ausgleichen. Gewaltig sank das Racheschwert auf einige kecke Spötter und Frevler herab, die an den Ausbruch des Unwetters noch nicht glauben wollten, obwohl es schon von allen Seiten blitzte und donnerte. Ein stolzer Indianerhändler, Myrick mit Namen, war sehr verhasst; mehrere Indianer kamen vor seinen Store (Geschäftshaus) und sagten: „Du hast uns gesagt, Du würdest uns nichts mehr borgen, selbst wenn wir im Winter verhungern oder Heu und Unrath fressen müssten. Nun denn, so hüte Dich auch, auf unserer Reservation Holz oder Wasser zu nehmen"; worauf Myrick antwortete: „Ha, schon recht, wenn es Euch friert im Winter und Ihr wollt Euch an meinem Ofen wärmen, so will ich Euch aus meinem Hause hinauswerfen." Dasselbe sagten sie auch zu anderen Händlern, von denen sie ungefähr die gleiche Antwort erhielten. Dieses geschah kurz vor dem Ausbruche.

Während sich so Zündstoff auf Zündstoff häufte, so dass die besser gesinnten Häuptlinge selbst kaum imstande waren, die

jungen Krieger und besonders die Mitglieder der „Soldiers Lodge“ vor Gewaltthaten zurückzuhalten, ereignete es sich, dass am 17. August einige zwanzig Indianer von der Lower-Reservation nach Forest City giengen, um Hirsche zu schießen. Der Häuptling Mak-pe-ya-we-tah trennte sich mit vier Indianern von den übrigen. Ursprünglich gehörten dieselben zur oberen Reservation, lebten aber in Shacopees Bande, wo sie einen bösen Ruf hatten. Etwa 6 Meilen von Acton, 30 Meilen von der Agentur, fand einer der vier Indianer auf dem Felde ein Hühnernest mit Eiern; er nahm eines und machte den anderen den Vorschlag, sie zu essen, was aber einer seiner Genossen verweigerte, indem er sagte: „Das sind die Eier eines zahmen Vogels und gehören einem weißen Manne; Du darfst sie nicht anrühren.“

„Unsinn,“ sprach der andere, „sie sind ja nichts wert, wir aber sind hungrig und können sie füglich genießen.“

„Nein,“ erwiderte der letztere, „sie gehören nicht uns; es ist unrecht, sie zu nehmen, wir werden mit den Weißen Unannehmlichkeiten haben.“

„O,“ sagte der erstere ärgerlich, „Du bist sehr tugendhaft. Ihr Rice-Creek-Indianer sprechet viel gegen die Weißen, aber Ihr wagt es nicht, einige elende Eier auszuheben; mir ist nicht bange, ihr armseligen Narren.“

„Schmähe nicht den weißen Mann,“ sprach der zweite, „denn er ist nicht hier. Schimpfe über mich, ich bin hier und fürchte mich nicht vor Deinem gewaltigen Geschrei.“

„Zum Teufel mit Dir und den Eiern,“ war die Antwort, und die Eier flogen zu Boden.

„Das ist eine sehr kühne That,“ sagte sein Kamerad spöttisch, „einige Hühnereier zu vernichten. Du bist ein Feigling.“

Der Streit wurde immer ernster und erbitterter. Als sie weiter giengen, sahen sie ein Rind am Wege, und der die Eier zerbrochen hatte, rief aus:

„Ich soll ein Feigling sein? Ich bin so muthig und so furchtlos vor den Weißen, dass ich eines ihrer Rinder tödten will; sieh her!“ Er ergriff sein Gewehr und erschoss das Rind.

„Du nennst das Tapferkeit?“ sprach der andere. „Ich heiße es eine feige That. Du zerbrichst Eier und tödtest einen Ochsen; Du bist ein Weib! Ich bin ein tapferer Mann und weiß, was

Tapferkeit ist; ich war im Kriege gegen die Chippeways und habe Scalps genommen!“ [1])

Und so stritten sie eine Zeitlang derart heftig fort, dass es beinahe zum Schlagen kam. Da sagte auf einmal die Mehrzahl: „Da wir nicht einig werden können, wollen wir verschiedene Wege gehen; Ihr werdet sehen, ob wir feige oder tapfer sind, wir wollen einen Weißen tödten.“ Und damit verließen sie die Gefährten und schossen kurze Zeit darauf ihre Gewehre ab.

Die Zurückgebliebenen meinten, als sie die Schüsse hörten, irrthümlicherweise, dass die Weggegangenen Weiße erschossen hätten. Einige von ihnen waren der Ansicht, sie sollten, um nicht als Feiglinge von ihren Gefährten verachtet zu werden, deren Beispiel sofort folgen. Andere jedoch, die etwas besonnener waren, widersprachen diesem Vorschlage. Sie kamen nun an einem unbewohnten Hause vorbei und kehrten ins nächste ein, das einem gewissen Robinson Jones gehörte, mit dem sie aber wegen des Essens und eines Gewehres halber in Streit geriethen, worauf sie, von Jones fortgetrieben, in ein anderes Haus giengen, das etwa 1/4 Meile entfernt war und einem gewissen Howard Baker, Jones' Schwiegersohn, einem Amerikaner, gehörte. Daselbst befand sich ein Fremder namens Webster mit seiner Frau, die von Wisconsin gekommen waren, um sich in dieser Gegend niederzulassen.

Die Indianer verlangten Wasser und etwas Tabak, was sie erhielten. Ihr Benehmen war vollkommen ruhig, bis unglücklicherweise Jones und dessen Frau auf Besuch kamen; da brach der alte Streit zwischen Jones und einem Indianer des schon erwähnten Gewehres wegen wieder neu aus, und wurde nicht ohne Heftigkeit geführt. Bakers Frau fragte Frau Jones, ob sie den Indianern nicht vielleicht Whiskey (Brantwein) verabreicht hätte. Diese sagte: „Nein, wir haben keinen Whiskey für solche schwarze Teufel, wie diese.“

---

[1]) Die Chippeway-Indianer leben auf der White Earth (Weißen Erde) Reservation, im nördlichen Theile von Minnesota. Früher erbitterte Feinde der Sioux, hatten sie große Versuchungen der letzteren zu widerstehen, an dem Aufstande unter ihrem Häuptlinge, dem berühmten Pozo-ne-gi-shik („Loch in den Tag“), theilzunehmen. Nur durch den Einfluss eines alten katholischen Indianer-Missionärs, des Vaters Pierz, wurden sie davon abgehalten, wodurch dessen eigenes Leben stark gefährdet wurde.

Diese Worte scheinen von den Indianern verstanden worden zu sein, da sie dadurch ersichtlich sehr aufgeregt wurden, weshalb Frau Webster ihre Nachbarin Jones ersuchte, von der Sache nicht mehr zu reden. Die Indianer aber, durch Jones' Benehmen gereizt, waren nun zum Mord entschlossen. Da Jones mit einem Indianer den Verkauf von Bakers Doppelgewehr verhandelte, machten die Indianer den Vorschlag, nach einem Ziel zu schießen, unter dem Vorwande, das Gewehr zu probieren; aber wahrscheinlich in der Absicht, auf diese Weise die Weißen zu veranlassen, ihre Gewehre abzuschießen. Jones nahm den Antrag an und bemerkte, ihm sei nicht bange, mit irgend einem der verfluchten Rothhäute um die Wette zu schießen. Webster schoss nicht mit, obwohl er ein Gewehr besaß. Da äußerte einer der Indianer, das Schloss seines Gewehres sei unbrauchbar, und ersuchte Herrn Webster, ihm das seinige zu borgen. Nach dem Schießen luden die Indianer ihre Gewehre wieder, was aber Jones und Baker zu thun versäumten. Einer von den Indianern gieng unterdessen gegen Forest City, um auszuspähen, ob nicht Weiße in der Nähe seien. Als er zurückkam, beriethen sich die vier Indianer untereinander und stellten sich, als ob sie fortgehen wollten. Frau Jones und Frau Baker standen an der Thürschwelle; auf einmal aber drehten sich die Indianer um und einer legte sein Gewehr auf Bakers Frau an. Als dies ihr Gemahl sah, stellte er sich ohne Zögern zwischen seine Frau und den Indianer und erhielt alsogleich eine tödliche Kugel. Zur selben Zeit wurden Jones, Webster und Frau Jones tödlich verwundet. Als Frau Baker, die ein Kind im Arme hielt, ihren Gemahl hinstürzen sah, wurde sie ohnmächtig und fiel rücklings in den Hauskeller, der gerade offen stand, wodurch sie dem Tode entgieng. Die Kinder des Jones waren im Hause und wurden nicht weiter beachtet.

Die Indianer kehrten nun zu Jones' Haus zurück und tödteten und scalpierten dort ein Mädchen. Der Bruder des unglücklichen Opfers, ein im Bette liegender Knabe, sah es, getraute aber nicht sich zu rühren. Websters Frau, die sich in einem gedeckten Wagen verborgen hatte, entkam ebenfalls. Nachdem die Indianer Bakers Haus verlassen hatten, erhob sich Frau Baker aus dem Keller und legte mit Hilfe von Frau Webster, die aus dem Wagen ebenfalls hervorkam, Kissen unter

die Häupter der Verwundeten. Die Lage der armen Frauen kann gar nicht beschrieben werden; ihr Schrecken, ihre Verzweiflung, ihre Verlassenheit und ihre ungewisse Lage wurden noch vermehrt durch das Todesröcheln der sterbenden Männer. Jones, ein starker und kräftig gebauter Mann von außergewöhnlicher Größe, von dunkler Gesichtsfarbe, mit schwarzem Bart und schwarzen Haaren, war mit seinem feurigen Auge das Ideal eines Cavallerie-Officiers. Seine starke Constitution kämpfte gewaltig mit dem Tode. Um die wahnsinnigen Schmerzen zu verbeißen, stopfte er Hände voll Staub und Erde in den Mund, und schlug in seinem Todeskampfe mit den Absätzen große Löcher in den harten Boden, indem er seine Tochter noch beschwor, mit dem Kinde zu fliehen. Aber sie blieb bis er starb, und floh dann erst in den Wald.

Während dieser schrecklichen Scene gieng ein weißer Mann vorüber. Als er von den Frauen zur Hilfe aufgefordert wurde, lachte er höhnisch und meinte, sie hätten nur das Nasenbluten, und die Indianer würden bald kommen, um ihnen den Garaus zu machen.

Die beiden Frauen flohen gegen den Wald, bis sie in das Haus eines Norwegers kamen, wo sie sonst niemanden zu Hause trafen, als einen Knaben, den sie in das 12 Meilen entfernte Fort Ridgeley sandten, woselbst soeben Freiwillige geworben wurden. Man glaubte dort aber so wenig an eine Feindseligkeit der Indianer, dass eine geraume Zeit vergieng, bis ein Bote mit der Neuigkeit nach Forest City gesandt wurde, wo Capitän Whitcomb Recruten übte. Von diesem wurden zwölf Berittene nach Acton beordert, wo sie zur Zeit der Abenddämmerung ankamen. Sie legten einen Wagenkasten über Jones, weigerten sich jedoch, vor der für den nächsten Morgen anberaumten gerichtlichen Untersuchung die todten Körper zu berühren.

Sobald diese Mordthaten bekannt geworden waren, sammelte sich eine große Menschenmenge zur Todtenschau. Mittlerweile kamen jene Indianer, von denen sich die Missethäter früher getrennt hatten und die von der Mordthat ihrer Kameraden noch nicht Kenntnis zu haben schienen, ganz nahe zum Schauplatze herangeritten. Sobald sie sahen, dass sie verfolgt wurden, flohen sie in großer Eile durch einen Morast. Die Weißen wagten nicht,

ebenfalls durchzureiten, mit Ausnahme eines kühnen Mannes aus Forest City, der den Indianern folgte und nach ihnen schoss. Einer von den Indianern stieg vom Pferde und schoss zurück, ergriff aber hernach mit den anderen sogleich wieder die Flucht.

Jetzt gieng den Weißen, denen verschiedene Umstände, verbunden mit diesen Mordthaten, nun einzuleuchten anfiengen, über die drohende Indianergefahr ein entschiedenes Licht auf. Einige Indianer hatten sich in den Tagen vor dieser Zeit frecher und herausfordernder als gewöhnlich benommen. Vierzehn hatten in einem 5 Meilen von Acton entfernten Hause Sonntags ihre Messer geschliffen und die Gewehre gereinigt. Man fand es daher dringend nothwendig, an den Gouverneur des Staates einen Boten zu senden, der auch sobald als möglich in Sanct Paul ankam, jedoch nicht den gewünschten Glauben fand. Die vier Indianer, die den Mord begangen hatten, giengen zu dem Hause eines gewissen Eckland am Elisabeth-See und stahlen zwei Pferde, auf denen sie, je zwei auf einem Pferde, mit rasender Eile ins Lager des Häuptlings Shakopee eilten, das sie noch vor Tagesanbruch (18. August) erreichten. Am Sonntag, den 17. August, hatten also die Blutthaten begonnen, die Minnesota auf einmal weit und breit traurig berühmt machten.

Einige sind der Ansicht, dass, als die vier Indianer ihren Freunden und Verwandten die Mordthaten zu Acton mittheilten, die meisten es für zeitgemäß hielten, eine allgemeine Schlächterei unter den Weißen anzurichten, da sie im anderen Falle für das Blutvergießen ihrer Stammesgenossen doch das Schlimmste zu erwarten hätten. Die Thatsache aber, dass am Nachmittag eben dieses denkwürdigen Sonntages am Rice-Bach eine große Versammlung abgehalten wurde, wohin die vier Indianer, 40 Meilen entfernt, unmöglich die Nachricht von ihrem Angriffe bei Acton bringen konnten, da die Versammlung und der Mord beinahe zu gleicher Zeit stattfanden, widerspricht obiger Annahme. Ferner ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die Versammlung ohne Zweifel über den Aufstand berathen hatte, da nach der Abenddämmerung, also bald nach der Versammlung, die Indianer im Kriegscostüme erschienen. Viele hatten sich bunt bemalt und mit Federn geschmückt und jagten halb nackt auf ihren schnellen Pferden über die Prairien

in sausendem Galopp dahin, um von Stamm zu Stamm das Losungswort mitzutheilen, das so verhängnisvoll und furchtbar für die weiße Rasse werden sollte, die sich erkühnt hatte, auf den einladenden Fluren in der Nähe der Jagdgründe des rothen Mannes Haus und Herd zu errichten. Dass der Aufstand von den Indianern allgemein geplant war, zeigte sich schon, wie früher bemerkt worden ist, an dem kecken Benehmen der Wilden vor der Zeit des Aufstandes. Einige Officiere und Soldaten, die am 17. August von Neu=Ulm nach Fort Ridgeley giengen, äußerten, als sie das freche Auftreten der sie begegnenden Indianer bemerkten, es müsse etwas im Spiele sein, und man solle sich vor den Indianern inacht nehmen.

Um diese Zeit wurde in den Vereinigten Staaten allenthalben die Werbetrommel gerührt, um die Zahl der auf den südlichen Schlachtfeldern gefallenen Soldaten zu ersetzen. Auch die junge Ansiedlung in Neu=Ulm und Umgebung sandte ihre Streiter zur Erhaltung der Union, ohne Ahnung, dass ein noch grausamerer und schrecklicherer Feind, als die südlichen Rebellen, im Hinterhalte lauere. Montag, den 18. August 1862, begaben sich mehrere Bürger von Neu=Ulm auf sechs Wagen nach einem Wirtshause an der Straße nach der unteren Agentur zu, das 6 Meilen von Neu=Ulm entfernt liegt und damals wie noch jetzt Anton Henle gehört, um dort zu werben, zu welcher Gelegenheit die übrigens stets fidelen Neu=Ulmer eine Musikbande mitbrachten. Anton Henles Haus liegt südlich vom Minnesotaflusse an der Linie zwischen den Prairien und dem Walde, knapp an der Straße, die sich am Saume des Waldes hinzieht. Als die Gesellschaft von Neu=Ulm in der Nähe des Henle'schen Hauses ankam, wurde ihre Fröhlichkeit plötzlich auf höchst unerwartete Weise in die größte Trauer verwandelt.

Einige hundert Schritte vom Hause entfernt, befindet sich eine Vertiefung, der Anfang einer Schlucht, durch die im Frühjahr das von der Prairie kommende Wasser durch den Wald dem Minnesotaflusse zugeführt wird. Der Ausgang der Schlucht ist bewaldet bis hart an die Brücke, die über die Schlucht (hier nur erst zwischen Prairie und Wald ein kleiner Bach) führt, und der sich die Wagen bereits näherten, als höchst unerwartet mehrere Schüsse aus der Schlucht kamen. Sie waren von den Indianern abgesandt worden, die dort im Hinter=

halte lagen. Von den Fahrenden wurden sogleich drei getödtet: Johann Schneider, Julius Fenske und A. Diederich. Einem gewissen Haupt wurde ein Auge herausgeschossen; ein anderer, Steinle mit Namen, ward sehr schwer verwundet und starb später auf dem Wege nach St. Paul in der Nähe von Belle Plaine, indem das Boot, auf dem man den Verwundeten transportierte, sank, wodurch sein Tod herbeigeführt wurde. Die zwei vordersten Wagen fielen den Indianern in die Hände. Wer noch nicht verwundet war, floh in die Prairie. Die rückwärts fahrenden Wagen kehrten so schnell als möglich um und jagten in rasender Eile nach Neu-Ulm zurück. Dieses Ereignis fand zwischen 11 und 12 Uhr vormittags statt. Von einem Widerstande konnte natürlich keine Rede sein, da nicht einer von den Männern eine Waffe besaß. Während auf die vordersten Wagen geschossen wurde, waren zwei der hinteren Gefährten eben beschäftigt, einen von den Indianern schon früher schwer verwundeten Mann, Josef Meßmer mit Namen, aufzuladen, der von den vorne Fahrenden nicht gesehen worden war. Meßmer war kurz vorher verwundet worden. Außer anderen schweren Wunden war ihm ein Arm abgehackt und ein Ohr abgeschnitten worden; er lebte jedoch, nachdem er unter den größten Schmerzen nach der Stadt gebracht worden, noch 24 Stunden. Um diese Zeit kamen von Garden City drei wohlbewaffnete Männer, die das Gerücht von dem Ausbruche der Metzelei herbeigelockt hatte; sie meinten aber spöttisch, dass dieses Gerücht durch Betrunkene ausgesprengt worden sei. Da zeigte man ihnen den schrecklich verstümmelten Josef Meßmer und sie besannen sich eines andern.

Achtes Capitel.

Auf der unteren Agentur. — Beobachtung der Kriegsrüstung der Indianer. — Wagner und Lamb erschossen. — Attaque auf Myricks Store. — Imposante Ruinen. — Von Pfeilen durchbohrt. — Indianerhändler getödtet. — Die Fähre über den Fluss als einzige Rettung. — Fenskes merkwürdiges Entkommen. — Anton Manderfelds Abenteuer in Big Stone-Lake. — Ein Halbblut-Indianer. — „Po-kat-schi." — Flucht. — Tod des Neffen Manderfelds. — Glückliches Entkommen nach Fort Ridgeley. — Nachricht vom Überfall im Fort. — Hauptmann John S. Marsh. — Überfall an der Fähre. — Capitän Marshs trauriges Ende. — Little Priest. — Die Wilden der oberen Agentur. — Der Häuptling „Anderer Tag". — Errettung von 60 Weißen.

An demselben Tage, Montag den 18. August, zwischen 6 und 7 Uhr morgens, bemerkten die Weißen auf der unteren Agentur, dass die Indianer etwas im Sinne hätten, und ahnten umsomehr Übles, als die Rothhäute tags zuvor ihre üblichen Kriegsspiele und Tänze mit außergewöhnlicher Erregung und großem Lärm aufgeführt hatten. An jenem Morgen nun war die Straße zur Agentur von zahlreichen Indianern, die augenscheinlich zum Kriege ausgerüstet waren, angefüllt. Die meisten waren bunt bemalt, viele nackt, nur mit einem Schamgürtel bekleidet, sowie Pulver und Blei und das unvermeidliche Medicinfläschchen bei sich tragend. Alle aber waren wohl bewaffnet. Als die meisten auf der Agentur angestellten Arbeiter von dem Frühstücke kamen, das sie gemeinsam in einem Speisehause eingenommen hatten, sagte einer von ihnen: „Jungens, es ist etwas los mit den Indianern; es ist nicht alles in der Ordnung." — „Ach," sagte ein anderer, „was Dir nicht einfällt! Sie werden wohl wieder eines ihrer Kriegsspiele aufführen." Die meisten aber hatten die richtige Ahnung von der Lage, so dass A. H. Wagner, der Aufseher über die Arbeiter, sogleich Befehl gab, die schon ausgetriebene Schafherde und die Rinder unverzüglich zurückzutreiben.

Inzwischen versuchten die Indianer sich in ruhiger Weise

der auf der Agentur befindlichen Regierungspferde zu bemächtigen. John Lamb hatte außerordentlich schöne Regierungspferde unter seiner Obsorge; er sprang in den Stall, um das Treiben der Indianer zu verhindern, da sie geraden Weges die Pferde herausführten, als ob sie ihre eigenen wären. Zu gleicher Zeit kamen auch die Weißen gegen den Stall, um auf den Pferden zu fliehen, da sie nach dem bisher Gesehenen über die feindliche Absicht der Indianer keinen Zweifel mehr haben konnten. Lamb wollte seine Pferde den Indianern durchaus nicht überlassen, sondern ergriff in der Hitze eine Heugabel und rannte sie dem Indianer, der die Pferde am Zügel hatte, in den Leib. Gleichzeitig schossen die Indianer, A. H. Wagner wurde verwundet, floh noch eine Strecke weit und starb dann. Lamb und ein anderer wurden augenblicklich getödtet.

Gleichzeitig mit dem Ausbruche auf der unteren Agentur, 28 Meilen nordwestlich von Neu-Ulm (Redwood County), begann der Aufstand in dem mit der Agentur verbundenen Städtchen. Der erste Schuss daselbst ward bei Myricks Store auf den Ladendiener James Lynde abgegeben. Als die Indianer kamen und ihn an der Thüre des Verkaufsgewölbes stehen sahen, rief ein Indianer aus: „Nun will ich den Hund umbringen, der mir nichts borgen wollte!“ und schoss ihn nieder. Lynde war ein sehr gebildeter Mann und sogar Mitglied der Staatsgesetzgebung. Neben ihm wurden auch Divall und Fritz, Angestellte desselben Hauses, erschossen. Myricks Sohn rannte in den ersten Stock hinauf, um sich unter den Warenkisten zu verbergen, wohin ihm die Indianer, denen vor Schießwaffen bange war, nicht zu folgen wagten. Sobald aber der junge Myrick aus ihrem Gespräche vernahm, dass sie das Haus anzünden wollten, zwängte er sich durch eine Oeffnung auf das Dach, ließ sich an dem Blitzableiter herab und floh in größter Eile dem Minnesotaflusse zu. Auch Myrick hatte sich auf den Boden geflüchtet und entkam auf die gleiche Weise aus dem Hause.

Die nunmehr zerstörte Agentur befand sich auf dem hoch und romantisch gelegenen südlichen Ufer des Minnesotaflusses. Das große steinerne Warenhaus, das jetzt wieder bewohnt ist, und die imposanten Ruinen der aus den Indianergeldern er-

bauten kostbaren Episcopalkirche machen noch jetzt auf den Beschauer einen melancholischen Eindruck. Beide Gebäude waren aus schweren Steinen erbaut.

Nördlich von der Agentur fällt sogleich das Land steil ab und erstreckt sich bis in die Minnesota-Niederung. Der Abhang ist von kleinen Schluchten durchzogen und mit Holz und Gesträuchen bedeckt. Das Strauchwerk, an dessen Südende die Häuser der Agentur sich anschlossen, wurde von den Fliehenden aufgesucht, da sie durch den schützenden Wald zu dem etwa 20 Minuten entfernten Flusse zu gelangen hofften, wo sich ein großes Fährboot befand. Einige Winnebago-Indianer schossen ihre Pfeile auf den fliehenden Myrick ab, ohne ihn zu treffen. Aber gerade, als er den Wald erreichte, schoss ein Sioux nach ihm. Myrick wurde später auf diesem Platze todt aufgefunden, von einer Sense und mehreren Pfeilen durchbohrt.

Viele Weiße giengen beim ersten Angriffe zugrunde, weil nicht einer von den 40 bis 50 Leuten, die sich auf der Agentur befanden, auf einen Widerstand gefasst war. Die Indianerhändler, als die Verhasstesten, aber am Ausbruche auch nicht wenig Schuldtragenden, wurden zuerst schwer heimgesucht. Beim Forbe'schen Geschäftshause wurden Josef Belland und A. Young erschossen, im Robert'schen Handlungshause fiel Brusson und in jenem von La Batte der Händler selbst nebst seinem Ladendiener. Ein gewisser George Spencer entrann dadurch dem Tode, dass ein ihm freundlich gesinnter Indianer sich seiner annahm und den auf ihn einstürmenden Mördern Halt gebot. Bourat, ebenfalls ein Angestellter in Forbes Warenhandlung, sprang auch in den ersten Stock, um sich zu retten, als er aber die Indianer sprechen hörte, dass sie hinaufgehen und ihn aus dem Wege räumen wollten, sprang er in rasender Eile wieder herunter und floh ins Freie. Als er etwa hundert Schritte weit geflohen war, traf ihn ein Schrotschuss an einem Fuße. Die Indianer rannten herbei und zogen ihn nackt aus. In Eile warfen sie einen schweren Holzblock auf ihn und riefen, sie würden bald zurückkommen und ihn zerhacken. Er jedoch entwand sich dem Blocke und floh unter den größten Schmerzen. Viele retteten ihr Leben durch zeitgemäße und glückliche Flucht bis zum Minnesotaflusse. Sobald aber die Fähre am jenseitigen Ufer angelangt war, blieb sie natürlich

daselbst stehen, und mancher von den Fliehenden wurde hier von den im Walde herumspürenden Sioux gleich den wilden Thieren niedergeschossen und massacriert. Manche flüchteten sich an dem Seile, woran die Fähre läuft, über den Fluss, so z. B. Josef Schneider, ein Bruder des bei Henles Gasthaus erschossenen Johann Schneider.

Auf eine merkwürdige, aber schwierige und schmerzvolle Art entkam Johann Fenske, auf den zur selben Zeit ein Pfeil abgeschossen wurde, als Wagner und Lamb in der Nähe der Pferdeställe ihre Schüsse erhielten. Der Pfeil drang Fenske in den Rücken. Unfähig, schnell oder weit laufen zu können, sprang er in den Heustall und verbarg sich unter dem Dache. Die Pfeilstange riss er sich selbst heraus, der etwa drei Zoll lange Pfeil aber blieb ihm im Rücken stecken und verursachte schreckliche Schmerzen. Als er von seinem Verstecke aus bemerkte, dass kein Weißer mehr auf der Agentur lebendig sei, das Feuer aber von Haus zu Haus an sein Versteck näher herankam (die Indianer fiengen an, gleichzeitig mit dem Blutbade auch die Brandfackel zu schwingen), kroch er etwa um 4 Uhr nachmittags aus seinem Versteck herunter, hüllte sich in einen Blanket und schlich fort. Die Indianer waren größtentheils gerade mit Plündern beschäftigt, so dass sie sich nicht um ihn bekümmerten; von einigen auch wurde der in seinen Blanket vollkommen Gehüllte und der Schmerzen wegen sich mühsam Fortschleppende für eine Squaw gehalten; endlich kam ihm auch ein brennendes Haus sehr zu statten, das zwischen seinem Ausgangsorte und den plündernden Indianern lag. Er musste jedoch gegen die Prairie hinaus fliehen, wo ihm Indianer mit Vieh begegneten und ihn ersuchten, ihnen dasselbe treiben zu helfen. Ohne Zweifel hielten auch sie ihn für eine Squaw. Am Big Wabasha-Flusse, dem schon oben erwähnten Versammlungsorte der Indianer, gelang es ihm, ihnen zu entkommen.

Dem Flussbette nachgehend, gedachte er unterhalb der Agentur über den Minnesotafluss nach dem Fort Ridgeley zu entkommen, wohin auch alle übrigen Flüchtlinge strebten. Fort Ridgeley liegt unterhalb der Agentur, etwa 12 englische Meilen entfernt, am nördlichen Ufer des Minnesotaflusses. J. Fenske wurde von einem berittenen Indianer angehalten,

der dreimal auf ihn schoss, ohne ihn zu treffen. Der Aberglaube des Indianers, der den Weißen für einen Zauberer hielt, rettete ihm das Leben, denn der Indianer floh in sichtlicher Angst und Erregtheit in Eile davon. Fenske erreichte das Fort Ridgeley erst am vierten Tage, da er wegen seiner großen Schmerzen nicht schnell vorwärts kommen konnte; nun erst wurde die Pfeilspitze herausgezogen. Er genas und wurde später City Marshall von Neu-Ulm.

Auf dem Wege zum Fort trat er einmal in ein Haus ein, in der Hoffnung, dort Weiße zu finden und Labung zu erhalten, fand aber niemanden zu Hause, obwohl ein Kessel mit siedendem Fleisch auf dem Herde stand. Wieder hinaustretend und vorsichtig nach jemandem ausspähend, bemerkte er in einem anderen naheliegenden Hause mehrere Indianer mit Plündern beschäftigt; auch gewahrte er in der Nähe Spuren, welche verriethen, dass Indianer soeben ein Rind geschlachtet haben mussten, worauf er sich schleunigst davonmachte.

Anton Manderfeld,[1]) aus dem Dorfe gleichen Namens (Manderfeld) in der Nähe von Köln am Rhein zu Hause, kam mit seinen zahlreichen Blutsverwandten schon in den Fünfziger-Jahren in die Gegend von Neu-Ulm. In der oftbenannten Cottonwoodfluss-Ansiedlung, etwa vier Meilen südwestlich von Neu-Ulm, sind heute zahlreiche Mitglieder der Familie Manderfeld mit Landbau beschäftigt.

Anfangs Juli 1862 gieng Anton Manderfeld nebst seinem Bruder Heinrich, seinem Neffen Hillias und Georg Loth mit zwei schwer mit Provisionen beladenen Ochsenwagen von Neu-Ulm nach Big Stone-Lake. Etwa 40 Meilen von Neu-Ulm, es war in Beaver Falls, nahmen sie noch den 16jährigen Johann Schmerch als Koch mit. In Big Stone-Lake sollten sie im Auftrage des Agenten Galbraith für die Indianer allerlei Handarbeiten verrichten.

A. Manderfeld, der ziemlich geläufig der Indianersprache mächtig war, wurde, in Big Stone-Lake angekommen, fast

---

[1]) Der Verfasser ist Anton Manderfeld, der infolge seines langjährigen Aufenthaltes auf den oftgenannten Agenturen mit den Zuständen daselbst völlig vertraut ist, zu besonderem Danke verpflichtet, dass er ihm in Bezug auf Thun und Handeln der Indianer und der Agenten nebst deren Angestellten bereitwilligst Auskunft gab.

täglich von einem Halbblut-Indianer namens Hypolite Campbell besucht. Etwa vierzehn Tage vor dem Ausbruche kam Campbell zum Zelt herangeritten und brachte die Nachricht, dass die Cut-Heads, eine Mischlingsrasse von Yanktons- und Sissetons-Indianern, die allenthalben wegen ihres gefährlichen Charakters bekannt und gefürchtet waren, in Yellow Medicine das Provisionshaus erbrochen und beraubt und die Absicht ausgesprochen hätten, alle Weiße zu ermorden. Als Manderfeld und seine Freunde erschraken und das Lager abzubrechen und fortzugehen beabsichtigten, sagte Campbell, er wolle die Indianer beschwichtigen und die Gefahr von ihnen abwenden. Am nächsten Morgen kamen die Indianer vor das Lagerzelt; Campbell gieng ihnen entgegen und gab ihnen einen Sack Mehl, 50 Pfund Schweinefleisch und 10 Pfund Zucker, obwohl die Gesellschaft diese Lebensmittel selbst sehr nöthig hatte.

Am 21. August weckte ein Indianer schon bei Tagesanbruch Manderfeld und seine Genossen, und rief ihnen zu: „Po-kat-schi!“ (Machet Euch fort!) die Indianer tödten Euch; von Big Stone-Lake bis Neu-Ulm (eine Strecke von über 170 Meilen) soll kein Weißer am Leben bleiben!“

Manderfeld sprang auf und gewahrte hinausblickend in einiger Entfernung die Indianer in Eile herankommen. Kaum hatte er seine Freunde aufgeweckt, so waren auch die Indianer schon vor dem Zelte, das sich am Ufer des Sees, in der Nähe eines kleinen Waldes, befand. Einige Schritte davon war ein Gießbachbett. Manderfeld lief einige Schritte vom Zelte weg, die Indianer aber standen schon rundherum. Alle aber hatten ihre Gewehre mit den Blankets bedeckt, da es in der Nacht geregnet hatte. Manderfeld blieb stehen, im ersten Augenblick voll Angst auf seine Freunde lauschend; da enthüllte ein Indianer sein Gewehr und schoss auf ihn, er aber hatte, die Bewegung des Indianers beobachtend, Geistesgegenwart genug, sich in das vertiefte Bett des Baches hinabzustürzen und zu fliehen. Der Indianer fehlte ihn, traf aber den Baum, vor dem er gestanden war.

Da ihm niemand nachlief, blieb er in der Vertiefung bald stehen, und war so neugierig, die Anhöhe hinaufzuschleichen und nach dem Zelte zu spähen. Er sah seinen Bruder vom Zelte weglaufen und bald todt vor demselben hinstürzen. Bald

vernahm er aufeinanderfolgend einen zweiten und dritten Schuss und einen markdurchdringenden Schrei, der wahrscheinlich von dem sterbenden Koch herrührte. Nun floh Manderfeld eilends in den Wald, fand sich aber bald wieder auf der Prairie, da der Wald nur eine und eine halbe Meile lang war. Er stand einen Augenblick stille, hoffnungslos und rathlos, da er die Gegend kannte und wusste, dass ihm kein Ausweg blieb, weil überall Indianerhütten waren. Er lief jedoch eine halbe Meile am Seeufer fort, wo er seinem Neffen begegnete, der noch zeitig genug aus dem Zelte entflohen war. Sie planten nun schnell ihre Flucht. A. Manderfeld meinte, man solle sich im langen Grase am Seeufer verbergen und stellte in der Eile seinem Neffen vor, dass sie sonst keinen Ausweg hätten. Da gewahrten sie ein Canoe über den See gegen sich herankommen. A. Manderfeld bat den Neffen dringend, sich in den Binsen niederzulegen und zu verbergen; allein dieser war so erschreckt, dass er nicht wusste, was er that und fortlief. Nach etwa zehn Minuten vernahm der in den Binsen liegende A. Manderfeld vom Boote her ein mächtiges Gebrüll und den Schall von drei Schüssen. Der Neffe starb wahrscheinlich in demselben Augenblick.

A. Manderfeld entgieng glücklich den Indianern, die oft ganz nahe an ihn herankamen und im langen Grase nach den Spuren forschten. Er floh in der Nacht weiter und erreichte den Minnesotafluss nördlich vom Big Stone Lake am nächsten Morgen bei Tagesanbruch. Von dort hatte er wenigstens 60 bis 70 Meilen bis zur nächsten Ansiedlung. Hungrig, halb nackt und mit blutenden Füßen erreichte er bei Lake Qui Parle das Haus des Halbblut-Indianers Launche, den er gut kannte. Dort erfuhr er von Josef la Framboise, dass die Indianer unterhalb des Flusses alles ermordeten und dass Neu-Ulm wahrscheinlich genommen sei. — Er aß dort und bat um Schutz; allein die Halbblut-Indianer sagten, dass er fliehen müsse, denn wenn die Indianer einen Weißen bei ihnen fänden, müssten sie alle sterben. Um fortkommen zu können, erhielt er ein Paar Moccasins (von Hirschleder verfertigte Indianer-Schuhe).

Nach unzähligen Gefahren (häufig gerieth er, der Gegend unkundig, zwischen Indianer) und entmuthigenden Irrgängen,

wobei er manchmal auf langen Umwegen nach demselben Platze zurückkam, erreichte er erst am zehnten Tage nach Verlassen des genannten Hauses den General Sibley in der Nähe des Fort Ridgeley, wo er schließlich Schutz fand.

Aber er war nicht mehr der Mann wie vor zehn Tagen. Blöße, Hunger, Durst, Nässe, Nachtwachen — er hatte bei Tage sich beinahe gar nicht weiter gewagt wegen der vielen Indianer —, sowie Furcht und Angst hatten ihn schrecklich entstellt. Er wohnt gegenwärtig als Familienvater in der Nähe von Neu-Ulm.

Die Nachricht vom Ausbruche des Aufstandes vom 18. August war auf dem Fort Ridgeley um 9 Uhr desselben Tages schon eingelangt. Alsogleich wurde vom Befehlshaber des Forts, Capitän John S. Marsh, ein Courier einer Abtheilung Soldaten nachgesandt, die an demselben Morgen früh unter dem Lieutenant Shehan das Fort verlassen hatte, um nach dem Fort Ripley am oberen Mississippi zu gehen. Ebenso wurde eine andere, gleich große Abtheilung von 50 Mann eilends zurückgerufen, die nach Fort Snelling auf dem Wege war. Augenblicklich war im ganzen Fort nur eine Compagnie Soldaten in der Stärke von höchstens 80 Mann zurückgeblieben. Es war die Compagnie B vom 5. Minnesota-Freiwilligen-Infanterie-Regiment.

In der Hoffnung, dass jene zurückbeorderten Mannschaften beizeiten eingeholt werden könnten, und in der Absicht, die Indianer sogleich auf dem Schauplatze ihrer ersten Mordthaten einzuschüchtern, verließ Capitän Marsh mit 46 Mann das Fort und begab sich im Eilmarsche, begleitet von Quinn, dem Sioux-Dolmetsch, nach der etwa zwölf Meilen entfernten Agentur. Sie mussten einige Meilen von der Agentur, nördlich vom Minnesotaflusse, hinaufmarschieren bis zu einem Platze, wo sie vermittelst einer Fähre, die einem gewissen Martell gehörte, den Fluss zu übersetzen gedachten. Martell selbst begegnete der Heeresabtheilung etwas unterhalb der Fähre und theilte mit, dass die Indianer in starker Anzahl überall herumschwärmten, Mord und Brand verbreitend, und meinte, dass es das beste sei, wenn der Anführer sammt der Mannschaft so schnell als möglich in das Fort zurückfliehe. Der muthige Commandant Marsh wollte aber davon nichts wissen und

meinte, dass es seine Pflicht sei, die Hilflosen zu beschützen, was zu thun er mächtig genug wäre.

Schon jetzt, in der Nähe des Schauplatzes der Blutthaten, überfiel mehrere Soldaten, die sonst muthig waren, eine unerklärliche Angst, die noch mehr gesteigert wurde, als sie, gegen die Fähre vorwärts marschierend, neun schrecklich verstümmelte Leichen fanden. Als sie beim Hause des Fährmannes ankamen, wurden die Soldaten in zwei Reihen aufgestellt und einige beordert, zum nahen Flusse zu gehen, um zu sehen, ob die Fähre in Ordnung sei. Nachdem die Patrouille günstigen Bericht gebracht hatte, erquickten sich die Soldaten einen Augenblick an dem vom Flusse geholten Wasser. Arme Männer! Diese Erquickung sollte ihre letzte sein und ihre dunkle Ahnung und Muthlosigkeit sollten sich bald als nur zu begründet erweisen.

Inzwischen zeigte sich ein Indianer am anderen Ufer des Flusses und rief herüber, sie möchten nur hinüberkommen, es sei keine Gefahr; wahrscheinlich meinten die Indianer, das Stillstehen der Soldaten und das Auskundschaften der Fähre bedeute die Unentschlossenheit der Mannschaft, über den Fluss zu setzen, während die Indianer, die zahlreich im langen Grase verborgen lagen, sehr wünschten, die Soldaten möchten zusammen die Fähre besteigen. Der Dolmetsch Quinn stand am Hause des Fährmannes, sich an dasselbe anlehnend. Capitän Marsh, der auf einem Maulesel ritt und nur einige Schritte von Quinn entfernt war, schöpfte Verdacht und verbot den Soldaten, ihren Platz zu verlassen, bis er sich überzeugt habe, ob nicht in der Nähe Indianer verborgen seien. Dieses Commando wurde von einigen der verborgenen Indianer und ohne Zweifel auch von dem in der Nähe liegenden Häuptlinge Little Crow selbst verstanden, der sogleich das Zeichen gab, auf die Soldaten zu schießen. Einen kurzen, aber schrecklichen Moment lang krachte es plötzlich von allen Seiten, und während eine betäubende Gewehrsalve und ein dem Gebrülle der Hölle ähnliches Kriegsgeschrei die Luft erfüllte, stürzte in demselben Augenblicke die Hälfte der Mannschaft todt oder schwer verwundet zu Boden. Während Capitän Marsh nur seinen Maulesel verlor, wurde sein Dolmetsch Quinn von nicht weniger als zwanzig Kugeln und einem Pfeil getroffen. Die

noch lebenden Soldaten schossen nun zwar auch auf die Indianer, die sich aber so trefflich verbargen, dass nur einer getödtet und fünf verwundet wurden.

Capitän Marsh floh mit nur 9 Mann etwa zwei Meilen den Fluss abwärts, da bemerkte er, dass die Indianer anfiengen, sie vom Fort abzuschneiden. Da er nun keinen anderen Ausweg hatte, als auf der anderen Seite des Flusses zu fliehen, versuchte er mit seiner Mannschaft denselben zu durchschreiten, sich fortwährend gegen die Indianer vertheidigend, den Revolver in der einen und den Säbel in der anderen Hand über das Haupt haltend. Leider traf er auf eine tiefe Stelle, und bald sah man ihn, zu gleicher Zeit auch von einer Kugel getroffen, untersinken. Er sank, ungeachtet der rasch herbeieilenden Hilfe, um nie mehr lebend emporzukommen, obwohl er sonst ein guter Schwimmer war. Die neun übrigen erreichten wohlbehalten das Fort; aber 24 ihrer Kameraden rötheten die Erde mit ihrem Blute; sie waren theils der mörderischen Kugel, theils dem schrecklichen Tomahawk und dem Scalpmesser erlegen. Nur wenige andere verbargen sich in dem langen Grase, bis sie fliehen konnten.

Das schrecklichste Los hatten die armen Verwundeten zu erleiden, die von den racheerfüllten Indianern mit der scheußlichsten Grausamkeit misshandelt wurden.

Bei jenem Überfall betheiligten sich auch neun von den Winnebago-Indianern, und selbst Little Priest, einer ihrer hervorragendsten Häuptlinge, schoss auf die Soldaten. Die schrecklichen Grausamkeiten jenes Tages sind theilweise dadurch begründet, dass die sogenannten civilisierten und christlichen Indianer Gelegenheit suchten, vor den übrigen allen Verdacht, als sympathisierten sie mit den Weißen, abzuwälzen.

Noch an demselben Tage schickten die Indianer Boten an die Wilden der oberen Agentur, die im Anfange die Neuigkeiten nicht recht glauben wollten. Bald jedoch bestätigte ein zweiter Bote die Wahrheit des ersten Berichtes, worauf diese Indianer eine Versammlung hielten. Alle stimmten zwar darin überein, man solle die Weißen bekämpfen; allein nicht alle lechzten in gleicher Weise nach dem Blute derselben. Auf den Antrag einiger, unbedingt alle Weißen zu ermorden, entgegnete der Häuptling „Anderer Tag“, ein civilisierter Indianer:

„Es ist wahr, Ihr könnet leicht einige waffenlose Weiße ermorden, vielleicht fünf, zehn oder auch hundert. Was aber, wenn Euer ganzes Land von den zahlreichen Scharen der Soldaten der Weißen erfüllt wird und Ihr keine andere Hoffnung, als eine ungewisse Flucht habt? Einige von Euch meinen wohl, sie besäßen Pferde, was aber wird mit jenen geschehen, die keine Pferde haben? . . . .“

Mittlerweile kam wiederum ein Bote mit der Nachricht von dem Überfall bei der Fähre. Sogleich löste sich die Versammlung auf und die Yanktons, Sissetons und einige Wahpetons begaben sich nach den Häusern der Weißen, um sie anzugreifen. Der edle Other Day („Anderer Tag“) aber ergriff sein Weib bei der Hand, nahm sein Gewehr und gieng rasch zu den Weißen, um sie vor der drohenden Gefahr zu warnen. Es gelang ihm, an die sechzig Weiße in das Warenhaus zu bringen, vor dem er nebst vier seiner Verwandten die ganze Nacht wachte. Erst am nächsten Morgen, als die Indianer mit dem Angriff und der Beraubung von Garvis Warenlager beschäftigt waren, gelang es dem kühnen Häuptling Other Day, die von ihm beschützten Weißen (42 Weiber und Kinder und 20 Männer) über den Fluss und ohne dass es die Indianer sahen, außer Gefahr zu bringen. Sie flohen in die Ansiedlungen der Weißen.

Other Day machte sich hiedurch bei seinen eigenen Leuten sehr verhasst und kam infolge dessen öfters in Lebensgefahr. Er selbst war mit einer weißen Frau verheiratet.

Neuntes Capitel.

Fortsetzung des Massacres. — Theresia Henles Bericht. — Benedict Drexlers Tod. — Schutzmannschaft rettet Frau Henle. — Einundzwanzig Ermordete einer einzigen Familie. — Massapusts tragisches Ende. — Eine schwerkranke Frau wird im Bette erschossen. — Andere Morde bei Milford. — Blutdurst der Indianer. — Bestürzung unter den Ansiedlern. — Ein Strom von Flüchtlingen. — Maßregeln der Vertheidigung von Neu-Ulm. — Hauptmann Jakob Nix. — Sheriff Charles Roos. — Lebende und Todte werden nach der Stadt gebracht. — Bewaffnung. — Eine Sensen- und Heugabeln-Compagnie. — Neu-Ulm wird verbarrikadiert. — Weitere Ankunft zahlreicher Flüchtlinge.

Von der Agentur aus sandte nun der blutige Dämon der Rache die Indianer als seine Vollstrecker rings herum in die Häuser der Weißen, Unheil, Mord und Entsetzen verbreitend. Da die Ansiedler in ihren zerstreut liegenden Wohnungen von der hereinbrechenden Gefahr keine Ahnung hatten, sanken die meisten unter der mordenden Hand des Indianers hin, ohne dass ein Zeuge ihr tragisches Ende berichten konnte. Nur in einzelnen Fällen gelang es dem einen oder dem andern, zu fliehen oder aus einem Verstecke das Abschlachten der Freunde und Hausgenossen zu beobachten. So erzählt Theresia Henle, die Frau des Anton Henle, zu deren Hause die auf dem Wege angegriffenen Bürger von Neu-Ulm fahren wollten:

„Mein Gemahl Anton gieng am 18. August nach Neu-Ulm, wollte aber bald zurückkehren, um Weizen zusammenzufahren, da es ein sehr schöner, vom prächtigsten Wetter begünstigter Tag war. Neben unserem Farmgeschäfte hielten wir auch ein Herbergshaus für Reisende. Ein Franzose, der bei uns übernachtete, verließ an demselben Morgen, etwa um 9 Uhr, unser Haus, um sich auf die 20 bis 22 Meilen entfernte untere Agentur zu begeben. Mehrere Männer, die für ihn Fracht dorthin führten, hatten mein Haus schon früher verlassen. Nichts Auffallendes hatte sich ereignet, außer dass etwa um 10 Uhr jener Franzose in rasender Eile in der Rich-

tung gegen Neu-Ulm zurückjagte. Es fiel mir sehr auf, dass er nicht einmal einen Blick auf das Haus warf, das so nahe an der Straße steht, während er sonst nie vorbeigieng, ohne einzukehren. Gegen Mittag gieng ich zu meiner Mutter, die nahe bei uns wohnte, um Salat zu holen. Als ich heimgieng, sah ich drei nackte Indianer, worauf ich umkehrte, meine Mutter zu warnen. Ich traf sie im Garten. Sobald ich in die Nähe kam, wurde auf meine Mutter geschossen; als sie hinstürzte, rief sie mir zu: „O Theres!" —

„Von Schauder und Entsetzen ergriffen, lief ich, in größter Angst um meine Kinder, sogleich nach meinem Hause. Ich fand drei Indianer im Hause. Einer sprang alsbald auf mich los, ich aber flüchtete den Abhang hinunter in den Wald, der sich bis an das Haus erstreckt. Dort blieb ich eine Zeitlang rath- und thatlos.

„Jetzt konnte ich es mir schon denken, warum jener Franzose in solcher Bestürzung zurückeilte. Voll Sehnsucht, mein jüngstes, im Hause schlafendes Kind zu retten, gieng ich wieder gegen das Haus zurück, fand aber zu viele Indianer herum, um etwas thun zu können. Nun gieng ich zu unserem Nachbar Benedict Drexler, dessen Haus etwa dreißig Ruthen von dem unserigen entfernt lag. Ich stieg zum Fenster hinein, fand aber niemanden im Hause. Benedict Drexler ward später auf dem Felde enthauptet gefunden. Seine Frau und Kinder waren auf dem Kornfelde. Die Indianer schossen auf sie; die Frau aber floh. Als ich das Schießen hörte, floh auch ich in den Wald zurück, um wieder zu meiner Mutter zu eilen, sah aber zu viele Indianer, die eine Fahne von weißer und rother Farbe aufgesteckt hatten. Ich gieng abermals in den Wald zurück, und hielt mich im Bette eines Prairiebaches auf, von wo ich das Gerassel der von Neu-Ulm kommenden Wagen und den Schall der auf dieselben abgefeuerten Schüsse leicht hören konnte, da ich von dem Platze, wo die Indianer im Hinterhalte lagen, kaum 500 Schritte entfernt war. Ich blieb in meinem Versteck nun sitzen, von den schrecklichsten Gedanken über das Schicksal meines Mannes und meiner Kinder gefoltert. Das quälte mich mehr, als mein eigenes Elend. Als ich so saß, trostlos und verlassen, kamen meine zwei Hunde zu mir, sie bellten aber nicht, sondern kauerten sich, am ganzen Leibe zitternd, dar-

nieder. — Gegen Abend hörte ich vom Hause her die Stimme meines Mannes meinen Namen rufen, worauf ich aus dem Versteck hervorkam."

Anton Henle wollte ebenfalls mit der Recrutierungspartie in sein Haus zurückkehren, mußste aber, aus den oben angeführten Gründen nach Neu-Ulm entfliehen. Als gegen Abend eine in der Eile organisierte Schutzmannschaft aus Neu-Ulm herausgieng, um den nächstliegenden Ansiedlern zu Hilfe zu kommen, befand sich Anton Henle dabei; er dachte aber, dass er wohl keines der Seinigen mehr am Leben finden würde. Im Hause herrschte, als er nahte, Todesstille, und nur Zerstörung machte sich ihm allenthalben kund. Wie freute er sich, als auf sein schmerzliches Rufen die Stimme seiner Frau antwortete. Ein Kind Henles, ein vier Jahre altes Mädchen, fanden die Eltern erschlagen und das achtzehnjährige Dienstmädchen geköpft. Ein achtjähriges Kind war bei der Großmutter, zwar ohne Wunden, aber todt; wahrscheinlich war es aus Angst gestorben. Martin, ein zwölf Jahre alter Sohn Henles, wurde später von Konrad Zeller, mit siebzehn schweren Wunden bedeckt, noch lebend gefunden, starb aber nach vierzehn Tagen.

Der Knabe erzählte, dass, während er fliehen wollte, ein Indianer zu Pferde neben ihm herritt und mit dem Tomahawk fortwährend auf ihn loshackte; er habe sich stets niedergebückt, bis er endlich, von Blutverlust und Schmerzen erschöpft, von dem Indianer als todt liegen gelassen wurde.

Die Zahl der an jenem Tage (18. August) aus der Verwandtschaft Anton und Athanasius Henles Getödteten beträgt einundzwanzig Seelen, darunter: Martin Fink und dessen Frau Monika, ferner Max Fink und sein Enkel Martin Merkle. Max Fink war Athanasius Henles Schwiegervater. Max Zeller und dessen Frau Lucrezia Zeller, Tochter des Martin Fink, sowie deren vier Kinder. Johann und Barbara Zettel sammt vier Kindern. Barbara Zettel war eine Schwester der Lucrezia Zeller. Ferner Anton und Marianne Meßmer; sowie die Kinder Anton Henles: Martin, Anton und Maria. Endlich Florian Hartmann, der Schwager der Gebrüder Henle. Hartmann war aus Vorarlberg, Zettel aus Mittel-Biberach, alle übrigen aber aus Erbach in Württemberg. Kaum dürften je mehr Glieder

einer Familie an einem Tage und auf grausamere Weise hingemordet worden sein, weshalb die Namen jener Opfer hiermit der Nachwelt überliefert seien.

Eine deutsche, aus Böhmen eingewanderte Familie namens Massapust fand ebenfalls an demselben Tage ein tragisches Ende. Vater, Mutter und zwei Töchter wurden auf das grausamste hingemordet, die beiden letzteren vor dem Tode von den Indianerkriegern noch auf das scheußlichste mißshandelt. Nur ein acht Jahre alter Knabe floh und wurde gerettet. Er soll nach einem Zeitungsbericht im Jahre 1875 im Westen von den Sioux-Indianern erschlagen worden sein, nachdem er seinem Schwure gemäß mit eigener Hand zahlreiche Indianer getödtet hatte, um den Untergang seiner Familie zu rächen. Massapusts Haus war von Neu-Ulm acht Meilen entfernt, und lag in der Nähe der Henle'schen Wohnung.

Karolina, die Frau Josef Stockers, geborene Zieher, ebenfalls aus Erbach in Württemberg, lag schwer krank darnieder, als die Indianer in ihr Haus kamen. Da sie früher den herumbettelnden Indianern oft viel Gutes gethan hatte, glaubte sie mit Recht, Schonung erwarten zu dürfen; aber vergeblich. Sie wurde in ihrem Krankenbette unbarmherzig erschossen, und verbrannte in dem angezündeten Hause. Ihr Gatte floh mit der etwa zehn Jahre alten Cäcilia Ochs in den Keller; die Indianer schlossen die Fallthür und zündeten das Haus an, um ihre Opfer einem sicheren Tode zu überliefern. In der Verzweiflung öffneten die Bedrängten ein aus dem Keller in das Freie führendes Rattenloch, indem sie mittelst einer Dachschindel die Erde unter dem Hausbalken in Eile wegschafften, und entkamen aus dem brennenden Hause, von den Indianern unbemerkt, in den naheliegenden Wald.

Florian Hartmann wurde, als er gerade mit Weizenbinden beschäftigt war, nebst einem Manne, Namens Röhner, einem Schweizer, der ihm arbeiten half, am nämlichen Tage erschossen. Ferner wurden noch die Mutter Karl Pelzls, die Eltern Louis Schillings und ein gewisser Haag ermordet. Der Vater Pelzls ward schwer verwundet und starb später.

Alle oben angeführten Familien lebten nahe aneinander, nordwestlich von Neu-Ulm, sechs bis acht Meilen von der Stadt entfernt. Nur wenigen aus dieser Ansiedlung gelang es zu

entfliehen, darunter Athanasius Henle, der, beizeiten gewarnt, mit Weib und Kindern zu Pferde durch den nahen Wald über den Minnesotafluss floh. Die Familie Casimir entfloh glücklich, sowie auch die Familie Ochs und Konrad Zeller.

Der Anfang des Blutbades in dieser Ansiedlung wurde bei Massapust gemacht, da dessen Haus an der Straße von Neu-Ulm nach der unteren Agentur zu von den daselbst herkommenden Indianern zuerst erreicht wurde. Die Indianer aber, von Mord- und Beutelust erfüllt, ihrer wilden Natur gemäß nun mehr blutdürstigen Tigern als Menschen ähnlich, vertheilten sich rasch über die ganze Ansiedlung, so dass der Angriff in den verschiedenen Niederlassungen ziemlich gleichzeitig geschah. Deshalb konnte auch kein Nachbar den andern von der Gefahr benachrichtigen. Viele hatten vom Ausbruche des Aufstandes so wenig Ahnung, dass sie sich erst lange besannen und immer noch an der Wirklichkeit zweifelten, als allenthalben schon Schüsse krachten und Feuersäulen aufstiegen. Glücklicher waren die von jener Straße entfernt liegenden Ansiedlungen: das sogenannte Luxemburger Settlement, etwa vier Meilen südlich von Henles Haus gelegen, und die Ansiedlung im Cottonwood, südlich von Neu-Ulm, wohin einige aus dem ersten Blutbad Entflohene rechtzeitig Warnung brachten.

Die Bestürzung unter den Ansiedlern, ihre Rathlosigkeit, ihre Furcht und ihr Schrecken waren ganz unbeschreiblich; allenthalben sah man Berittene auf flüchtigen Pferden über die weite Prairie von Haus zu Haus hinjagen und die Schreckenskunde mittheilen; allenthalben erhob sich auf diese Nachricht Angstgeschrei und Weherufen. Die leicht beweglichen und nothwendigen Hausgeräthschaften wurden rasch zusammengerafft, in rascher Eile wurde der so liebgewonnene, wenn auch arme Herd verlassen, und in übereilter Flucht, mit unsäglicher Bangigkeit und Todesangst nach allen Seiten hin misstrauisch ausspähend, strömten die Ansiedler dem Städtchen Neu-Ulm zu. Man nahm sich oft nicht einmal Zeit, die Zugthiere zusammenzuspannen oder das Gefährte einigermaßen in Ordnung zu bringen. Einige flohen, alles aufgebend, sobald sie über die nahenden Flintenschüsse und die aufsteigenden Feuersäulen im klaren waren, da die Todesangst sie zur Rettung ihres nackten Lebens beflügelte.

So kam es, dass Montags, den 18. August, gegen Abend ein Strom von Flüchtlingen sich nach Neu-Ulm zu wälzen begann.

Der Anblick der von Milford (Henles Settlement) nach Neu-Ulm gebrachten Verstümmelten vermehrte die Aufregung noch weiter, da nun über die herannahende Gefahr gar kein Zweifel mehr herrschen konnte. Der Zuruf: „Fliehet, die Indianer sind aufgestanden!“ hatte nun weit und breit eine furchtbare Wirkung auf die Gemüther der Ansiedler. Neu-Ulm, Fort Ridgeley und weiter entfernt Mankato und St. Peter waren die ersehnten Häfen der Fliehenden. Da das Fort Ridgeley, wie späterhin näher beschrieben werden wird, von den Indianern bald eingeschlossen wurde, Mankato und St. Peter zu entfernt lagen (jene Plätze liegen 28 bis 30 Meilen weiter östlich), so hatte Neu-Ulm die größte Zahl der Flüchtigen aufzunehmen.

Über die in Neu-Ulm getroffenen Maßregeln und den Angriff der Indianer auf die Stadt gab Herr Jakob Nix, der in den ersten Tagen Commandant der Vertheidigungsmannschaft in Neu-Ulm war, gefälligen Bericht, nach dem sich der Schreiber dieser Zeilen in folgendem gehalten hat. J. Nix kam am 18. August, etwa um 2 Uhr nachmittags, auf dem Wege von Fort Ridgeley nach Neu-Ulm zu William Pfänders Farm — zwei Meilen von Neu-Ulm — wo er der Frau und den Kindern, da Pfänder selbst zu jener Zeit im Süden im Kriege war, die traurige Nachricht von dem Indianerausbruche brachte; diese wollten sie aber kaum glauben, bis Nix selbst anfieng, Betten und Kinder auf seinen Wagen zu packen, und betheuerte, dass die Indianer jeden Augenblick in das Haus kommen könnten. Im Besitze eines flüchtigen Pferdegespannes erreichte er mit den Geretteten bald die Stadt. In der Nähe von Neu-Ulm, wo der Ausbruch schon einige Stunden früher bekannt geworden war, sah er einen als Wache aufgestellten Vorposten in seiner Angst für einen Indianer an und hätte um ein Haar auf denselben geschossen. Rechtzeitig bemerkte er jedoch, dass es sein Freund C. Rudolph sei.

Als er in die Stadt kam, war man gerade daran, eine Vertheidigungsmannschaft zu organisieren, zu welchem Zwecke ein gewisser Czeigowitz, der früher österreichischer Soldat war, vor dem

Dakota-Hause 50 Mann aufgestellt hatte. Sobald Jakob Nix[1]) herankam, wurde er, da er schon in der badischen Revolution als Hauptmann gedient hatte und später in Algier in Afrika kämpfte, also kriegskundig war, einstimmig zum Commandanten der Stadt ernannt, und vom Sheriff Ch. Roos als solcher sogleich eingeschworen. Er leitete die Vertheidigung der Stadt, bis einige Tage später Ch. E. Flandreau von St. Peter das Commando übernahm.

Charles Roos meinte aber, dass die Mordthaten nur von einigen betrunkenen Indianern angestiftet worden seien, weshalb es für ihn als Sheriff Pflicht sei, die Schuldigen zur Bestrafung in Gewahrsam zu bringen. Er machte sich sogleich mit 25 Mann auf und zog nach dem sechs Meilen entfernten Schauplatz der Mordthaten. Als man allenthalben die blutigen und meist auf das entsetzlichste verstümmelten Leichname sah, und von einzelnen Indianern, wenn auch aus größerer Ferne, attaquiert wurde, gab er seinen Irrthum auf und musste an einen allgemeinen Ausbruch glauben. Die Mannschaft beeilte sich nun, die noch hier und da verborgenen Lebenden zu sammeln, sowie die Todten aufzuraffen und nach Neu-Ulm zu bringen. Insoferne hatte die irrige Meinung des Sheriffs eine sehr gute Wirkung. Als die Wagen mit Todten und Verwundeten beladen in Neu-Ulm ankamen, hatte die Aufregung unter den Bewohnern den höchsten Grad erreicht; denn wenn man mit ruhiger Überlegung und ernstlich die Sachlage betrachtete, so war das Schlimmste noch zu erwarten. Viele wollten die Stadt sogleich verlassen, wogegen wieder andere widersprachen, da man sein Heim nicht gerne so leicht preisgeben wollte, und da zu erwarten stand, dass noch viele Landbewohner in Neu-Ulm Rettung suchen würden. Übrigens war die Bewaffnung der Bürger eine so schlechte, dass man sich immerhin noch leichter hinter Barrikaden in der Stadt vertheidigen konnte, als auf der Prairie (die man bis St. Peter oder Mankato, den nächsten Halteplätzen, in der Länge von dreißig Meilen zu durchziehen gehabt hätte), einen höchst wahrscheinlich zu erwartenden Massenangriff der Indianer abzuschlagen.

---

[1]) Jakob Nix stammt aus Bingen am Rhein. Er machte später als Capitän unter Sully einen Kriegszug gegen die Indianer im Westen mit und lebt jetzt in Neu-Ulm.

Nun (Montag abends) wurde in Neu-Ulm strenger Befehl gegeben, dass alles sich bestmöglichst bewaffnen solle. Flüchtlinge wurden eingeholt und zurückgebracht. Man fieng an, Verschanzungen zu errichten, und sandte Heinrich Bohnke und Schwertfeger als Couriere nach St. Peter und Mankato, um schleunigst Hilfe zu holen. Durch diese Maßregeln kam einigermaßen Muth und Hoffnung in die durch den ersten Schrecken entsetzlich aufgeregten Gemüther, obwohl die ganze Vertheidigungsmannschaft nicht über fünfzig Gewehre besaß, meistens fehlerhafte, verrostete und kaum brauchbare Schießeisen, wie sie eben die friedlichen Ansiedler mehr aus Gewohnheit, als zu Vertheidigungszwecken im Hause zu halten gewohnt waren. Nur zwölf Kugelbüchsen in allem waren die Waffen, auf denen das Heil von etwa 2000 Seelen beruhte. Die Noth machte aber die Menschen erfinderisch. Alles, was irgendwie Furcht oder Schrecken einjagen konnte, wurde für den Augenblick als Waffe benützt. Unter der Vertheidigungsmannschaft gab es eigene Abtheilungen, die man sonst unter regulärer Miliz vergeblich suchen dürfte: nämlich einige Compagnien, die theilweise mit Heugabeln, Sensen und Äxten bewaffnet waren.

Da die Häuser in Neu-Ulm, mit Ausnahme der an der Minnesotastraße gelegenen, sehr zerstreut lagen, konnte man die augenblickliche Befestigung nur auf einen sehr kleinen Theil, auf etwa vier Häusergevierte beschränken.[1]) Man baute deshalb an der Minnesotastraße Barrikaden, und schloss die drei einzigen, damals in Neu-Ulm aus Ziegelsteinen gebauten Häuser (die Forster, Flick und Erb gehörten), als Zufluchtsplätze für Frauen und Kinder, ins Vertheidigungsterrain ein. Wettendorf hatte zwar auch ein Backsteinhaus, allein es lag von dem bebauten Stadttheil ziemlich entfernt. Die ganze Nacht hindurch, vom 18. auf den 19. August, wurde an der Befestigung fleißig gearbeitet, alte Wagen, Fässer, Holzblöcke, Brennholz u. s. w. bildeten die Barrikaden. Frauen und selbst Kinder waren mit Kugelgießen beschäftigt. Das geschäftige Treiben der Bewohner Neu-Ulms in jener Nacht, die zur Arbeit nöthigen unterhaltenen Feuer, die zahlreich aufgestellten Wachen, die während der ganzen Nacht hereinströmenden Flüchtlinge mit zwar verschie-

---

[1]) Ein Häusergeviert ist ohne Straßen 350 Fuß lang.

denen, aber gleich traurigen Berichten machten auf die mit solchen Scenen unbekannte Bewohnerschaft einen unheimlichen Eindruck. Die immer zahlreicher einlaufenden Nachrichten vom Lande erfüllten manche mit solcher Furcht, dass sie in der Stunde der größten Gefahr den Kopf verloren.

Zehntes Capitel.

Der 19. August. — Indianer belagern die Stadt. — Auf die Barrikaden! — Verstärkungen. — Regen zur rechten Zeit. — Waghalsige Amerikaner. — Viele derselben büßen ihr Leben ein. — Ein gefährlicher Morast. — Strafe der Tollkühnheit. — Beklommene Gemüther in der Stadt. — Neue Verstärkungen um Mitternacht. — Hauptmann Flandreau. — Der Morgen nach sorgenschwerer Nacht.

Dienstag den 19. August morgens athmete man wieder froh auf, als der Tag anbrach und endlich die Nacht vorüber war, während welcher man stets gefasst sein musste, von einem grausamen und unerbittlichen Feinde überfallen zu werden, dem die Rache den Mordstahl aufgedrungen hatte und von dem man vergeblich Gnade oder Milde hoffen durfte. Sobald es Tag war, begab sich H. Brockmann, ein Feldmesser, mit seinem Instrumente auf Erds flaches Hausdach, um die Gegend rings herum zu inspicieren. Um 11 Uhr kamen aus der Cottonwood-Ansiedlung viele Flüchtige mit der Nachricht, dass die Indianer anfiengen, die Fliehenden von Neu-Ulm abzuschneiden. Um diesen nun beizustehen, sandte man 12 Mann, mit Rifles (Kugelbüchsen) bewaffnet, unter Spencer [1]) ab, deren längeres Ausbleiben bedeutende Unruhe erregte, weshalb eine Bedeckung von 14 Mann unter Prunk, alle mit Doppelgewehren bewaffnet, nachgesandt wurde. Diese brachten eine große Anzahl von Flüchtlingen aus der Ansiedlung am Cottonwood. Die zuerst fortgesandte Mannschaft kam aber nicht zurück, da sie zu weit hinausgegangen war. Ihre Abwesenheit war eine große Calamität, weil Neu-Ulm dadurch die besten Schießwaffen verloren hatte.

Inzwischen kam Swift, später Gouverneur von Minnesota, in Geschäftsangelegenheiten mit fünf Mann von St. Peter an. Sie waren glücklicherweise nach Art der Reisenden in

---

[1]) Spencer wurde am Christmorgen 1866 von Halbblut-Indianern bei einem Streite in seinem eigenen Hause in Neu-Ulm erstochen.

damaliger Zeit wohlbewaffnet und mit guten Rifles ausgerüstet. Als sie die Neuigkeiten über die Indianer vernahmen, wollten sie sogleich zurückkehren, blieben aber endlich über dringendes Ansuchen des Capitäns Nix.

Gegen 3 Uhr zeigte Brockmann von Erds Hausdach herab an, dass sich in der Richtung gegen die Indianer-Agentur, in der Nähe der Hoffmann'schen Farm Indianer zeigten und auf ihren Ponys auf die Prairie hinausjagten. Aufregung, Furcht und bange Erwartung erfüllte die Gemüther der Bewohner aufs neue. Die Indianer kamen aus nordwestlicher Richtung gegen Neu-Ulm, von der Seite, wo sich nun die verschiedenen Friedhöfe befinden, auf ihren schnellen Pferden gegen die Stadt herangesprengt. Bis etwa auf Schussweite hielten sie sich in einem Haufen beisammen, lösten sich dann mit Blitzesschnelle auf und umschlossen die Stadt in einem Augenblick. Einen ernsten und das Herz beengenden Eindruck machte es auf die Eingeschlossenen, als sie auf ihre heranstürmenden Feinde hinblickten, die, fast ganz nackt und bunt bemalt, durch ihr von Mordlust erfülltes Gebaren und ihr erschütterndes Kriegsgeschrei selbst eine gewisse Majestät entwickelten. Kühn forderten sie den weißen Mann, den Vertreter der Cultur und Civilisation, zum Kampfe auf Leben und Tod heraus. Wehe dem Weißen, wenn er einem so barbarischen Feinde unterliegen sollte!

Der Commandant Capitän Nix rief seine Mannschaft sogleich auf die Barrikaden; allein im ersten Augenblick konnte er nur etwa 20 Mann um sich versammeln, von denen auch nur etwa ein halbes Dutzend Stand zu halten wagte, als die heransprengenden Indianer sich schnell auf die Erde legten und aus ihren trefflichen Gewehren ihre wohlgezielten Schüsse abgaben, wogegen die Waffen der Weißen ganz und gar unzureichend waren. Bei dieser traurigen Sachlage erhielt Commandant Nix schon beim ersten Angriff, als er eben, auf die Barrikade springend, seinen Degen zog, eine Kugel in die rechte Hand, die ihm einen Finger zerschmetterte. Dieselbe Kugel traf auch ein vierzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines gewissen Pauly, die in ihrer Neugierde aus Erds Hause herauskam, um den Anfang des Kampfes zu sehen. Die Kugel traf sie an die Stirne und streckte sie sofort nieder.

Zum Glücke kam gerade zu Beginn des Kampfes die schon oben erwähnte Mannschaft zurück, die sich mit vielen Flüchtlingen durch die Indianer in die Stadt hinein durchschlug. Der Kampf dauerte nur etwa gegen zwei Stunden. Die Zahl der Indianer betrug einige Hundert. Auch scheinen diese nur die Vorposten des eigentlichen Angriffsheeres gewesen zu sein, die in ihrer Tollkühnheit und Raubsucht vor den übrigen Neu-Ulm zu nehmen gedachten. Es wurden bei diesem Angriffe nur drei Häuser verbrannt, von denen das Haus Bellins das erste war. Vielleicht trug der in Strömen herabstürzende Regen für diesen Tag manches zur Rettung Neu-Ulms bei.

Bei einem Ausfalle der Belagerten wurde auch Friedrich Penser durch eine Kugel am Halse verwundet, an deren Folgen er, fortwährend leidend, erst im Mai 1876 erlag, eine zahlreiche Familie zurücklassend.

Sobald der Kampf vorüber war und die Indianer sich zurückgezogen hatten, kam die erste Hilfe von St. Peter. Es waren 25 Berittene, die unter Boardmanns Führung der übrigen zur Hilfe herankommenden Mannschaft zur Rettung Neu-Ulms voraneilten. Der Vorschlag des Capitäns Nix, dass jene 25 Mann die Indianer verfolgen sollten, fand kein Gehör.

Ein tragisches Ende fanden mehrere Amerikaner an demselben Tage; sie hatten unter verschiedenen Vorwänden morgens Neu-Ulm verlassen und mussten für ihre Tollkühnheit bitter büßen. Über ein Dutzend bewaffneter Männer, worunter Carroll, Tuttle, Thomas, die Gebrüder Loomis, Ives, Kirby, Coon, Lemon, Lamb und Hinton, verließen ungeachtet des Abrathens ihrer Freunde Neu-Ulm, ohne zu bedenken, dass dadurch auch die Vertheidigungsmannschaft der Stadt bedeutend geschwächt würde, da sie gute Gewehre im Besitze hatten. Übrigens glaubten sie, 16 Mann stark, sich wohl gegen eine bedeutende Anzahl Indianer schützen zu können. Sie wohnten ursprünglich westlich von Neu-Ulm, in der Nähe von Iberia am Cottonwoodflusse, wohin sie nun zusammen gehen wollten, um die noch zurückgebliebenen Familienglieder und Freunde zu retten, da einige von ihnen in Geschäftsangelegenheiten nach Neu-Ulm gekommen waren, ohne etwas von dem In-

dianerausbruche erfahren zu haben. Auf ihrem Marsche fiel es ihnen auf, selbst in der Nähe der Häuser düstere Ruhe und Stille zu finden. Als sie sich theils aus Neugierde, theils in der Absicht, deren Bewohner zu warnen, in mehrere Häuser begaben, fanden sie allenthalben die Leichname der Ermordeten, hie und da aber auch noch lebende kleine Kinder, von denen mehrere verwundet waren und die sie mit sich nahmen. In ihrer Heimat angekommen, fanden sie jedoch weder Weiße, noch Indianer. Auf dem Rückwege trennten sie sich einige Meilen von Neu-Ulm; einige giengen südlich, andere nördlich vom Cottonwoodflusse der Stadt zu, um Weiße, die nach der Aussage eines gewissen Ryan, der sich ihnen anschloss, von verfolgenden Indianern auf der Prairie zerstreut worden sein sollten, aufzusammeln und zu retten. Es war verabredet, einander beim Hause eines gewissen Tuttle wieder zu treffen und so gemeinsam nach Neu-Ulm zurückzukehren. Als jene, welche nördlich vom Cottonwood nach den Versprengten ausspähen sollten, zum verabredeten Hause kamen, fanden sie, dass die übrigen Kameraden schon nach Neu-Ulm abgegangen waren, was ihnen auch ein von Neu-Ulm kommender Mann bestätigte, da er ihnen auf dem Wege begegnete.

Als die andere Schar, worunter Carroll, Loomis, Lamb, Ryan (der sich ihnen in ihrer Heimat angeschlossen hatte) Hinton und ein Norweger, in der Nähe von Neu-Ulm eine aufsteigende Feuersäule gewahrten, schöpften sie Verdacht und spähten vorsichtig nach Indianern aus. Sobald sie sich dem Höhenzuge nahten, der sich von Süden nach Norden etwa eine kleine Meile westlich von Neu-Ulm dahinzieht, ritt Hinton soweit voraus, dass er von der Anhöhe auf die Stadt hinabblicken konnte. Er brachte darauf den übrigen Gefährten die Nachricht zurück, dass die Stadt soeben von den Indianern angegriffen würde, und machte sogleich den Vorschlag, auf einem Umwege nach Mankato zu fliehen. Leider wurde sein Rath von der Mehrzahl verworfen, die ihm Feigheit vorwarf. Sie sahen vorsichtig auf die Stadt hinunter, wo sie nur wenige Indianer erblickten. Von jener Anhöhe zieht eine gute Straße der Stadt zu, den Abhang sanft herunter, zuerst über einen Morast, dann über ein Stück allmählich aufsteigender Prairie, der an der östlichen Absenkung liegenden

Stadt zuführend; ohne Hindernisse hätten sie zu Pferde die Stadt leicht in fünf Minuten erreichen können. Carroll sagte, sie sollten sich in die Stadt durchschlagen und Hinton ritt voran.

Als sie am Fuße des Hügels zum Moraste kamen, standen daselbst zwei Indianer, die sich hinter einem Steine bisher verborgen hatten und nun ihre Doppelgewehre sogleich auf den Vorreiter anlegten. Hinton zog seinen Revolver und trieb sie zurück; als aber die Gesellschaft auf der anderen Seite des Morastes die Prairie betreten wollte, wurde von Indianern, die daselbst, vom langen Grase verdeckt, im Hinterhalte lagen, auf sie geschossen. Carroll, Almond, Loomis, Lamb, Ryan und der Norweger blieben sogleich todt, die übrigen zwei entkamen in die Stadt.

Die zweite Hälfte der Expedition kam ungefähr eine halbe Stunde später an und nahte sich derselben Stelle, wo kurz vorher so viele ihrer Kameraden das Leben verloren hatten. Der Gefahr unbewusst und nirgends Indianer bemerkend, ahnten sie nicht, dass sie am Ausgange des Morastes den Fuß in die Löwenhöhle setzen würden; sobald sie nämlich das östliche Ende des Morastes verlassen wollten, um die kurze Strecke bis zur Stadt zurückzulegen, erhoben sich aus dem langen Grase wohl über hundert blutdürstige Indianer, die sie mit einem Hagel von Kugeln überschütteten. Wiederum sanken sechs Männer und fünf Pferde, tödlich getroffen, zur Erde. Thomas entfloh, indem er von seinem durchschossenen Pferde herabsprang, sein Gewehr wegwarf und in Eile der Stadt zulief. Ein Indianer schoss beide Läufe seines Doppelgewehres nach ihm ab, aber so tief, dass die verfehlten Schüsse ihn im Laufe mit aufgewirbeltem Staub bedeckten. Er war der einzige von der zweiten Abtheilung jener Expedition, der die Nachricht von dem gewaltsamen Tode seiner Kameraden nach Neu-Ulm brachte.

Von der ersten Abtheilung flohen zwei Männer auf einem Vorderwagen, mit welchem die beim Überfalle scheu gewordenen Pferde der Stadt zurasten. Einer von ihnen fiel jedoch in der Nähe der heutigen lutherischen Kirche schwer getroffen zu Boden und lag mit durchschossenem Leibe die ganze Nacht vor der Stadt, dem herabströmenden Regen ausgesetzt. Er

starb erst am nächsten Tage; der andere aber kam, sich an die Deichsel anklammernd, wohlbehalten in die Stadt.

Der Platz bei dem Moraste zeugte von der Hitze des Kampfes. Zerschlagene Gewehre lagen auf dem zerstampften Boden und ringsherum waren Spuren von dem gewaltigen Widerstande der kühnen Männer zu sehen. Ein großer Stein bezeichnet heutigen Tages noch den Kampfplatz. Bei dem Leichname eines jener Männer, der erst einige Wochen nachher gefunden wurde, und der sich, wahrscheinlich schwer verwundet, in das tiefe Gras verkrochen hatte, fand man ein Taschenbuch mit 800 Dollars. So ward die Tollkühnheit jener Amerikaner, denen es nach der Meinung anderer mehr darauf ankam, ihren Muth zu zeigen, als die Ihrigen zu retten, furchtbar gestraft.

Der Verlust so vieler kräftiger Männer und der dabei von den Indianern erbeuteten Waffen war durchaus nicht geeignet, die auf den Herzen der bedrängten Bewohner ohnehin schon schwer lastende Beängstigung zu erleichtern. Der gegen Abend während eines heftigen Gewitters herabströmende Regen wurde für die bedrängte Stadt als ein großes Glück erachtet, da dadurch sowohl die Indianer an der Belagerung behindert wurden, als auch die Furcht der Belagerten vor dem Anstecken der trockenen Häuser bedeutend vermindert wurde. Die große Beklommenheit, die mit hereinbrechender Nacht die Gemüther aller beherrschte, machte im Laufe der Nacht einer tollen Freude Platz. Um Mitternacht kündeten die Wachen die Ankunft einer großen Schar Berittener an. Der Ängstlichkeit Einzelner, es möchten Hilfstruppen der feindlichen Indianer sein, folgte die freudige Mittheilung, dass es die von St. Peter und Le Sueur herbeieilende Rettungsmannschaft sei, die unter der Führung des edlen Charles E. Flandreau, ihre Angehörigen zurücklassend, der bedrängten Schwesterstadt im Westen zu Hilfe eilten. Alles war bei der Ankunft jener Männer voll Freude, da dadurch die Zahl der Vertheidiger sich um 150 Mann, die meist mit guten Waffen versehen waren, vermehrte. Der Einzug dieser Hilfstruppen in die Stadt Neu-Ulm fand um Mitternacht von Dienstag auf Mittwoch statt. Die Zahl der Vertheidiger und der zu Vertheidigenden erfüllte in dem durch Barrikaden für sicher erachteten Theil des Städtchens, das

allein wohl 1500 Seelen zählte, jeden irgendwie bewohnbaren Platz, da sich die Ansiedler der Umgebung fortwährend scharenweise nach Neu-Ulm geflüchtet hatten. Flandreau, der nun zum Commandanten erwählt wurde, brachte auch vier Ärzte mit, nämlich: die Doctoren Ayer und Mayo von Le Sueur und McMahon und Daniels von St. Peter, wodurch dem Dr. Weschke, dem bisher einzigen Arzte in Neu-Ulm, seine schwere Bürde bedeutend erleichtert wurde.

Am Mittwoch wurden die für die Verpflegung nothwendigen Maßregeln getroffen, die Verschanzungen verbessert und alles gethan, um den jeden Augenblick zu erwartenden Angriff erfolgreich abwehren zu können. Im Laufe des Tages kamen noch unter Führung des Capitäns Bierbauer 50 Mann von Mankato und eine ebenso große Anzahl von Le Sueur in der bedrängten Stadt an.

Von den Indianern konnte man an jenem Tage bei Neu-Ulm nichts entdecken. Die in der Nähe der Stadt Erschossenen wurden aufgelesen und begraben, die Verwundeten hereingebracht und gepflegt.

Elftes Capitel.

Belagerung des Fort Ridgeley. — Little Crow. — Die christlichen Indianer sind ebenso grausam wie die heidnischen. — Little Crows Plan. — Verwirrung im Fort. — Lieutenant Shehan und Wachtmeister Jones. — Angestrengte Vertheidigung. — Beängstigung der Belagerten. — Wassermangel. — Regen im entscheidenden Momente. — Freudenruf: Es kommt Hilfe! — Die Indianer ziehen ab. — Dr. Alfred Müller und dessen aufopfernde Gattin.

An demselben Tage, Mittwoch den 20. August, hatte der Indianerhäuptling Little Crow das von Neu-Ulm in nordwestlicher Richtung liegende, etwa achtzehn Meilen entfernte Fort Ridgeley angegriffen. Der Angriff geschah zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags, sobald sich die beim ersten Sturm auf Neu-Ulm betheiligten Indianer nach ihrer Rückkehr mit ihm vereinigt hatten.

Little Crow, der Leiter des ganzen Aufstandes, gehörte zu den civilisierten Indianern. Als solcher hatte er in Indianer-Angelegenheiten einigemale Washington gesehen. Er war schlau, berechnend und mit vielen geistigen Anlagen begabt. Sein Ehrgeiz aber gieng ihm über alles. Wenn auch civilisiert und äußerlich, benahm er sich nach Art der meisten civilisierten Indianer so, dass man auf das Innere nicht schließen konnte. Er war in das Wesen der Indianer-Angelegenheiten so eingeweiht, dass er, mit den schreienden Ungerechtigkeiten der Weißen bekannt, diese im Herzen auf das bitterste hasste.

Das von den protestantischen Predigern Dr. Williamson und Riggs den Indianern officiell gepredigte Christenthum hatte auf ihn, wie auf die übrigen sogenannten christlichen Indianer wenig oder gar keinen Einfluss, indem sich während des Aufstandes die christlichen Indianer nicht weniger grausam zeigten, als die heidnischen. Selbst jene beiden Missionäre, die auf Kosten der Regierung viele Jahre den Indianern das Evangelium gepredigt hatten, mussten, sobald der Indianer den



Little Crow (Ta-a-aht-a-doo-ta.)



Kriegspfad gegen die Weißen betreten hatte, ebenso die Flucht ergreifen, wie die übrigen.

Little Crow, der, wie oben bemerkt wurde, außer anderen Vorzügen nach Art aller großen Diplomaten eine außerordentliche Verstellungskunst besaß, gerieth dessenungeachtet bei seinen Stammesgenossen in Verdacht, wegen seines häufigen Umganges mit den Regierungsbevollmächtigten von ihnen bestochen worden zu sein, ein Verdacht, den er als stolzer Vollblut-Sioux auf eine glänzende Weise von sich abzuwälzen suchte. Er besaß ein von der Regierung erbautes, schönes Haus aus rothen Ziegeln, worin er wohnte. Das Haus steht noch jetzt zwischen der unteren Sioux-Agentur und Redwood Falls.

Man erzählt, dass, als am 18. August früh morgens eilends Boten zu ihm kamen, die ihm von dem Morde zu Acton Nachricht brachten und meinten, nun sei die Zeit für ihn zum Handeln gekommen und dass er im gemeinsamen Leiden schon wegen der zu erwartenden Strafe auf Seite der Seinen stehen müsse, sich Little Crows Angesicht mit perlendem Schweiße bedeckte. Little Crow kannte vollkommen die Tragweite des Ausbruches und dessen Folgen, da er auf seinen Reisen oft Gelegenheit hatte, die Macht der Weißen kennen zu lernen. Der nun in die Enge getriebene Häuptling zögerte einen Augenblick, sprang dann hastig von seinem Lager auf und sagte: „Wohlan, ich bin mit Euch!“ Bald darauf, an demselben Morgen noch, erfüllten in der nahen Agentur und Umgebung Mord und Brand die Luft mit Wehegeschrei. Von dieser Zeit an bis zu seiner Flucht berührte Little Crow nicht mehr die Kleidung des weißen Mannes, in der er sich früher so selbstgefällig zeigte.

Nach dem Misslingen des ersten Angriffes auf Neu-Ulm gieng sein Plan dahin, sich eine gehörige Anzahl von Waffen, Vorrath von Munition und besonders einige Kanonen zu verschaffen. Alles dieses konnte durch den Besitz von Fort[1]) Ridgeley erreicht werden. Der dazu erwählte Augenblick war gerade sehr günstig. Am 18. August morgens verließen einer höheren Ordre zufolge 50 Mann, geführt von einem Lieutenant, das

[1]) Fort (Festung) heißen jene Plätze, worin gewöhnlich eine geringe Anzahl von Soldaten in einem verhältnismäßig sicheren Platze sich aufhält, für den Fall, dass ihre Anwesenheit unter den Indianern nothwendig ist.

Fort, um sich nach Fort Ripley im nördlichen Minnesota zu begeben. Vielleicht hatten die herumlungernden Indianer davon Kenntnis. Zwei Tage nachher, den 20. August, gegen 3 Uhr fielen aus einer Vertiefung in der Nähe des Forts auf einmal eine Anzahl Schüsse auf die ausgestellten Wachen. Die Indianer, einige Hundert an der Zahl, konnten sich bis auf etwa 150 Schritte auf das an dem Ausgange einer Anhöhe liegende Fort heranschleichen, ohne von jemandem bemerkt werden zu können. Ferner bildeten die vom Fort etwas abseits gelegenen Stallungen, von denen sehr bequem auf die Soldaten im Fort geschossen werden konnte, für die Indianer einen trefflichen Schutz. Der Angriff machte die Soldaten im ersten Augenblicke ganz verwirrt, da man gar keine Ahnung hatte, dass die Indianer sich an das Fort wagen würden. Zwei Männer, Greer und William Gooda, fielen gleich auf das erste Feuer der Indianer. Robert Baker, der dem Blutbade auf der unteren Agentur soeben entronnen war, sah zur selben Zeit aus einem Fenster heraus und erhielt eine Kugel durch den Kopf.

Im ersten Augenblicke suchte alles Schutz vor den feindlichen Kugeln. Lieutenant Shehan commandierte die Soldaten eilends zur Vertheidigung. Es waren aber im ganzen Fort nur bei 130 Mann aufzubringen. An Stelle des vor zwei Tagen gefallenen Marsh war noch kein anderer Commandeur eingetroffen. Die sechs im Fort vorhandenen schweren Geschütze wurden unter Commando des Wachtmeisters John Jones gestellt; aber nur zwei 6-Pfünder-Haubitzen und ein 24-Pfünder konnten gebraucht werden, da es an erfahrenen Artilleristen mangelte. Die damalige Lage des ganzen Forts Ridgeley war zur Vertheidigung höchst ungünstig, da es weder Pallisaden noch Schanzgräben besaß. Auch behinderten rund herum Heustöcke und Holzgebäude die Aussicht. Das Proviantshaus endlich lag im Schussbereiche der Indianer, so dass die nöthigen Lebensmittel aus demselben nur mit größter Gefahr in das Fort gebracht werden konnten. Heute ist es verlassen und im Verfall begriffen. Einige Holzwände sind noch mit Kugellöchern wie besät.

Endlich vermehrten auch die weit ausgedehnten Vertheidigungslinien, die Officiersquartiere, Magazine, eine Anzahl von verschiedenen, zum Fort gehörenden Loghäusern und die Kaserne

selbst die Gefahr, da die Anzahl der Soldaten mit den so weit ausgedehnten Vertheidigungsobjecten durchaus in keinem Verhältnisse stand. Wäre es den Indianern gelungen, nur einige in der Nähe liegende Gebäude zu nehmen, so wäre das Fort ohne Zweifel verloren gewesen. Sie hätten es übrigens im ersten Sturmlaufe ohne Schwierigkeit genommen, wenn sie dazu nicht zu feige gewesen wären. Es gelang ihnen wohl, einige Außengebäude zu verbrennen, allein die Wachsamkeit der Vertheidiger hielt das Feuer von den Hauptgebäuden erfolgreich entfernt. Mit der ganzen Spannkraft des Geistes wurden die von den Indianern auf das Fort abgeschossenen Feuerpfeile beobachtet, von denen bei der Trockenheit der Schindeldächer, und da die meisten Gebäude aus Holz waren, die größte Gefahr zu fürchten war. Ein großer, naheliegender Stall war von den Indianern ganz besetzt, von wo aus sie die Belagerten am meisten belästigten. Zum Glücke gelang es dem Artillerie-Commandanten Jones durch eine wohlgeworfene Bombe den Stall in Brand zu setzen.

Die Beängstigung der Belagerten, besonders der im Fort zahlreich Schutz suchenden Frauen und Kinder, spottet aller Beschreibung, da sie, von allen Seiten eingeschlossen, in der Nacht vom 20. auf den 21. August jeden Augenblick das Eindringen des schonungslosen und grausamen Feindes zu gewärtigen hatten. Zum Unglücke fieng das Wasser an auszugehen, da im Fort kein Wasser zu erhalten war und man das nöthige Wasser von einer naheliegenden Quelle herbeizuholen pflegte. Nun endlich, in der größten Verzweiflung und Noth, erbarmte sich der Himmel der Bedrängten; es fieng an zu regnen und um Mitternacht ergossen sich die Wolken in Strömen vom Himmel. Little Crow schien den entscheidenden Moment zu begreifen und zwischen dem Rollen des Donners, dem Krachen der Musketen und dem schallenden Kriegsgeschrei der sich heranschleichenden Indianer hörte man ihn seine Krieger zum Sturmlaufe anfeuern; jedoch es war vergebens. Die Belagerer schienen besonders die Kanonen zu fürchten, mit denen ihre Schlupfwinkel fortwährend beschossen wurden.

Im Dunkel der Nacht gelang es einem muthigen Canadier und Halbblut-Indianer, Jack Frazier, sich aus dem Fort durch die Reihen der Indianer zu schleichen und nach dem 46 Meilen

entfernten St. Peter zu entkommen, wo er dem von Fort Snelling herbei eilenden Oberst Sibley begegnete, der alsogleich genügende Reiterei zu Hilfe beorderte. Die Indianer ließen am nächsten Morgen von ihrer Wuth ab und nach zwei bangen Tagen und schlaflosen Nächten hörte man einen Freudenschrei des auf dem Dache wachthaltenden Postens: „Reiter sprengen auf der St. Peter-Chaussee heran!“ Von nun an, es war Mittwoch morgens, den 21. August, war die Gefahr vorüber. Der Moment, in dem die Besatzung des Forts bei schwachem Tageslichte die Reiter entdeckte, war im Anfange sehr beängstigend, da manche behaupteten, es seien zu Hilfe eilende Indianer. Wie groß aber war die Freude, als man in den näher kommenden Reitern Freunde gewahrte, und Oberst Samuel McPhail mit drei Compagnien Bürger-Cavallerie in das Fort einzog und die freudige Nachricht mitbrachte, daß Oberst Sibley selbst in Eilmärschen nachzöge.

Die gefallenen Soldaten und Vertheidiger wurden in der Nähe des Forts begraben, wo jetzt ein Denkmal den Heldenmuth dieser Männer der Nachwelt verkündet. Unermüdlich war der einzige Arzt im Fort, Dr. Alfred Müller, mit dem Verbinden der Verwundeten und dem Pflegen der Verstümmelten beschäftigt, die von allen Seiten in das Fort gebracht wurden. Nicht minder zeichnete sich dessen Frau Elisabeth aus, die als ein wahrer Engel der Nächstenliebe ihr eigenes Wohl aufopferte und bei Tag und Nacht mit der Pflege der Kranken beschäftigt war.

Zwölftes Capitel.

Zweite Belagerung von Neu-Ulm. — Lieutenant Hueys Flucht. — Vereinigung mit Capitän Cox' Truppe. — Häuser werden von der Stadt aus in Brand gesetzt. — Feueranlegungs-Manie in der Stadt. — Der Pole Michelowski. — Wettendorfs Haus. — Die Lunte am Pulverfass. — Eine Nacht voll Schrecken. — Eine Leonidastruppe. — Missverständnisse. — Ein Ofenrohr als Kanone. — Erlösung. — Abzug aus Neu-Ulm. — Verlorenes Hab und Gut. — Nach Mankato und St. Peter. — In die liebe Heimat zurück. — Nachwehen des Ausbruchs. — Heuschrecken. — Wiederaufschwung von Neu-Ulm. — Eine deutsche Stadt — Von Indianern ist nichts mehr zu fürchten.

Während der Tage der Belagerung des Forts, die ein wahres Glück für Neu-Ulm waren, konnte man daselbst das Dröhnen der Kanonen vernehmen, was die Bewohner der Stadt beim Baue der Verschanzungen besonders anfeuerte. Selbst Weiber und Kinder halfen mit, oder waren mit Herrichtung von Verbandzeug und Kugelgießen beschäftigt. Diese Vorbereitungen kamen Neu-Ulm am Samstag, den 23. August, trefflich zustatten; denn am Morgen dieses denkwürdigen Tages stiegen ringsherum gewaltige Rauchwolken[1]) auf und bald sah man Indianer von allen Seiten zahlreich wie Schneeflocken herbeikommen. Unter ihnen machte sich besonders einer, der auf einem weißen Pferde ritt, wahrscheinlich Little Crow selbst, sehr bemerkbar. Die Wucht des ersten Angriffes, die halb nackten und bunt bemalten Krieger, die mit ihrem markdurchdringenden Geheule mehr Dämonen der Unterwelt, als Menschen ähnlich waren und mit Blitzesschnelle heranstürmten, vertrieb die Posten aus den unklugerweise zu weit ausgedehnten Schanzgräben.

Leider waren an demselben Tage 75 Mann von der Vertheidigungsmannschaft über den Minnesotafluss nach dem Lafayette Settlement in Nicolet County — vier bis fünf

[1]) Die Farmhäuser ringsumher waren von den Indianern in Brand gesteckt worden.

Meilen von Neu-Ulm — abgesandt worden, da man daselbst schon morgens Rauchsäulen aufsteigen sah. Ihr Lieutenant, W. Huey, versuchte vergebens Neu-Ulm wieder zu erreichen, von wo er von einer bedeutenden Anzahl Indianer abgeschnitten war. Auf seinem Rückzuge, oder vielmehr auf seiner Flucht, begegnete er dem Capitän E. St. Julien Cox, der von Sanct Peter mit 100 Mann der Stadt zu Hilfe kommen wollte; aber die Indianer waren zu mächtig, um sie nach Neu-Ulm gelangen zu lassen. Die so abgeschnittene Mannschaft vereinigte sich zu ihrer eigenen Vertheidigung auf offener Prairie. Siebzehn Männer brachen heldenmüthig durch und nahmen Besitz von der außerhalb der Vertheidigungslinie stehenden Windmühle, wo sie sich bis gegen Abend tapfer vertheidigten und mit den Indianern, die die naheliegende Turnhalle beherrschten, muthig kämpften. Nach Anbruch der Nacht setzten sie die Windmühle in Feuer und zogen in der Nähe des Dakota-Hauses in die Barrikaden ein.

Mehrere Häuser und Gebäude, darunter die beiden Mühlen, die den Indianern bei der Belagerung von geringem Nutzen waren, wurden von ihnen angesteckt. Leider rächte sich die schonende Taktik des Commandanten Flandreau recht bitter. Capitän Nix hatte gerathen, einige Häuser, die man nicht leicht in die Vertheidigungslinie mit einziehen konnte, beizeiten wegbrennen zu lassen; aber Flandreau war auf seinen Rath nicht eingegangen. Die Indianer benützen diese Häuser zu ihrem Vortheile, indem sie dieselben besetzten und daraus auf die Minnesotastraße ein mörderisches Feuer unterhielten, so dass Flandreau sagte, man müsse dieselben nehmen, wenn Neu-Ulm nicht verloren sein solle. Capitän Nix stand ihm mit 50 Mann, meistens Farmern, kräftig bei, wobei er einen Schuss in denselben Arm erhielt, von dem ihm einige Tage zuvor schon ein Finger abgeschossen worden war. Nach einem hitzigen Ausfalle vertrieb man die Indianer daraus, etwa um 5 Uhr nachmittags, worauf die Häuser in Brand gesteckt wurden.[1]) Die Belagerten brannten nun selbst alle Häuser außerhalb der Linie ab, die ihnen bei der Vertheidigung hinderlich schienen. Leider erhob sich eine

[1]) Diese Häuser standen in der Gegend der südlichen Ecke der Minnesota- und Center-Straße.

wahre Manie im Häuseranzünden, so dass im blinden Eifer selbst innerhalb der Barrikaden Feuer gelegt wurde, wobei das mitten in der noch unversehrten Stadt stehende Wohnhaus Anton Zichers abbrannte. Ein Pole, Michelowski mit Namen, hatte eine solche Wuth im Feuerlegen, dass man ihn in Sicherheit bringen musste, und der Commandant Flandreau eine Proclamation erließ, dass jeder beim Feueranlegen Betroffene erschossen werde würde. Abends wurden auch die Turnhalle und die noch im Bau begriffene katholische Kirche, beides Hauptplätze für die Indianer, von der Stadt aus in Brand gesteckt, wobei die Kirche nur sehr schwer zum Brennen zu bringen war.

Nun gab es außer den vier durch Barrikaden gesicherten Häusergevierten nur noch ein Haus außer der Stadt, das Haus Wettendorfs. Es lag nördlich von Neu-Ulm, etwa tausend Schritte davon entfernt. In demselben waren A. Zicher, A. Häberle, zwei Gebrüder Held, L. Theobald, J. Hartneck, J. Bobletter, der Vater des jetzigen Postmeisters, Kahlfeld, Hammer und noch andere neun Männer postiert, um die Indianer auf dieser Seite von der Stadt abzuhalten, was ihnen in Ermangelung von guten Gewehren schlecht gelang. Die Indianer hielten sich von jenem Hause, das ein neugebautes Brickhaus war, wohlweislich in geziemender Schussweite, und nur einige fanden in dessen Nähe ihren Tod. Die große Zahl der die Stadt belagernden Indianer, die stets ein scharfes Feuer auf dieselbe unterhielten, flößten der Mannschaft des einzelnstehenden Hauses eine solche Beängstigung ein, dass sie es im Dunkel der Nacht verließ und durch den Minnesotafluss nach dem nahe gelegenen Nicolet County hinüberfloh, wo sie dem Schwanensee zueilend in einen Morast gerieth, in dem sie übernachten musste. J. Hartneck blieb allein im Hause zurück, da Furcht und Schrecken ihm die zur Flucht nöthige Besinnung raubten. Gegen Morgen floh er in die Stadt, wobei er fünf Schüsse erhielt, von denen jedoch keiner tödlich war. (Er verletzte sich später im Jahre 1873 an einer Mähmaschine das Bein, und starb an den Folgen dieser Verwundung.)

Die Belagerten in Neu-Ulm vertheidigten sich, gleich den tapferen Griechen am Thermopylaepasse, mit wahrem Löwenmuthe, jedoch mit glücklicherem Erfolge. Man war stets auf das äußerste gefasst. Die meisten Frauen und Kinder befanden

sich in den Kellern der aus Ziegelsteinen erbauten Häuser, die so angefüllt waren, dass kaum ein Platz zum Stehen oder Sitzen, geschweige denn zum Liegen verblieb. Mit heroischem Muthe und eiserner Selbstverleugnung harrten sie in jenen kerkergleichen Zufluchtsorten aus, auf das schrecklichste gefasst, da sie stets befürchten mussten, das Triumphgeschrei der siegenden Indianer zu vernehmen. In Erds Keller, worin die größte Anzahl von Weibern und Kindern versammelt war, stand unter Aufsicht der Witwe des schon früher erschossenen John Schmitz ein Fass Pulver in Bereitschaft, um im Falle der Einnahme der Stadt angezündet zu werden. Leider brachte diese Maßregel die ganze Stadt selbst in die größte Gefahr, da feige Männer einigemale mit der Nachricht in den Keller rannten, die Stadt sei schon verloren; aber weibliche Vorsicht und Misstrauen verhinderten eine Katastrophe, deren Folgen ganz unberechenbar gewesen wären. Manchem mag die Absicht, welche dieser Maßregel zugrunde lag, unberechtigt erscheinen; allein wenn man das Los, das die gefangen genommenen Frauen und Kinder erwartete, betrachtet, so wird auch der größte Scrupulant kein Jota zur Verdammung dieser Maßregel vorbringen können. Übrigens verewigt und ehrt ja Körner in seinem trefflichen „Graf Zriny oder die Einnahme von Szigeth“ eine ähnliche That, die Zrinys Frau und Tochter vollführten, um den Händen der Moslems zu entgehen. In ihrer unsäglichen Angst planten einige sogar die Anlage eines unterirdischen Ganges, der von der Minnesota- und der zweiten Nordstraße aus gegen den Fluss führen und zur Flucht aus der Stadt dienen sollte.

Die ganze Nacht von Samstag den 23. August bis Sonntag den 24. August morgens wurde gekämpft. Es war eine Nacht des Schreckens und der begründetesten Furcht. Man hatte sich gegen einen Feind zu wehren, der kein Erbarmen kannte weder für Weib noch Kind, und der, nach Menschenblut lechzend, im bitteren Ernste, von Rache angestachelt zur Sühnung zahlloser, erlittenen Unbilden, seine Rechnung allerdings an Unschuldigen mit blutigem Griffel auszugleichen gedachte. Das Knattern der Gewehre, das Pfeifen der Kugeln, das Wuthgeschrei durch die der Finsternis geschützten Indianer, das Weherufen der Getroffenen und Sterbenden, der von der

Lohe der brennenden Häuser geröthete Himmel, das Wimmern der unter Angst und Hunger leidenden Kinder, die langsam schleichende, von mörderischen Blitzen durchzuckte Nacht waren nicht geeignet, die Gemüther der hart Bedrängten mit Trost und Hoffnung zu erfüllen. Dabei schlich sich sachte die erlahmende Furcht selbst in die Herzen der Muthigsten, die Indianer könnten wohl das Fort Ridgeley genommen und einige Kanonen erbeutet haben. In diesem Falle wäre bald an der Stelle von Neu-Ulm nur ein Todtenhügel zu vertheidigen gewesen. Aber die Männer standen an den Barrikaden wie eine Mauer: jeder ein Held! Stillschweigend die Brust den streifenden Kugeln der Indianer bloßstellend, sandten sie mit eiserner Ruhe, Todesgöttern gleich, das tödliche Blei gegen die häſslichen Leiber ihrer Feinde.

An Miſsverständnissen fehlte es jedoch nicht. So verloren einige tollkühne Männer wie Capitän Todd mit noch anderen beinahe vorwitzigerweise ihr Leben nutzlos. Sie wollten die Indianer durch muthiges Hervorbrechen aus den Barrikaden zurücktreiben, wurden aber von diesen einige Schritte vor den Barrikaden schonungslos niedergeschossen. Die Indianer glaubten irrthümlich durch doppelte Ladung ihrer Gewehre erfolgreicher sein zu können, wodurch sie im allgemeinen viel zu hoch schossen. — Ein Bäcker, Castor mit Namen, wollte einigen Hungernden Brot bringen und umkleidete sich, da er eine den Indianern ausgesetzte Stelle zu überschreiten hatte, mit einer Büffelhaut, um von diesen als Indianer angesehen zu werden und so vor ihren Schüssen sicher zu sein. Leider hielt ihn auch ein Weißer für einen Indianer und erschoſs ihn. — Ein alter Mann namens Rüpke verließ vor Schrecken wahnsinnig die Verschanzung und lief davon; sein Leichnam wurde später, aufs schauderhafteste verstümmelt, aufgefunden.

Wie fröhlich athmete man in Neu-Ulm auf, als bei Tagesanbruch die Indianer zu fliehen begannen. Der Tag des Herrn, denn es war Sonntag morgens, der 24. August, brachte Erlösung und Errettung. Wie viele der Indianer dem tödlichen Blei der Weißen erlagen, ist schwer zu bestimmen, da sie womöglich jeden Todten und Verwundeten mitnahmen. Die zahlreichen Blutlachen, womit die Umgebung der Stadt bedeckt war, ließen jedoch darauf schließen, daſs ihr Verlust jedenfalls ein

bedeutender gewesen sein muss. Neu-Ulm verlor nur acht Todte und hatte sechzig Verwundete, wovon aber viele starben, da es nicht möglich war, sie entsprechend zu verpflegen. 149 Häuser lagen in Schutt und Asche.

Zwischen 9 und 10 Uhr gelang es Capitän Cox mit 75 Mann in die Stadt zu kommen, Die Indianer zogen sich nun bald alle zurück und hielten eine Versammlung, worauf sie gemeinsam abzogen. Ihr Hauptlagerplatz war in der Gegend des jetzigen katholischen Friedhofes. Vielleicht trug zu ihrem Abzuge auch der Kunstgriff bei, dass man, weil sie vor Kanonen einen außergewöhnlichen Respect haben, in Ermangelung einer Kanone, an der Minnesotastraße in der Nähe des Pennsylvania-Hauses, angesichts der Indianer, ein Ofenrohr auf Räder stellte und daneben mit zwei Ambossen schoss, so dass es schien, als hätte man während der Nacht eine Kanone erhalten. Wer erinnert sich hier nicht an das verhängnisvolle Pferd von Troja? In dieser alten Stadt wurde List zur Eroberung derselben, und in dem jungen Neu-Ulm List zu dessen Befreiung gebraucht.

Capitän Cox, der, wie oben bemerkt wurde, Sonntag morgens mit Hilfsmannschaft nach Neu-Ulm kam, hatte vom Gouverneur den Befehl erhalten, die Stadt sobald als thunlich mit allen Einwohnern zu verlassen. Dem widersprachen zwar einige, so ganz besonders Capitän Nix, da man nach so großen Opfern und von der Hauptgefahr einigermaßen befreit, die so theuer behauptete Heimat und den Herd, an dem man so viel Wohl und Wehe erduldet, nicht gerne den Feinden überlassen wollte. Stolz und muthig auf die errungenen Vortheile, glaubte man dem an Anzahl weit überlegenen Feinde keinen Zoll weichen zu dürfen. Die Mehrzahl war jedoch für das Verlassen der Stadt und die Minderzahl gab, mit Rücksicht auf die vielen Frauen und Kinder und besonders der Verwundeten wegen, willig nach. Es wäre übrigens schon aus Gesundheitsrücksichten beinahe unmöglich gewesen, in den 49 Häusern, die noch unversehrt dastanden, alle Anwesenden, deren Zahl gering gerechnet 2500 betrug, nur einigermaßen geziemend nnterzubringen; zu dem fehlte es stark an Lebensmitteln, auch lagen allenthalben viele Cadaver von erschossenen Thieren, sowohl in als außerhalb der Stadt herum, die bei der heißen Augustsonne bald

die Luft vergiften mussten. Sonntag nachmittags bereitete man sich zum Aufbruche nach Mankato, das 28 Meilen von Neu-Ulm liegt, vor, und Montag den 25. August morgens bewegte sich aus der zerstörten Stadt auf der Straße gegen Mankato eine beinahe unabsehbare Karawane zu Wagen, zu Fuß und zu Pferde. Der Zug zählte 150 Wagen, worunter 56 Wagen mit Kranken und Verwundeten. Einen eigenthümlichen, aber höchst traurigen Anblick bot die verlassene Stadt dar.

Wegen der ungenügenden Anzahl von Fuhrwerken musste manches Hausgeräth, das von den Bewohnern mit großer Sorgfalt und Liebe vertheidigt worden war und als unentbehrlich gegolten hatte, zurückgelassen werden. Allerlei Plunder lag in den verlassenen Häusern und auf der Straße umher. Von den Tausenderlei verschiedenen Gegenständen schien das Wichtigste ausgesucht und das übrige zurückgelassen worden zu sein. Selbst Fußgänger belasteten sich mit verschiedenen Geräthschaften, die sie häufig wegwerfen mussten, weil ihre Kraft nicht ausreichte, dieselben auf eine so weite Strecke Weges mitschleppen zu können. So war die Straße von Neu-Ulm bis Mankato allenthalben mit verschiedenen Geräthen bedeckt, worunter auch manches gute Bettzeug war, von dem sich die Eigenthümer am schwersten zu trennen vermochten. Die Stimmung der armen Flüchtlinge war eine höchst bedauernswerte. Alles, woran das Menschenherz im gewöhnlichen Leben mit großer Liebe hängt, musste nun, um das eigene Leben zu retten, verlassen werden. Die Größe des Verlustes, der Ernst der Situation erneuerte den Schmerz aufs heftigste, und heiße Thränen, durch Mühseligkeiten, Leiden und Wehmuth hervorgerufen, wurden reichlich vergossen. Außerordentlich bedauernswert und mitleiderregend war das Los derjenigen, welche ganz oder theilweise ihre Familie verloren hatten und die theuren Todten unbeerdigt auf feindlichem Boden zurücklassen mussten. Manche drückte der Seelenschmerz mehr darnieder, als selbst die greuliche Verstümmelung ihres Körpers. Viele befanden sich im Zuge als die einzigen ihrer Familie, die nicht wussten, was aus den theuren Angehörigen, was aus Vater, Mutter, Kind oder Gatten geworden war, ob sie noch am Leben oder todt seien.

In Mankato angekommen, traf man daselbst einen neuen Befehl, kraft dessen die Verwundeten und Kranken, Frauen und Kinder nach dem zwölf Meilen entfernten St. Peter weiterziehen mussten, während die gesunden und waffenfähigen Männer zur etwaigen Vertheidigung der Stadt Mankato zurückgehalten wurden, da es hieß, dass die naheliegenden Winnebago-Indianer gleichfalls im Begriffe seien, loszubrechen. Die Beängstigung der so Getrennten wurde wieder eine neue Quelle des Leidens. In St. Peter angekommen, fanden die Hilfsbedürftigen jedmögliche Erleichterung und Hilfe von Seiten der edelsinnigen Bewohner.[1]) Da aber bei der großen Zahl von Kranken und Verwundeten, wovon mehrere starben, die Privatwohnungen zu ihrer Verpflegung nicht hinreichten, wurde die katholische Kirche zur Unterbringung der Obdachlosen benutzt. Später wurden viele von den Verwundeten, Kranken, Weibern und Kindern in die Städte abwärts vom Minnesotaflusse, nach Le Sueur, Henderson, Belle Plaine, Shakopee und selbst nach St. Paul, gebracht. Viele der muthigen Bewohner von Neu-Ulm kehrten jedoch schon in den nächsten Tagen nach ihrer lieben Heimstätte zurück, sobald sie vernahmen, dass reguläre Miliz und gut bewaffnete Freiwillige zur Verfolgung und Bestrafung der Indianer in gehöriger Anzahl ausgezogen seien. Die Vertheidiger der Stadt hatten keine reguläre Miliz, sondern sie bestanden ausschließlich aus in der Eile von allen Ständen aufgebrachten freiwilligen Bürgertruppen, Handwerkern und Farmern.

Die ausgestandenen Leiden, der beinahe unersetzliche Verlust ihrer Habe und die Furcht vor einer Wiederholung von ähnlichen Prüfungen waren Ursache, dass leider viele der Bewohner von Neu-Ulm und Umgebung zu ihren Heimstätten nie mehr zurückkehrten. St. Paul, Cincinnati und Chicago beherbergen manche von den damals Geflohenen. Mehrere, die bei oder in Neu-Ulm irgend ein Besitzthum hatten, veräußerten es in diesem Momente für irgend einen billigen Preis, wenn sie es nur gegen bares Geld los werden konnten. So kam es, dass andere, mehr Muthigere, die Gelegenheit benützten, sich in

[1]) Als einige Tage zuvor viele von West-Newton nach St. Peter geflohen kamen, wollte man ihnen nichts zu essen geben, weil man an den Aufstand nicht glaubte.

dieser Gegend anzusiedeln, wobei sie ihr Glück machten. Manche erwarben sich auf diese Weise schöne, wohleingerichtete Farmen für ein paar hundert Dollars, die damals schon ebensoviele tausend Dollars wert waren.

Es währte jedoch eine geraume Zeit, bis die Einwanderung nach Neu-Ulm und Umgegend wieder recht in Fluss kommen wollte, zumal von den herumlungernden Indianern, selbst noch lange Zeit nach dem eigentlichen Ausbruche, hier und da auf Weiße mörderische Angriffe gemacht wurden. So wurde etwa ein Jahr darnach an der Stadtgrenze von Neu-Ulm von Indianern am hellen Tage auf Athanasius Henle geschossen, der auf dem Wege nach der Stadt begriffen war. Er entkam zwar unverletzt, aber nicht weit davon wurde an demselben Tage ein gewisser Bosche auf der heutigen Pfänders-Farm beim Ackern erschossen, als eben seine drei Söhne ihm das Essen brachten. Als aber einige Jahre nachher von den Vereinigten Staaten in großmüthiger Weise der durch das Massacre angestiftete Schaden, insoweit er durch Geld ausgeglichen werden konnte, ersetzt wurde, brach in Neu-Ulm und Umgegend ein goldenes Zeitalter an, wodurch der Zuzug von neuen Einwanderern wieder in gewohnter Weise in Fluss kam und fortdauernd im Gange blieb und der Wohlstand im weiten Umkreise befördert wurde. Erst in den siebziger Jahren (1873—1876) ließen vernichtende Heuschreckenschwärme diese so überaus günstige Gegend für Einwanderer und Ansiedler minder einladend erscheinen.

Trotz dieser bedauernswerten Calamitäten, an denen die Stadt und Umgebung vielleicht mehr als irgend eine Ansiedlung in den Vereinigten Staaten zu leiden hatte, machte Neu-Ulm schon damals (1876) durch seine solide Bauart einen ebenso günstigen Eindruck, als unter ähnlichen Umständen irgend eine Stadt der Union. Unter den Häusern, die meistens aus prächtigen Rothziegeln aufgeführt sind, befanden sich bereits eine große Anzahl öffentlicher Gebäude und Geschäfts-Magazine, welche es kaum vermuthen ließen, dass die junge Stadt, die so schwere Schicksale zu erdulden hatte, kaum zwanzig Jahre alt war. Deutsche Beharrlichkeit, deutscher Fleiß und deutsche Sitten künden jenseits des Mississippi an, dass auch hier, tausende Meilen von der alten Heimat entfernt und von ihr

durch den Ocean getrennt, eine Wiege der Cultur steht, die unermüdete Söhne Germaniens mit ihren willenskräftigen Armen schufen.

Neu-Ulm ist eine beinahe ausschließlich deutsche Stadt — sie beherbergt nur etwa ein halbes Dutzend nichtdeutscher Hauseigenthümer. Im Umkreise von mehreren Meilen ist es schwer, Grundeigenthümer zu finden, deren Wiege wo anders stand, als in irgend einem deutschsprechenden Theile Europas. Jedes deutsche Land und Ländchen, von der brausenden Nordsee bis zu der vom Sirocco heimgesuchten Grenze Südösterreichs, von der weinreichen Mosel bis an die schiffreiche Newa, sandte seine Vertreter hieher, und doch ist noch Raum genug vorhanden für Tausende.

Von Indianern ist nun nichts mehr zu befürchten, auch wenn der neue Ankömmling hunderte von Meilen über Neu-Ulm hinaus seine neue Heimat wählen sollte. Nur ein kleiner Sioux-Indianerstamm, der übrigens mit den in nächster Nähe wohnenden Weißen in größter Eintracht lebt, hat am Big Stone Lake im Dakota-Territorium seine Zelte aufgeschlagen. Aus Minnesota ist der unbändige Sioux für immer hinausgedrängt.

Dreizehntes Capitel.

Bestrafung der Übelthäter. — Die Hauptschuldigen gehen frei aus. — Ein schwieriger Feldzug. — Gefangennahme zahlreicher Indianer. — 303 von ihnen werden zum Tode verurtheilt. — Wuth der Einwohner von Neu-Ulm gegen die Gefangenen. — Dieselben sollen massacriert werden. — 39 werden dem Tode überliefert, die übrigen vom Präsidenten Lincoln begnadigt. — Namen der Verurtheilten. — „Die abgeschnittene Nase." — Rev. Riggs liest den Gefangenen das Todesurtheil vor. — Religionsannahme der Verurtheilten. — Standrecht in Mankato. — Abschied von den Freunden und Verwandten. — Ta-ti-mi-ma. — Ta-zoo und Red Iron. — Todtenklage der Verurtheilten. — Die Indianer schmücken sich zum Sterben. — Der Galgen. — Das Ende der Verurtheilten. — Schlussscene.

Zuvörderst ist zu bemerken, dass die betrügerischen Agenten wohl ebenso hart, wenn nicht härter bestraft werden sollten, als die Indianer selbst; allein diese, die Grundurheber des ganzen Unglückes, konnte kein Gesetz erreichen. Nur jene, welche die mörderische Hand der von ihnen gereizten Indianer erreicht hatte, büßten einigermaßen für ihre Frevel. Die meisten der Hauptschuldigen genießen in ihren von dem gestohlenen Indianergelde erbauten Palästen, die mit dem Blute von tausend unschuldig Erschlagenen befleckte Frucht,[1]) ohne zu bedenken, dass sie einer höheren als irdischen Gerechtigkeit nimmermehr entrinnen werden.

Nach einem langwierigen und sehr schwierigen Feldzuge gelang es General Sibley, eine große Anzahl der an dem Massacre betheiligten Indianer einzufangen, wovon 303 zum

[1]) Dass diese Früchte nicht unbedeutend waren, zeigt die Thatsache, dass zum Beispiel Col. Thompson, damals Banquier in St. Paul, der vor dem Indianerausbruche mit dem den Indianern gehörigen Gelde Schacher trieb, ehe er Aufseher der Indianer in Minnesota und Jowa wurde, in La Crosse so arm war, dass er sein verschuldetes Fährboot beinahe eingebüßt hätte. Als Superintendent der Indianer-Agenturen hatte er bald Geld genug, sich mit beinahe einer Million am Bau der Southern Minnesota-Eisenbahn zu betheiligen.

Tode verurtheilt werden sollten. Der Gedanke, so viele Männer, wovon eine sehr große Anzahl Familienväter waren, gewaltsamerweise hinzumorden, erregte das Mitleid vieler Bürger der Vereinigten Staaten. Zahlreiche leitende englische Zeitungen im Lande nahmen sich der Gefangenen warm an. Übrigens konnte durch so vieles frischvergossenes Menschenblut der angestiftete Schaden nicht im mindesten ersetzt werden. Vielleicht trug man auch der sich immer mehr und mehr geltend machenden Überzeugung Rechnung, dass der Aufstand der Indianer ein gewissermaßen von anderer Seite forcierter war und für den sie durch die Mühseligkeiten des Krieges, der dem Ausbruche folgte, bis zu ihrer Gefangennahme bereits theuer gebüßt hatten, indem sie während der verschiedenen Scharmützel auf einer Strecke von nahezu 1000 Meilen viele der Ihrigen verloren hatten.

Jene 303 Indianer wurden in einem Lager zwischen Mankato und South Bend, am Ufer des Minnesotaflusses, scharf bewacht. Als sie einige Tage vor ihrer Internierung, am 7. November 1862, als Gefangene durch Neu-Ulm geführt wurden, hätte sich daselbst bald ein neues Massacre ereignet, da die Bevölkerung in frischer Erinnerung der von den Indianern begangenen Missethaten auf die Gefangenen losstürmen wollte, um sie zu ermorden. Nur der außerordentlichen Vorsicht der begleitenden Mannschaft und besonders ihrer Officiere ist es zu verdanken, dass eine blutige Katastrophe abgewendet wurde, welche die Geschichte unter allen Umständen würde haben verdammen müssen. Besonders hitzig und gefährlich zeigte sich die weibliche Bewohnerschaft der Stadt, die mit Steinen auf die Mörder ihrer Lieben und die Zerstörer ihres häuslichen Glückes einen heftigen Angriff machte. Mancher Indianer wurde durch diesen Steinhagel nicht unerheblich verletzt, so dass der commandierende Officier, Colonel Marshall, sich genöthigt sah, die Gefangenen nicht durch die Stadt, sondern außerhalb derselben nach Mankato zu transportieren.

Dies war aber nicht das einzigemal, dass die Indianer in Gefahr kamen, massacriert zu werden; die Wuth der Weißen, über welche die Rothhäute unsägliches Leiden und Unglück gebracht hatten, war so groß, dass von mehreren Seiten geplant wurde, sie zu überfallen und niederzumetzeln. Unter der waffenfähigen Mannschaft von Neu-Ulm war schon die Parole

ausgegeben worden, mit im Geheimen getragenen Waffen und Mordwerkzeugen den Gefangenen zu folgen und sie bei Nacht in dem Walde zwischen Neu-Ulm und Mankato zu ermorden. Selbst in Mankato wurde eine ähnliche Drohung so laut, dass in der Nacht vom 4. December eine Cavallerie-Abtheilung und einige Infanteristen aus Vorsicht zur Abwendung eines etwaigen Angriffes zum Indianerlager hinauseilten. Gouverneur Ramsey selbst hielt es für klug, eine Proclamation zu erlassen, die am 6. December bekannt gemacht wurde und vor einem Angriffe auf die Gefangenen dringendst warnte.

Während die Indianer bei Mankato gefangen gehalten wurden, fanden eingehende Verhandlungen, die über einen Monat in Anspruch nahmen, darüber statt, wie viel und welche Gefangene zum Tode verurtheilt werden sollten. Da machte Obrist Stephan Miller die vom Präsidenten Abraham Lincoln am 7. December 1862 erlassene Ordre bekannt, dass von den Sioux-Indianern, Halbblut-Indianern sowohl als Vollblut-Indianern, 39 dem Tode überliefert werden sollten. Das Urtheil sollte Freitag den 26. December vollzogen werden. Montag den 2. December wurden die 39 Verurtheilten von den übrigen abgesondert. Dem Leser dürften wohl die sonderbaren Namen einiger derselben interessieren. Unter den Verurtheilten waren: Wahe-hua (unbekannt meinend), Wah-pa-doo-ta (Rothes Laub), Ma-za-bom-doo (Eisenbläser), Sna-ma-ne (Klingender Fußgänger), Hin-han-schoon-ko-ag-ma-ke (Ein mit einem Eulenschwanz bekleideter Fußgänger), The-he-hito-ne-sha (Der sein Haus Verbietende), Rha-in-yan-ka-ne (Der rasselnde Läufer), Ta-zoo, sprich „Dazu" (Die rothe Otter), Wy-a-tah-ta-wa (Sein Volk).

Einer der hässlichsten Indianer, an Leib und Seele gleich, war die „Abgeschnittene Nase". Dieses Ungeheuer in Menschengestalt hatte allein 22 Männer, Frauen und Kinder ermordet — meistens Deutsche. Als die Indianer einmal einen Wagen Fliehender gefangen genommen hatten, es war in der Beaver Creek-Ansiedlung, hielten zwei Indianer die Pferde an, dieser Bluthund aber sprang hinauf und schlug neun Kindern mit dem Tomahawk den Kopf ein. Eines riss er aus den Armen der Mutter und spießte es mit einem langen Eisen an den nahen Zaun. Die Mutter wurde mit abgehauenen Händen und Füßen sterbend liegen gelassen.

Rev. Riggs, Episcopal-Prediger und Missionär der Sioux, musste den Verurtheilten in der Sioux-Sprache das Todesurtheil vorlesen. Dieser Moment war ein sehr ernster. Die Indianer aber schienen unbewegt zu bleiben, nur ein Halbblut-Indianer namens Milaud schien sich die Sache sehr zu Herzen zu nehmen. Schweigend gaben sie durch eine leichte Bewegung ihre Zustimmung zum Todesurtheile. Mehrere rauchten während des Vorlesens der verhängnisvollen Schrift munter ihre Pfeife. Einer von ihnen leerte seine beinahe ausgerauchte Pfeife schnell, sobald er den Tag der Hinrichtung vernahm und stopfte sie rasch mit dem beliebten Kinnikinnik, der Rinde eines im Busche wachsenden rothen, dem Hartriegel sehr ähnlichen Strauches, während ein anderer davon eine Handvoll gemächlich rieb, um sich die kurze Zeit seines irdischen Lebens durch Rauchen zu versüßen.

Gemäß den Grundsätzen der Republik in Bezug auf Religion und Gewissen stand es jedem der Verurtheilten vollkommen frei, in welcher Religion er sich zum Tode vorbereiten lassen wollte, was ihnen amtlich mitgetheilt wurde. Die Regierung verpflichtete sich, die geistlichen Vertreter der verschiedenen Kirchen den Verurtheilten auf ihren Wunsch zur Verfügung zu stellen. Sonderbarerweise schlossen sich von den 39 Indianern 36 der katholischen Kirche an, obwohl sie stets unter Leitung von protestantischen Missionären gestanden waren, die, wie schon früher bemerkt worden ist, auf den verschiedenen Agenturen officiell jahrelang angestellt waren. Rev. A. Ravoux stand den Verurtheilten als Vertreter der katholischen Kirche zur Seite. Er befindet sich jetzt an der katholischen Kathedrale zu St. Paul als General-Vicar dieser Diöcese.[1])

Am 24. December wurde in Mankato vom Obristen Miller zur Sicherung vor etwa zu erwartenden Unruhen das Standrecht erklärt, das auf 16 Meilen in der Umgebung Geltung haben sollte.

An demselben Tage wurde auch den Verwandten und Freunden der verurtheilten Indianer gestattet, von ihnen Abschied zu nehmen. Da konnte man sehen, dass alle Menschen,

---

[1]) Auch die verschiedenen Indianerstämme, die vor einigen Jahren mit den Abgeordneten der Vereinigten Staaten im Westen eine große Versammlung hielten, verlangten ausschließlich katholische Priester, eine Thatsache, die in jeder Zeitung erwähnt war.

von welcher Hautfarbe, Nation und Bildung sie immer sein mögen, in den wichtigsten Angelegenheiten ein gleichfühlendes Herz besitzen. Die rauh aussehenden und sonst gefühllos scheinenden Rothhäute konnten nur mit Mühe die Thränen zurückhalten, als sie von ihren Freunden Abschied nahmen, oder an die weit entfernten Angehörigen wichtige Aufträge austheilten. Besonders tief gerührt und traurig wurden sie, wenn sie von ihren Weibern und Kindern sprachen. Übrigens schienen sie vollkommen vorbereitet zu sein, dem Tode entgegen zu gehen, und interessant sind die Äußerungen ihrer Gefühle in den letzten Augenblicken.

Ta-ti-mi-ma, ein alter Indianer, ließ seinen Verwandten sagen, sie möchten über seinen Tod nicht klagen: „Ich bin alt", sagte er, „und würde überhaupt nicht mehr lange leben. Diese Hinrichtung kann meine Tage nicht allzusehr verkürzen. Ich sterbe unschuldig und unbefleckt vom Blute der Weißen; dieses gibt mir Hoffnung, im Jenseits gerettet zu werden. Ich hoffe, meine Freunde werden meinen Tod als ein Eingehen in eine bessere Welt ansehen. Ich habe alle Hoffnung, schnurgerade in die Wohnung des großen Geistes einzugehen, wo ich endlos glücklich sein werde."

Als Red Iron, der Häuptling der Sissetons, der stets bemüht war, mit einem anderen Häuptling, A-ki-pa, die Indianer vom Ausbruche abzuhalten, von dem Verurtheilten Ta-zoo Abschied nahm, sprach dieser zu den Häuptlingen: „Freunde, im letzten Sommer waret Ihr gegen uns; Ihr lebtet in fortwährender Furcht eines Ausbruches derjenigen, die die Weißen auszurotten entschlossen waren. Ihr selbst, wie auch Eure Angehörigen, waren dadurch mancherlei Unbilden, Schmach und Drohungen ausgesetzt, doch Ihr standet fest in der Freundschaft für die Weißen und riethet den Indianern von einem Kriegszuge gegen die Weißen ab. Eure Handlungsweise wurde damals verdammt; doch jetzt sehen wir Eure Weisheit ein. Ihr hattet recht, als Ihr sagtet, die Weißen könnten nicht vernichtet werden und selbst ein Versuch dazu sei Wahnsinn. Damals waret Ihr sammt Euren Familien in fortwährender Lebensgefahr; [1]) heute

[1]) Die Häuptlinge: Red Iron, A-ki-pa, Other Day und Ta-tan-ka-nazin (Stehender Büffel) wurden von den übrigen Indianern als Verräther angesehen und fortwährend bewacht, weil sie den Weißen günstig gesinnt waren.

steht Ihr in Freiheit hier, reichet uns Speise dar und helfet uns bewachen; neununddreißig Männer aber müssen in zwei Tagen sterben, weil sie Euer Beispiel und Eueren Rath verwarfen."

Als Freitag morgens Vater Ravoux, der katholische Priester, die Indianer ermuthigte, dem Tode kühn entgegen zu gehen, brach der alte Ta=zoo in eine Todtenklage aus, in die bald alle übrigen einstimmten. Sie war weder der Ausdruck der Verzweiflung noch des Schmerzes, sondern vielmehr ein Paroxismus der Leidenschaft der Wilden, und machte einen solchen Eindruck auf Auge und Ohr, dass sogar jene, welche die Klageworte nicht verstanden, deren Bedeutung zu fühlen schienen. Manchmal unterbrachen die Verurtheilten ihren Todtengesang und nahmen ihre Tabakspfeifen zur Hand und saßen bewegungslos und in dumpfer Stille da, die nur durch leises Gemurmel und durch das Klirren der Fesseln unterbrochen wurde. Nur in einzelnen Fällen lachten sie laut auf, wenn ihnen ihre Freunde eine glückliche Reise in das Land des großen Geistes wünschten. Ihre Tabakspfeifen und Kleinodien übergaben sie ihren Lieblingsfreunden. Sie gaben sich große Mühe, sich zum letzten Moment auszuschmücken; sie gebrauchten dazu auch wohl kleine Taschenspiegel, schmückten die Haare mit Federn und Bändern und färbten das Gesicht mit großer Gewissenhaftigkeit. Die meisten trugen religiöse Embleme, Kreuze und Rosenkränze oder Medaillen. Als sie ihren Freunden zum letztenmale die Hände drückten, zeigten sie himmelwärts und sagten: „Wir gehen hinauf!"

So kam die Zeit heran, da ihnen die Fesseln abgenommen und sie gebunden wurden. Bald nach 9 Uhr begab sich Reverend Ravoux ins Gefängnis, die Wache zog sich zurück und die Verurtheilten stellten sich ringsum in Reihen auf. Nach einer kurzen Ansprache kniete der Priester nieder und betete mit ihnen. Alle beteten laut vernehmlich mit. Während dieser religiösen Ceremonie schienen sie einer anderen Rasse anzugehören. Ihre Stimme war sanft und mild, und jedes Zeichen eines Indianerkriegers war verschwunden. Der Galgen, auf welchem die 39 in demselben Augenblick in die Ewigkeit gesandt werden sollten, bestand aus einem gewaltigen Viereck, das sich an der Frontstraße in Mankato, hart am östlichen Ufer des

Minnesotaflusses beinahe inmitten der Stadt erhob. Er war so gebaut, daſs durch das Entzweihauen eines einzigen Strickes alle 39 in die Luft gerissen werden muſsten.

Sobald der Profoß-Marschall die Gefängnisthüre öffnete, um sie hinauszuführen, folgten sie mit der größten Heiterkeit. Es schien, daſs die Nachricht von ihrem Pardon sie nicht würde bewogen haben, mit mehr Bereitwilligkeit das Gefängnis zu verlassen, als diese Einladung zum Tode. Sie stiegen mit größter Hast auf das Schaffot, als fürchteten sie sich, als die letzten zurückbleiben zu müssen. Sie sangen beinahe fortwährend ihre melancholischen Todtengesänge, und nur hie und da stießen sie einen gellenden Schrei aus. Sobald die weiße Kappe den Verurtheilten über den Kopf gezogen war, entstand eine Scene, die schwer zu beschreiben ist. Alle fiengen an zu singen, und obwohl sich manche Dissonanz geltend machte, hatte dieser Gesang immer noch eine eigenthümliche wehmüthige Harmonie.

Bevor die verhängnisvolle Fallthüre zuschlug, entrollte sich vor den Augen der Zuschauer ein eigenthümliches Bild. Während die zitternden Gestalten hin und her schwankten, suchte einer dem andern, obwohl gefesselt, die Hand zu reichen, und da sie nahe bei einander standen, gelang es auch mehreren, es zu thun. Drei oder vier hielten sich manchmal so zusammen, die Hände bewegten sich mit dem Steigen oder Fallen ihrer Stimmen auf und ab. Ein alter Mann versuchte vergebens, die Hand seines nächsten Todesgenossen zu erreichen, da das Tageslicht den Augen schon für immer genommen war, was großes Mitleid unter den Zuschauern hervorrief. Jeder rief seinen eigenen Namen aus und verlangte den Namen seines Freundes zu hören, was wohl sagen sollte: „Ich bin hier!“

Major Brown gab das Zeichen, daſs alles fertig sei. Ein Trommelschlag, welcher wegen der Stimmen der Indianer kaum vernehmbar war, und die Fallthüre flog hinunter, 39 kräftige Menschen in die Luft reißend. Der verhängnisvolle Strick, woran die Fallthüre befestigt war, wurde von einem gewissen J. Duly von Lake Shetek entzwei gehauen, welchem die Indianer drei Kinder ermordet, sowie zwei Kinder und sein Weib gefangen genommen hatten. Eine halbe Minute lang hiengen die Körper regungslos da; nur ein schwaches Zittern bemerkte man an den Gehangenen. Nach einer Minute zogen einige ihre Füße

ein- oder zweimal empor, dann regten sie sich nicht mehr. Einer der Indianer athmete noch nach zehn Minuten, und erst, als der Strick am Halse besser befestigt wurde — ein schrecklich anzusehendes Schauspiel — hauchte er seine Seele aus. Nachdem durch Ärzte die leblosen Körper untersucht worden waren, fuhren einige Mauleselwagen vor, um sie nach einer Sandbank unterhalb der Stadt zum Begräbnisse zu bringen.

Eine außerordentlich große Anzahl Menschen war außer einer bedeutenden Militärmacht Zeuge jener Scene, die sich nicht sobald wieder ereignen dürfte, und die mit den 39 zu gleicher Zeit in der Luft schwingenden Sterbenden, was grausenerregende Großartigkeit anbetrifft, in der Geschichte dieses Landes vielleicht einzig dasteht.

Vierzehntes Capitel.

Allgemeine Vorfälle. — Die Schwabenansiedlung. — Eine Kirche und ihr Schatten. — Vincenz Bruners Fahrt. — Flüchtlinge aus Lafayette. — Viele Morde. — Ein getreuer Hund. — West Newton. — Maria Hartmanns Mittheilungen. — Florian Hartmanns Tod. — Ein Freund nach wochenlanger Einsamkeit. — Erwürgung des treuen Haushundes. — Brot und Waldbeeren. — Neue Lust am Leben. — Ein Brotlaib zwischen vier Leichen. — Eine Wanderung unter todten Körpern. — Erlösung. — Wieder in menschlicher Gesellschaft.

Hiemit schließt die Geschichte des Indianer-Aufstandes wenigstens in Bezug auf Neu-Ulm; doch hält es der Verfasser dieser Zeilen für passend, aus Rücksicht auf das Interesse der werten Leser und zum besseren Verständnisse eines Indianer-Aufstandes überhaupt einige interessante Episoden aus anderen Ortschaften, die alle streng auf Thatsachen beruhen, beizufügen. Ein erschöpfendes Werk über diesen ganzen Aufstand zu schreiben, das würde freilich viele Jahre in Anspruch nehmen, weil fast jeder von den zahlreichen Ermordeten und die meisten der Tausende von Betheiligten eine eigene, Interesse erregende Geschichte haben. Es ist nur schade, dass jetzt, wo noch so leicht Informationen über damals Geschehenes erlangt werden können, kein bedeutenderer Schriftsteller wenigstens die interessantesten Momente aus jenen Tagen gebürendermaßen der Nachwelt überliefert.

Am nördlichen Ufer des Minnesotaflusses, etwa sechs Meilen von Neu-Ulm nordwärts, ließen sich auf der prächtigen hochgelegenen Prairie, die längs des Flusses und an dem die Prairie durchbrechenden Bächlein von schönen Laubbäumen begrenzt ist, schon zur Zeit der Gründung Neu-Ulms (1855) muthige Ankömmlinge aus dem geliebten Schwabenlande nieder, denen sich später einige Baiern und in der neueren Zeit viele Deutschböhmen beigesellten. An jenem Platze der Ansiedlung, wo sich jetzt eine prächtige katholische Kirche erhebt, stand damals ein kleines, armseliges Blockhaus, das man Kirche

nannte, und gegenüber als gewöhnlicher Schatten der Kirche ein Wirtshaus, wo das lustige Schwabenvölklein in Ermangelung eines Priesters wenigstens leiblichen Trost finden konnte. Das Wirtshaus gehörte einem gewissen Jakob Mänerle, einem Württemberger. Sein Verwandter, Vincenz Bruner, hatte zwei Meilen westlich von der Kirche eine Farm, wo er am 18. August mit Zusammenfahren von Weizengarben beschäftigt war. In der Mittagszeit kam ein Indianer namens Dickinson von der unteren Agentur herab. Er hatte sich dahin verirrt, da er einen näheren Weg gehabt hätte, um sein Ziel zu erreichen. Er verlangte dringendst Pferd und Wagen, um Neu-Ulm zu erreichen, wo er sehr wichtige Geschäfte zu haben vorgab. Als Bruner die Bitte abschlug mit dem Bemerken, er wolle ihn zu einem Nachbar bringen, der besser Zeit hätte, nach Neu-Ulm zu fahren, als er, sagte Dickinson, die Indianer seien ausgebrochen und er müsse Soldaten holen, worauf er Pferd und Wagen erhielt. Bruner fuhr selbst mit. Im Flußsthale sprachen sie mit einigen Nachbarn, worauf sie jenseits des Minnesotaflusses einige Schüsse abfeuern hörten. Nun erklärte Bruner, er müsse zurückfahren, um seine Nachbarn zu warnen und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Dickinson sagte, er könne gehen, Pferd und Wagen wolle er behalten; wenn es ihm aber nicht recht sei, so wolle er ihn erschießen. Nun fuhren sie so schnell als möglich über Peußmanns Fähre Neu-Ulm zu, das nur mehr eine Wegstunde entfernt war. Dickinson versprach, Bruner gut bezahlen zu wollen, was er jedoch nicht hielt. Dickinson wurde später selbst todtgeschossen. In der Nähe von Neu-Ulm begegneten sie drei Indianern, welche lachten, als sie die zwei in solcher Eile heranfahren sahen.

In Neu-Ulm fanden sie die Bevölkerung in größter Aufregung und mit Herrichten von Waffen beschäftigt, da ein Reiter soeben die Nachricht von den Mordthaten bei Henles Haus gebracht hatte. Nach etwa 15 Minuten kamen Zicher und Rüpke hilferufend in die Stadt gesprengt und verkündeten den Tod ihrer Gefährten. Auf Zichers Rath jagte Bruner über die untere Fähre nach West Newton zurück und eilte, den Weg über die hohe Prairie einschlagend, seinem Hause zu, wobei er mehreren auf dem Felde Beschäftigten die Schreckenskunde zurief, von denen ihm jedoch einige nicht glaubten und

ihn auslachten. Nach Hause gekommen, brachte er seine Familie sofort nach St. Peter. Zu gleicher Zeit eilten allenthalben Boten von Haus zu Haus und forderten die Ansiedler zur Flucht auf.

In Lafayette, vier Meilen von der Kirche, sammelten sich bei dem Hause eines gewissen Anton Kaus 45 Wagen mit vielen Männern, Frauen und Kindern. Wegen Mangel an gehöriger Munition machten sie sich um Mitternacht nach dem 30 Meilen entfernten St. Peter auf. Als sie schon ziemlich in der Nähe der Stadt waren, giengen viele wieder bis zum Schwanensee zurück, von wo aus sie in Neu-Ulm gewaltige Feuersäulen aufsteigen sahen. Unter diesen Zurückgebliebenen, im ganzen 23 Familien, befanden sich C. Epple, Bernhard Matsch und Jakob Vetter mit einigen Ansiedlern von Lafayette. Dieselben wollten wenigstens in der Nähe ihrer Häuser den Gang der Dinge beobachten und zogen eine Zeitlang rathlos hin und her, da sie allenthalben Indianer bemerkten. Bei Albrechts Hause in Lafayette fanden sich zwölf Mann zusammen und nachdem sie Rath gehalten, beschlossen sechs von ihnen, weiter westwärts zu gehen. Bei Nacht schliefen sie im Heu; des anderen Tages kehrten sie wieder in der Richtung gegen ihre Häuser zurück. Mehrere Wohnungen, an denen sie vorbeikamen, waren verlassen und verschlossen; da sie selbst sehr hungrig und müde waren, forschten sie eifrig nach Hühnernestern, um sich Speise zu verschaffen. Von dem Speicher eines Hauses aus gewahrten sie etwa eine und eine halbe Meile entfernt Indianer, auf Ponys reitend. Da von der Gesellschaft schon vier Mann in der Richtung gegen die Indianer vorausgegangen waren, lief ihnen G. Katzenberger schnell nach, um sie zurückzurufen, worauf die vereinte Schar sich in den eine Viertelmeile entfernt gelegenen dichten Wald zurückzog. Die Indianer kamen ganz in ihre Nähe und sie sahen von ihrem Versteck aus, wie dieselben die Fruchtstöcke, Stallungen und das prächtige Gebäude von Anton Kaus, das „Lafayette-Haus“, ansteckten. Katzenberger hatte einen guten Hund bei sich, den er aus Furcht, er könne das Versteck verrathen, an einem Baume aufhieng. Mänerle gieng schon zuvor, ungeachtet aller Widerreden, in sein Haus zurück, da er glaubte, die Indianer, mit denen er wohlbekannt war, würden ihm

nichts anthun. Er wurde später in der Nähe seiner Behausung enthauptet gefunden; seinen Kopf fand man niemals, sein getreuer Hund saß zehn Tage lang am Grabe seines Herrn. — Die Indianer wurden endlich der Flüchtlinge gewahr; einer ritt nahe heran und rief ihnen auf gut Englisch zu: „Come along boys!“ („Kommt heraus!“). Sie flohen nun Neu-Ulm zu, hatten aber Mühe, auf einem mit Wasser gefüllten Canoe über den Minnesotafluss zu kommen. Als sie in Neu-Ulm angekommen waren, dauerte es keine halbe Stunde, und die Indianer rückten von allen Seiten heran (23. August).

In West Newton wurden nur 14 Häuser verbrannt, in den übrigen aber alles ruiniert. Das Schulhaus blieb stehen und ebenso blieb die katholische Kirche im Innern und Äußern unberührt. Von den Deutschen, welche in diesem County ermordet wurden und in der Nähe von Neu-Ulm wohnten, sind dem Verfasser bekannt geworden: Christian Richter, Max Heck, Fr. Gottlieb Gerbeth, Johann Schwartz, Christoph und Johann Apfelbaum, August Nierenz, Wilhelm Sonenburg, Johann Schartz, Anna Maria Schartz und Katharina Schartz.

Großes Leiden und doch Glück dabei hatte die Schwester der obengenannten Henles, Maria Hartmann, die nun die Gattin Johann Bobletters ist, und deren Mann, wie schon am Anfange der Geschichte des Ausbruches berichtet wurde, in der Nähe von Henles Hause auf seiner eigenen Farm am 18. August erschossen wurde. Sie selbst erzählt ihre Geschichte wie folgt: „Mein Gemahl Florian Hartmann war am 18. August mit einem Arbeiter Johann Röhner nicht weit vom Hause mit Weizenbinden beschäftigt. Als ich das Mittagessen auf den Tisch gestellt hatte, hörte ich Lärm und bemerkte, dass einige Häuser in Brand standen, wobei ich meinte, dass man mit dem Löschen derselben beschäftigt sei. In demselben Augenblick hörte ich auf indianisch „nippo!“ („tödten!“) rufen und das Krachen einiger Gewehre. Im Glauben, dass Vieh erschossen würde, lief ich hinaus, um nachzusehen. Da kam ein Indianer in die Nähe meines Hauses, der mich starr anblickte und dann fortlief. Voll banger Ahnung lief ich zu meinem Manne auf das etwa vierzig Ruthen vom Hause entfernte Weizenfeld und gewahrte, über die nahe Straße laufend, einen Mann dort liegen, von dem ich glaubte, dass er schliefe. Jener Mann

war aber Hartmanns Gehilfe Röhner über und über mit Blut bedeckt. Nach meinem Manne suchend, fand ich ihn, dreißig Schritte von Röhner entfernt, auf dem Boden liegen. Auf mein Rufen winkte er mir, mich still zu verhalten und bat mich, ihn in das naheliegende Kornfeld zu schleppen, da er verwundet wäre. Vor Schrecken kraftlos, vermochte ich es nicht zu thun.

„Ich legte mich nun an der Seite meines Gemahls nieder, und in tiefsten Schmerz versunken, konnte ich kaum einen Gedanken fassen, was zu thun wäre. Bald kamen zwei Indianer in die Nähe des verwundeten Röhner, auf den sie noch weitere zwei Schüsse abfeuerten, worauf mich mein sterbender Mann anflehte, doch wenigstens mich in das naheliegende Kornfeld [1]) zu flüchten, da ich ihm ja nicht mehr helfen könnte. Ich floh nun in das Kornfeld, das etwa dreihundert Schritte vom Hause entfernt war, wo ich in den weichen Boden mit den Händen eine Vertiefung grub, um mich besser verbergen zu können. Darin blieb ich, von zwei ganz nahe vorübergehenden Indianern unbemerkt, bis gegen Abend verborgen.

„Etwa um acht Uhr vernahm ich eine bitterlich weinende Stimme; ich getraute mich jedoch nicht, aufzusehen, da ich glaubte, es könnten Indianer sein. Nach einer kurzen Weile kroch ich zu meinem Manne, den ich jedoch schon todt und kalt fand. Ich nahm noch Haare von seinem Haupte zum Andenken und flüchtete mich in das nahe Gebüsch. Dort ermannte ich mich, zu Casimirs Haus zu gehen, wo ich jedoch alles zertrümmert fand. Nun schlich ich zum Hause meines Bruders Athanasius, dessen Thüre offen stand. Durch nahes Schießen und gräsliches Brüllen erschreckt, wagte ich mich nicht in das Haus hinein, sondern floh wieder ins Gebüsch zurück. Selbst die armen Thiere schienen die furchtbare Lage zu begreifen, da sie fortwährend kläglich brüllten.

„Ich hatte mir im Walde unter einem ästereichen Eichenbaum an einer Wasserpfütze ein gutes Versteck ausgesucht, wo ich bis gegen vier Uhr morgens blieb. Hierauf floh ich durch den

[1]) So oft in Amerika in deutschen Büchern das Wort „Korn“ vorkommt, ist darunter türkischer Weizen, auch Mais genannt, zu verstehen.

Wald bis zum Minnesotaflusse um über die Fähre nach Nicollet County zu entkommen. Das Fährboot war jedoch auf der anderen Seite, und vergeblich bemühte ich mich, auf dem über den Fluss gespannten Seile hinüber zu kommen, worauf ich mich den ganzen Tag (19. August), im Gesträuche verbarg. Hiebei hatte ich von den stechenden Mosquitos viel zu leiden. Etwa um acht Uhr abends kehrte ich in mein Haus zurück, wobei ich, geistig gänzlich abgespannt, nahe an fünf Indianerzelten vorübergieng.

„In der Absicht, einige Kleidungsstücke zu holen, gieng ich in das Haus und wollte in der Eile einiges von dem auf dem Boden liegenden Bettzeug aufraffen, als ich einen angeschossenen Indianer darauf liegen sah, worauf ich sogleich wieder hinausfloh. Als ich auf der Flucht um den Schweinestall herumrannte, schoss der mir nachlaufende Indianer sein Gewehr nach mir ab. Der Schuss gieng wegen der stark herrschenden Finsternis glücklicherweise fehl. Diese Nacht und den ganzen folgenden Tag blieb ich in meinem Versteck.

„Am vierten Tage regnete es sehr heftig. Ich war von meinem Hin- und Herwandern sehr müde und abgespannt, so dass mich eine solche Traurigkeit überfiel, dass ich es fast bereute, nicht todtgeschossen worden zu sein. Es regnete beinahe immerfort bis zum fünften Tage, an dem ich, ganz durchnässt, behutsam und lauschend wieder an mein Haus heranschlich. Ich wagte mich hinein, fand aber alles gestohlen. Glücklich fühlte ich mich, noch ein trockenes Hemd und ein Unterkleid zu finden, womit ich mich bekleidete. Die Schweine waren noch im Stall und schrien vor Hunger. Von Mitleid bewegt, nahm ich eine Schüssel voll Korn und warf es ihnen vor. Ich selbst war noch so glücklich, einen halben Laib Brot zu finden, mit dem ich in mein altes Versteck zurückeilte. Ich machte mir jedoch selber große Vorwürfe, durch mein thörichtes Mitleid meine Nähe verrathen zu haben. Am sechsten Tage wollte ich wieder in mein Haus gehen, sah aber, noch etwa hundert Schritte von demselben entfernt, mehrere Indianer kommen, worauf ich wieder eilends zurückfloh. An diesem und am nächsten Tage vernahm ich fortwährendes Schießen.

„Am achten Tage abends kam mein großer Haushund in mein Versteck, der eine außerordentliche Freude hatte,

mich wiederzusehen, und auch ich freute mich, endlich in meiner langen Verlassenheit gleichsam einen Freund gefunden zu haben. Ich theilte ihm von dem kargen Reste meines noch übrigen Brotes ein Stücklein mit, da der Hund sehr hungrig zu sein schien. Obwohl er mich dauerte, so hegte ich doch die Furcht, dass er mich wohl noch verrathen werde, und entschlossen, diese Gefahr abzuwenden, nahm ich meine Schürze und erwürgte ihn damit. Er wehrte sich aber so sehr und geberdete sich nun so wüthend gegen mich, dass ich ihn nur mit der größten Kraftanstrengung tödten konnte, zumal mir der Tod des getreuen Thieres sehr zu Herzen gieng.

„Den neunten Tag morgens vernahm ich ein gewaltiges Geräusch, das zu meinem Schrecken stets näher kam; aber bald athmete ich wieder frei auf, als ich sah, dass es einige Schweine waren. Ich verblieb noch zwei weitere Tage ruhig in meinem Versteck und wagte es kaum, drei- bis vierhundert Schritte weit zu gehen. In meiner schrecklichen Lage, von dem wenigen Brote und Waldbeeren lebend, erwachte in mir doch die Lust des Lebens und ich freute mich über das Singen der Vögel, dankte meinem Schöpfer und flehte ihn stets um Errettung meines Lebens an.

„Am zwölften Tage trieb mich eine unerklärliche Ahnung, mein Versteck zu verlassen und herauszugehen. Ich gieng zu den Häusern meiner Brüder und zu jenem Casimirs, die ich leer fand. In Zettels Haus bot sich mir ein schrecklicher Anblick dar. Daselbst fand ich die Leichname des Vaters und seiner vier Kinder und zwischen denselben einen Brotlaib liegen. Obwohl ich in meinem Hunger ungemeines Verlangen darnach hatte, so war doch der Leichengeruch so widerlich, dass es mich vor dem Brote ekelte. Ferner fand ich bei Pelzels Haus den Leichnam einer Frau und den von Pelzels Vater. Ein Stück Weges davon den Leichnam des alten Meßmer und den eines geköpften Mädchens. In Anton Henles Haus lag der Leichnam eines Kindes. Der Gestank von erschossenen Thieren erfüllte die Luft allenthalben.

„Nun entschloss ich mich, nach dem sechs Meilen entfernten Neu-Ulm zu gehen. Auf dem Friedhofe sah ich eine weiße Fahne wehen, die mich mit Muth und Hoffnung erfüllte. Als ich mich der Stadt näherte, kehrte neuer Schrecken und Furcht

zurück, da ich die vielen Brandstätten und in der Stadt Todesstille gewahrte. Ich gieng nun nicht mehr weiter, sondern kehrte, da ich fürchtete, Indianer in der Stadt anzutreffen, nach meinem alten Platze zurück. Gegen sieben Uhr abends kam ich abermals in das Haus meines Bruders Anton, worin ich großen Lärm vernahm. Ich wäre nicht hineingegangen, wenn ich nicht gemeint hätte, dass ich doch sterben müsse. Das Geräusch rührte jedoch von allerlei Thieren her, die sich im Hause befanden.

„Ich gieng nun nach Hause und legte mich in mein eigenes Bett, und machte mir Vorwürfe über meinen Muth, so weit fortgegangen zu sein. Am nächsten Tage suchte ich mir Kartoffeln und musste zwei Häuser durchsuchen, bis ich einige Zündhölzchen fand. Ich fühlte mich mit denselben wieder ganz reich und glücklich, kehrte ins eigene Haus zurück und kochte mir eine Suppe. In der Furcht, meine zwei noch übrigen Zündhölzchen verlieren zu können, unterhielt ich mit einem Baumstumpf stets Feuer. Am vierzehnten Tage suchte ich Eier und fand auch einige, sowie einen Sack mit Mehl, welches jedoch so verdorben war, dass ich davon nichts genießen konnte. Ich blieb von nun an meist im Hause. Ein Ochs kam mit einer furchtbaren Wunde herbei, die ich auswusch und so das arme Thier rettete. Einem Kalb hieng ein Auge heraus; es verendete an dieser Wunde.

„Nun pflückte ich mir wilde Pflaumen und Nüsse und grub Kartoffeln, da ich, ohne Hoffnung auf Errettung, mir so einen Vorrath von Lebensmitteln für den Winter einlegen wollte. Ich dachte nämlich, dass weit und breit alle weißen Ansiedler getödtet worden seien.

„Am siebzehnten Tage wollte ich nach der Leiche meines Mannes sehen. Im Begriffe, sie aufzusuchen, hörte ich schießen und Hundegebell. Vor Schrecken wurde ich beinahe ohnmächtig, als ich aufblickte und acht Männer herankommen sah. Einer legte sein Gewehr an und nun glaubte ich, nach allen meinen Leiden dennoch sterben zu müssen. Ein Ruf: „O Schwester!“ brachte mich wieder zur rechten Besinnung. Im nächsten Augenblicke lag ich in den Armen meines Bruders Athanasius, der mich meines durch das Elend entstellten Aussehens wegen für eine Indianersquaw gehalten hatte. Zum Glücke wusste ich in

der Nähe einen zerbrochenen Wagen, den die Indianer im Gebüsche hatten stecken lassen, was uns sehr zu statten kam, da mein Bruder für sein Pferd nur mehr einen Schlitten hatte. Wir brachten den Wagen in Ordnung und fuhren damit nach dem Städtchen, wo ich wieder in menschliche Gesellschaft kam, die ich über einen halben Monat entbehrt hatte."

Fünfzehntes Capitel.

Justina Kriegers Erlebnisse. — Ermordung der Familien Buß und Rosbe. — Eine Flüchtlingsschar. — Tod der Tochter Schwandts und ihres Kindes. — Ein dreijähriges Kind sitzt neben dem Leichnam seiner Mutter. — Nach Fort Ridgeley. — Ein Judaskuss. — Verrätherische Indianer. — Das Geld und das Leben. — Ein Massenmord. — Die Frauen werden aufgefordert, mit den Indianern zu gehen. — Auch sie werden erschossen. — Der Rest wird mit dem Tomahawk und Gewehrkolben erschlagen. — Frau Kriegers Verwundung. — „Papa, schlafe doch nicht so lange!" — Verlassene Kinder. — Ein schreckliches Spital. — Flucht in den Wald. — Die Getödteten werden von den Wilden entkleidet. — Ein Haus wird mit sieben kranken Kindern niedergebrannt. — Flucht nach Fort Ridgeley. — Schreckliche Leiden der Flüchtigen. — Erlösung nach langen, langen Tagen. — Frau Kriegers Schreckensnacht. — Mit dem Dolche entkleidet. — Gräsliche Marter der Wilhelmina Kitzmann. — Zwölf schreckliche Tage. — Endliche Befreiung. — In Fort Ridgeley.

Aus den Erlebnissen der von Neu-Ulm entfernter wohnenden Ansiedler ist unter vielen anderen die Geschichte der Justina Krieger höchst interessant. Justina Krieger stammt aus Preußisch-Posen, wo sie am 17. Juli 1835 geboren ward. Ihr erster Gemahl Daniel Lehn starb in Preußen mit Zurücklassung von vier Kindern: zwei Knaben und zwei Mädchen. In Wisconsin verehelichte sie sich mit Friedrich Krieger, dem sie drei Mädchen schenkte. Im Frühlinge 1862 zog die Familie nach dem oberen Minnesotaflusse, 45 Meilen von Neu-Ulm und 27 von Fort Ridgeley entfernt. Am 18. August 1862 kamen während der Abwesenheit ihres Mannes zwei Nachbarn aus der Richtung der unteren Sioux-Agentur in ihr Haus; sie sagten, dass sie auf dem Wege eine Frau und zwei Kinder todt liegen gesehen hätten. Herumliegende Trümmer von Hausgeräthen zeigten an, dass diese Personen ermordet worden seien. Sie kehrten nun zurück, um sich über dieses Geheimnis bei Nachbarsleuten Aufklärung verschaffen zu können.

Als sie in das Haus eines gewissen Buß kamen, fanden sie die beiden Ehegatten sammt deren drei Kindern ermordet.

Ebenso fanden sie den Eigenthümer des nächsten Hauses Mannweiler in der Nähe der Wohnung durch die Brust geschossen. Im Hause eines gewissen John Rosbe fanden sie dessen Leichnam und den seiner Frau am Schleifsteine liegen, wo sie beim Schleifen einer Sense ermordet worden waren. Zwei kleine Kinder lagen mit gespaltenen Schädeln in der Nähe der Mutter. Sie sahen nun aus der Ferne nach mehreren Häuser hin und da sie nirgends ein Lebenszeichen bemerken konnten, erriethen sie, dass dies alles von den Indianern vollbracht worden sei. Sie kehrten nun in das Haus der Frau Justina Krieger zurück, deren Mann mit seinem Neffen auf einer Fischpartie abwesend war. Justina ergriff ihre Kinder und lief in das nahe gelegene Haus ihres Bruders Paulus Kitzmann. Die beiden Männer rannten durch den nahen Wald zu ihren Familien. Friedrich Krieger und sein Neffe vernahmen das Rufen nach ihnen und kehrten bald in das Haus zurück, wo sich die Frau mit den geflüchteten Kindern befand.

In der Eile wurden die größeren Kinder mit der traurigen Nachricht zu den Nachbarn gesandt, und innerhalb einer Stunde waren im Hause Kitzmanns 13 Familien versammelt, die nun, (es war Montag, den 18. August, 8 Uhr abends) entschlossen waren, in das Fort Ridgeley zu fliehen. Als man bemerkte, dass ein Nachbar, Schwandt, fehlte, sandte man sogleich Boten nach ihm, die zu ihrem Schrecken dessen Ochsen vor dem Hause Mehl fressen sahen; alles zeugte, dass das Haus beraubt worden sei. Schwandts Schwiegersohn J. Waltz lag auf der Thürschwelle, von drei Kugeln durchschossen. Die Tochter Schwandts sahen sie entsetzlich verstümmelt todt am Boden liegen; ihr kleines Kind war an einen Baum genagelt. Ihr Bruder Augustus, ein Knabe von 13 Jahren, den die Indianer erschlagen zu haben glaubten, sah, wie das Kind von den Unmenschen angenagelt worden war und am Baum noch eine zeitlang lebte. Diese Schauderthat geschah schon am Montag den 18. August vormittags. Die Hausfrau selbst ward auf dem nahe gelegenen Felde enthauptet gefunden. Neben ihr lag noch der Leichnam des Arbeiters Froß.

Der Knabe erholte sich gegen Abend wieder und floh in eine drei Meilen entfernte Ansiedlung, wo er in Busches

Hause einkehrte und daselbst bei 30 Leichname fand. Inmitten derselben saß ein verwundetes dreijähriges Kind neben dem Leichnam seiner Mutter. Der Knabe nahm das Kind mit sich, trug es etwa vier Meilen, wo er es, vom Tragen ermüdet, in einem Hause niedersetzte, indem er ihm versprach, am nächsten Tage wiederzukommen. Er that es, um zur eigenen Erleichterung und Errettung das Kind los zu werden. Er entkam glücklich in das Fort Ridgeley, nachdem er vier Nächte zu dem Wege gebraucht hatte, da er sich bei Tage versteckt hielt. Das Kind wurde später in der Gefangenschaft unter Indianern aufgefunden und nach Fort Ridgeley gebracht, wo es aber an den erhaltenen Wunden und infolge der ausgestandenen Leiden starb.

Die Boten brachten von Schwandts Hause den blutgetränkten Rock des Arbeiters Froß mit. Nun machten sich alle so schnell als möglich gegen das Fort Ridgeley auf, wohin sie zur größeren Sicherheit auf einem Umwege über die Prairie hinziehen wollten. Sie reisten die ganze Nacht. Dienstag morgens, ungefähr um 8 Uhr, fanden sie, daſs sie erst etwa 14 Meilen gemacht hatten. Sie hatten elf Männer im Zuge, die mit gewöhnlichen Gewehren bewaffnet waren. Die Wagen des Zuges waren so vertheilt, daſs sie den bestmöglichsten Schutz boten. Da begegneten sie acht berittenen Indianern, worunter einige nackt und einige mit Blankets bekleidet, aber alle wohlbewaffnet waren. Die Männer waren entschlossen, auf dieselben zu schießen, als aber die Indianer ungefähr hundert Schritte entfernt waren, winkten sie, nicht zu schießen, indem sie durch Zeichen ausdrückten, daſs sie freundlich gesinnt seien.

Ein mit Paul Kitzmann gut bekannter Indianer ritt heran und gab ihm die Hand; zum Zeichen der größten Freundschaft küſste er ihn sogar. O, welch ein Judaskuſs! Der Indianer fragte sie in gutem Englisch, wo sie denn hingehen wollten. Nachdem er Auskunft erhalten, sagte er, daſs die Chippeway-Indianer aus dem nördlichen Minnesota ausgebrochen, und daſs sie, die Sioux-Indianer, eben hinter ihnen her seien, um sie dafür zu strafen. Sie sollten nicht weiter gehen, sondern umkehren, wenn sie nicht alle getödtet werden wollten. Zu gleicher Zeit legte er seine Hand auf Kitzmanns Schulter, indem er sagte: „Du bist ein guter Mann, es wäre schade

um Dich, wenn Du getödtet werden solltest." Die 13 Familien jedoch bestanden solange darauf, fortzuziehen, bis der Indianer umher gieng und jedem die Hand drückte, indem er sagte, sie sollten ohne Furcht sein, sie würden sie schon beschützen. Kitzmann hatte oft mit ihm gejagt, und setzte großes Vertrauen in diesen Indianer. Als dieser aber seinen Vortheil bemerkte, rief er die anderen herbei, die mit großer Freundlichkeit einem jeden die Hand drückten und sagten, die Mütter sollten doch ihre weinenden Kinder beschwichtigen, welche sich vor den wild aussehenden Rothhäuten sehr fürchteten.

Die Indianer steckten ihre Waffen in Futterale, und die Weißen legten die ihrigen in die Wagen, da sie den Indianern wirklich glaubten. Nach einem gemeinsamen Mahle von Milch und Brot gaben die Weißen ihnen noch Geld, und man beschloss umzukehren. Nachdem man etwa sechs Meilen mitsammen zurückgezogen war, fragte man die Indianer, ob sie nicht ausruhen und die Zugthiere grasen lassen könnten, was die Indianer gefällig zugaben, worauf sie etwas zu essen verlangten. Nachdem sie Brot, Butter und Wassermelonen erhalten hatten, zogen sich die Indianer etwa 1/4 Meile zurück und aßen abgesondert. Nach dem Essen kamen sie zurück und mahnten zum Aufbruch. Paul Kitzmann gieng ihnen entgegen, worauf sie ihm bedeuteten, dass die Weißen nur fortziehen möchten, sie würden gleich nachkommen und sie nicht verlassen, sondern gegen die Chippeways beschützen, bis sie ihre Heimat wieder erreicht hätten. Hierauf zog man weiter.

Kurze Zeit darauf kamen die Indianer nach und schlossen den Zug ringsum ein. Die armen deutschen Farmer, betroffen über diese Bewegung, theilten einer dem andern ihre Befürchtung mit. Alle hielten es nun für das beste, auf die Rothhäute zu schießen; da aber alle Gewehre in den Wagen lagen, getraute sich niemand, eines zu berühren, denn man befürchtete, diese Bewegung könnte die Indianer zu Feindseligkeiten herausfordern. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten waren alle Männer, mit Ausnahme Kitzmanns, zum Schießen entschlossen, der voll Vertrauen auf die Indianer widersprach; übrigens, meinte er, würden sie von den Wilden, die ihre Gewehre in den Händen hätten, alle todtgeschossen werden, bevor man auch nur ein Gewehr aus den Wagen bringen könnte.

Als man an den Ort kam, wo Montag nachmittags die ersten Todten gefunden worden waren, wurden die Indianer aufgeregt und ungestüm. Sie zogen alle, mit Ausnahme eines einzigen, hinter dem Zuge, mit Doppelgewehren bewaffnet, gleichsam in einer Schlachtlinie auf und verlangten das Geld. Einer von ihnen kam heran und nahm das Geld in Empfang. Justina Krieger gab ihrem Gemahle aus ihrer Brieftasche 5 Dollars und behielt das übrige zurück. Ihr Gemahl Friedrich meinte, er werde nun sterben müssen, und gab ihr zum Angedenken ein Taschenmesser. Die Indianer ritten mit dem erhaltenen Gelde fort in der Richtung der Ansiedlung, wo die Leichname lagen.

Die Deutschen zogen ihrer Heimat zu. Etwa 1½ Meile von Kriegers Hause fand man zwei frisch getödtete Männer, die niemand kannte, die aber von den nämlichen Indianern umgebracht worden sein mussten. Sie wussten nun, dass sie alle sterben sollten. Die Männer nahmen schnell die Gewehre aus den Wagen, und wünschten in der Nähe eines Hauses zu sein, in welchem sie sich besser vertheidigen könnten. Als sie noch etwa 100 Schritte von Kriegers Haus entfernt waren, kamen 13 oder 14 Indianer von hinten herangesprengt, die in einem Augenblicke den Zug umgaben, und alle Männer bis auf drei niederschossen, ohne dass diese Zeit hatten, auch nur einen Indianer erschießen zu können. Nur drei: Froß, Gottlieb Zobel und Krieger lebten noch.

Die Indianer versprachen nun denjenigen Frauen Schonung, die mit ihnen gehen wollten, drohten aber diejenigen zu erschießen, welche sich weigern würden, ihnen zu folgen. Einige willigten ein, andere widersprachen. Justina Krieger erklärte, sie wolle lieber mit ihrem Gemahl und ihren Kindern sterben. Ihr Gemahl rieth ihr, mitzugehen, doch sie schlug es ab. Eine von den Frauen, die mit den Indianern fortgiengen, drehte sich um und rief ihr zu, mitzugehen. Als sie aber einige Schritte gegen Frau Krieger herangieng, wurde sie sofort nebst sechs anderen Weibern und den noch lebenden Männern mit Ausnahme von F. Krieger niedergeschossen. Eine große Anzahl von Frauen standen um die Wagen wehklagend herum; sie wurden von den Indianern mit den Gewehren niedergeschlagen. Einige sprangen wieder auf, ungeachtet das Blut

von ihrem Antlitz in Strömen herabfloss; sie wurden wieder niedergeschlagen, bis sie todt waren.

Justina Krieger stand im Wagen und weigerte sich stets, mitzugehen, obwohl ihr Gemahl sie bat, der sah, dass sie ihn tödten würden. Er bemerkte, am Wagen stehend, einen Indianer zu seiner Rechten, der das Gewehr auf ihn anlegte, während ein anderer mit derselben Absicht knapp hinter ihm stand. Im nächsten Momente ward er von zwei Kugeln durchbohrt, wovon die eine durch das Kleid seiner Frau gieng. Er fiel zwischen die Ochsen und erhielt, noch nicht ganz todt, zwei weitere Schüsse. Justina Krieger war eben im Begriffe, an die Seite ihres Gemahls zu springen, um daselbst zu sterben, als sie, von siebzehn schweren Schrotkörnern getroffen, rücklings in den Wagen stürzte. Sie hatte acht Kinder darin und einen Säugling in einem Tuche eingehüllt. Sie wurde sogleich von einem Indianer ergriffen, aus dem Wagen herausgeworfen und, nachdem derselbe über sie hinweggesprungen war, für todt liegen gelassen. Obwohl es zur Zeit, als sie verwundet wurde, noch heller Nachmittag war, erhielt sie ihre Besinnung doch erst wieder, als es bereits ganz dunkel geworden war. Wie sie später erfuhr, fand eines ihrer größeren Stiefkinder, ein Mädchen von 13 Jahren, den Säugling lebendig etwa 15 Fuß von ihr entfernt, hob ihn auf und lief mit ihm fort. Zwei Kinder nahmen die Indianer mit; ein vier Jahre alter Knabe war den Indianern aus dem Wagen entflohen und kam zurück an die Seite seines Vaters, den er bei der Hand nahm und ihm wehmüthig zurief: „Papa, Papa, schlafe doch nicht so lange!“ Zwei Indianer kamen herangeritten und nahmen ihn mit sich.

Zwei andere Knaben Kriegers entflohen in den nahen Wald; der ältere, acht Jahre alt, bestieg einen Baum, beobachtete die ganze Metzelei und sagte seinem sieben Jahre alten Bruder, dass auch die Mutter todt sei. Als die beiden bitterlich weinten, sagte ihnen ein anderer Knabe, August Gest, sie möchten doch stille sein, denn wenn die Indianer sie hörten, würden sie auch umgebracht werden. Die Kinder der Ermordeten blieben drei Tage lang in diesem Versteck und sahen die Indianer oftmals auf- und abgehen. Dann wandten sich die Versteckten nach den Nachbarhäusern und ließen alles Vieh los, was sie immer eingesperrt finden konnten. Mittwoch mor-

gens, den 20. August, sahen sie Kriegers Haus brennen. Nach der dritten Nacht beschlossen sie, dem Fort Ridgeley zuzugehen, das sie erst nach acht Tagen erreichten, weil sie sich bei Tage im langen Grase verborgen hielten. Als sie einmal einen Wagen erblickten, wollten sie vor Freude schon laut aufschreien, indem sie glaubten, dass es Weiße seien; da sahen sie eine Menge bemalter Wilder aus dem dichten Grase aufspringen, die den Wagen von seiner Richtung ablenkten; zu gleicher Zeit vernahmen sie das durchdringende Geschrei einer weiblichen Stimme.

Auf ihrem Wege trafen sie viele Leichname, unter anderen auch sieben in eine Reihe gelegte Indianerleichen. Vier Kinder der Frau Krieger, wovon das älteste den Säugling trug, fanden sich im nahen Walde wieder zusammen; zwei davon waren niedergeschlagen und für todt liegen gelassen worden. Sie erholten sich aber bald wieder. Die drei größten ließen den Säugling in der Obhut eines sechsjährigen Mädchens und kehrten nach dem Schauplatz der Mordthat zurück, wo sie noch sieben Kinder und eine Frau am Leben fanden; einen Sohn Paul Kitzmanns, 2½ Jahre alt, zwei Söhne August Harnings (drei und ein Jahr alt), einen einjährigen Sohn Grundmanns und dessen vierjährige Tochter, welcher eine Hand abgeschossen war, zwei Söhne Thieles (einer vier Jahre alt und der andere noch jünger) und einen dreizehnjährigen Sohn Urbans. Sie waren sämmtlich von Blut befleckt, und da sie niedergeschlagen worden waren, schrecklich von dem Tomahawk zerhackt. Die verwundete Frau war Anna Zabel.

Sie wurden sämmtlich von den drei Mädchen in Kriegers Haus gebracht. Es war ein schreckliches Spital und für die Kleinen, namentlich für den Säugling nirgends Speise zu finden, um die Hungerigen zu nähren. Die Wärterin dieses Krankenhauses war nicht über 13 Jahre alt. Die armen Kinder weinten bitterlich um ihre Mütter, welche theilweise todt und theilweise in eine Gefangenschaft, die noch schrecklicher als der Tod selbst war, gerathen waren. Das arme vierjährige Mädchen mit der abgeschossenen Hand weinte und seufzte bitterlich und rief: „Die Mama sorgte immer so gut für mich und jetzt, wo ich so schwer verwundet bin, will sie gar nicht kommen!“ Armes Kind! Die Mutter war ja nicht mehr unter den Lebenden. Früh morgens sagte Frau Zabel den größeren

Mädchen, sie möchten sich wieder in den Wald begeben, da es im Hause für sie nicht sicher sei. Das 13 Jahre alte Mädchen weckte die zwei Stiefgeschwister und den dreizehnjährigen August Urban auf, nahm auch den Säugling mit sich und dann giengen sie über das Blutfeld dem Walde zu.

Die verwundete Frau Krieger lag noch immer mit selten vollem Bewusstsein, unfähig, sich vom Platze zu bewegen, unter den Todten. Als die Kinder auf dem Mordfelde ankamen, sahen sie einen Mann, einen Halbblut-Indianer namens A. Frenier, daherreiten. Die Kinder glaubten, er sei ein Indianer, und versteckten sich im Grase. Frenier, die Todten erblickend, rief einige unverständliche Worte des Schreckens aus und floh eiligst von dannen. Frau Zabel verbarg sich mit den Kindern in dem hohen Grase eines kleinen Bächleins; kaum waren sie dort, so kamen die Indianer mit einem tags zuvor den Gemordeten abgenommenen Ochsenwagen zurück, entkleideten die getödteten Männer und Frauen und verbrannten das Haus, in dem eben zuvor sieben kleine Kinder zurückgelassen worden waren, was die kleine Gesellschaft vom Grase aus mit ansehen musste.

Nachdem die Indianer fortgezogen waren, begaben sich die noch übrigen Kinder, da sie sehr hungrig waren, in Thieles Haus, wo sie so glücklich waren, Mehl und Butter zu finden, womit sie sich ein Essen bereiteten und auch dem Säugling davon mittheilten. Drei Tage trieben sie sich in der Nähe der Häuser im Walde herum. Am dritten Tage sahen sie einige Indianer das Haus des August Froß ausrauben; der Säugling war in Thieles Hause schlafend zurückgelassen worden. Die übrigen Mädchen und Frau Zabel verbargen sich im Walde und begaben sich gegen das Fort Ridgeley, das sie erst in elf Tagen erreichten. Sie lebten meistens von rohem Korn, da sie nichts hatten, um ein Feuer anzumachen. In einem gefundenen Lagerkessel trugen sie ihr Wasser mit. Als sie in die Nähe des Forts kamen, kannten sie es nicht und hielten es für ein Indianerlager.

Ein sechs Jahre altes Mädchen Kriegers fiel vor Erschöpfung am letzten Tage hoffnungslos nieder. Frau Zabel rieth dem ältesten Mädchen, es zurückzulassen und weiter zu gehen; aber die übrigen Kinder schrien und jammerten so

schmerzlich, dass man diesen Rath nicht befolgte. Man brachte das Kind zu einem Bächlein, wo es sich durch ihm auf das Haupt gegossenes Wasser erholte, und hielt sich nun eine Zeitlang dort auf, worauf sich die kleine Leidende einigermaßen an einer gefundenen Melonenschale erquickte.

In der Nähe des Forts hielten sie auf einem Hügel Rath, ob es wirklich das Fort oder ein Indianerlager sein könnte. Die Kinder hatten die richtige Ansicht; Frau Zabel aber, von Furcht und Bangen erfüllt, glaubte das Schlimmere. Die Kinder sagten, sie sähen die Soldaten klar und deutlich, welche auch ihrerseits die kleine Gesellschaft entdeckten und sogleich herauskamen, um sie zu holen. Frau Zabel aber, die noch immer das Ärgste befürchtete und durch eine in die Seite erhaltene Stichwunde und eine Schulterwunde geschwächt war, lief in der Meinung, die herankommenden Soldaten seien Indianer, mit aller Kraft in die Prairie hinaus, so dass man sie einfangen musste.

Nun endlich war die kleine Gesellschaft in Sicherheit; aber was für eine Gesellschaft! — Einige waren von den Tomahawks zerhackt, andere von Gewehrkolben zerschlagen, wieder andere mit Schwertwunden bedeckt; alle im Verhungern begriffen, von Durst geplagt, nackt und zerrissen. Diese Überbleibsel einst glücklicher Familien wurden nun gelabt und konnten nach langen bangen Tagen endlich auf ruhigen Schlaf hoffen, während die entstellten Leichname ihrer Eltern und Geschwister auf freiem Felde unbegraben lagen.

Frau Justina Krieger, welche, wie gesagt, schwer verwundet und vom Wagen gezerrt worden war, erhielt in der Nacht ihr Bewusstsein wieder und obwohl noch äußerst schwach, versuchte sie doch, sich zu erheben. Da vernahm sie drohende Worte in der Sioux-Sprache und erblickte einige Wilde in der Nähe. Sie legte sich gleich einer Todten hin. Zwei Indianer kamen heran und fiengen an, die Todten zu befühlen und zu berauben. Als dieselben an sie herankamen, erhielt sie einen Fußtritt, dann fühlte einer der Indianer den Puls an beiden Händen, und um sicher zu sein, auch das Schlagen des Herzens. Sie aber blieb stille und hielt den Athem an, indem sie die Augen schloss und das Schrecklichste erwartete. Sie sprachen untereinander in ihrer Sprache und schienen sie für todt zu halten. Im nächsten Augenblicke fühlte sie ein

scharfes Messer an ihrem Halse, welches nach den Unterkörper hinunterfuhr und nicht bloß die Kleidung aufschnitt, sondern auch das Fleisch durchdrang, den Oberkörper zwar nur wenig verwundete, aber am Magen in den Körper eindrang, so dass beinahe die Eingeweide bloßgelegt waren. Dann wurde sie von den Unmenschen ihrer Kleider beraubt, an den Haaren gepackt und beiseite geworfen. Darauf verlor sie das Bewusstsein.

Bald jedoch erhielt sie es wieder und sah in einiger Entfernung, beleuchtet vom Nordlichte, die zwei Indianer an ihrer schrecklichen Arbeit. Sie konnte deutlich sehen, wie diese Unmenschen ihre schwer verwundete, aber noch lebende Nichte Wilhelmina Kitzmann am Fuße ergriffen und ihr die Kleider über das Haupt streiften. Dann ergriff der eine das Mädchen mit der einen Hand am Beine und schnitt mit dem Messer das Fleisch vom Beine herab, worauf er das arme Mädchen solange herumwirbelte, bis das Bein brach und sich vom Körper trennte. Während dieser entsetzlichen Marter schrie das Kind herz- und markerschütternd: „O Gott! o Gott!“ Die so Verstümmelte wurde von dem Unmenschen zu Boden geworfen, der Kleider beraubt und sterbend liegen gelassen. Die anderen beiden kleinen Geschwister, die höchst jämmerlich weinten, wurden dann von den Indianern mitgenommen.

Frau Krieger blieb nun einige Stunden besinnungslos; als sie wieder zu sich kam, fand sie, dass sie an der linken Seite gelähmt war. Dessenungeachtet versuchte sie, von den herumliegenden Todten einige Kleidungsstücke zu erhalten, was ihr jedoch nicht gelang, zumal sie den Versuch bald aufgab, da sie einige Indianerpferde in der Nähe gewahrte; sobald sie es für gerathen hielt, kroch sie gegen ihr eigenes Haus und fand in der Nähe eigene Kleider, die sie, so gut sie es vermochte, anzog; sie getraute sich jedoch nicht, ins Haus hineinzugehen, sondern kroch zu einem nahen Bach, wo sie das Blut von ihrem Körper wusch. Von dort gelangte sie mühselig in eine etwa 9 Meilen entfernte Ansiedlung, wo sie in größter Schwäche drei Tage lang verblieb. So oft sie einige Indianer hörte, deren sie zuzeiten viele gewahr wurde, verbarg sie sich ungeachtet des Hungers. Von Zeit zu Zeit aber schleppte sie sich immer weiter fort, ohne selber zu wissen, wohin.

Sonntag nachts fand sie mehrere todte Körper, allenthalben auch allerlei zerstreute Hausgeräthe. Am dritten Tage schmerzlichen Leidens kam sie zu einer Straße, auf der sie fortgieng und wo sie auch Wasser fand. Ihre Zunge und ihre Lippen waren vom Durst aufgesprungen. So wanderte sie zwölf schreckliche Tage umher, wobei sie häufig keinen anderen Trank hatte, als den Thau vom nassen Grase. Am dreizehnten Tage kam sie nach Beaver Creek, auf ihrer Wanderung allenthalben eine Menge Leichname von Männern, Frauen und Kindern antreffend. Sie gieng dann wieder weiter dem Walde zu, wo sie sich hinlegte und eine Zeitlang in Schlaf verfiel. Endlich kam sie in das Thal des Minnesotaflusses, fand ein Stück von einer Büffelhaut und legte sich in einem Verstecke nieder. Einige wilde Pflaumen dienten ihr zur Speise.

Als es eine ganze Nacht und einen Tag regnete und sie zu schwach war, weiterzugehen, wünschte sie, die Indianer möchten kommen und sie vollends tödten. Sie wurde so schwach, dass der kalte Schweiß auf ihrer Stirne stand und sie sich nur mit größter Mühe aufzurichten vermochte, um herumzusehen. Da entdeckte sie zwei mit Gewehren bewaffnete Männer; sie konnte aber nicht unterscheiden, ob es Weiße oder Indianer seien, freute sich jedoch dessen ungeachtet in der Hoffnung, dass ihr Leiden nun endlich auf irgend eine Art das Ende erreichen würde. Als die Männer in ihre Nähe kamen, erkannte sie an den Bajonetten, dass es weiße Soldaten seien, und winkte ihnen, heranzukommen. Nun waren ihre Leiden aus; bald wurden ihre Wunden von Dr. Daniels gepflegt und alles für sie gethan. Nach Fort Ridgeley gebracht, kam sie unter die Obsorge Dr. Müllers und erhielt von ihm und seiner Frau alle mögliche Pflege, so dass sie bald genas. Nur neun Schrotkörner wurden aus ihrer Schulter gezogen, acht konnten nicht herausgebracht werden. Große Freude hatte sie, als sie die meisten ihrer Kinder wiederfand. Von dem in Thieles Hause zurückgelassenen Säugling hörte man nichts mehr. Am 3. November 1862 heiratete Frau Krieger Johann Jakob Meyer, mit dem sie in St. Paul bekannt geworden und der bei dem Indianerausbruche ebenfalls seine ganze Familie eingebüßt hatte.

Sechzehntes Capitel.

Andere Mittheilungen. — Schauderhafte Schilderungen der Grausamkeit und Roheit der Wilden. — Eine Probe höllischer Scheußlichkeiten. — Entsetzliche Leiden. — Mittheilungen der Ärzte. — Justina Böltes Irrungen. — Lavina Eastlicks Geschick. — Ungeheurer Schaden. — Eine blühende Ansiedlung wird zugrunde gerichtet. — Officieller Bericht über die Morde. — 700 Todte und 30.000 Flüchtlinge. — Diese Angabe ist zu niedrig. — Flucht der schuldigen Sioux nach dem Teufelssee. — Ta-tan-ka-na-zin. — John Other Days Verdienst. — Der materielle Schaden. — Ende des Häuptlings Little Crow. — Die Expedition nach dem Teufelssee. — Kecke Mittheilung Little Crows. — Sampson und sein Sohn Chauncey entdecken Little Crow und seinen Sohn in der Nähe von Hutchinson. — Ein Kampf. — Little Crow wird von Chauncey Sampson erschossen. — Der Sohn des Häuptlings entflieht. — Little Crow wird von Soldaten scalpiert und geköpft. — Wa-wi-na-pa, Little Crows Sohn. — Dessen Mittheilung. — Little Crows Weiber und Kinder. — Eine strafende Gerechtigkeit.

Ein Farmer war mit zweien seiner Söhne auf dem Felde mit der Ernte beschäftigt. Da schlichen sich zwölf Indianer heran und erschossen sie rücklings. Darauf giengen sie ins Haus, tödteten zwei kleine Kinder und schleppten deren Mutter, die an der Auszehrung litt, sammt ihrer Tochter in ihr Lager, wo sie letztere entkleideten und vor den Augen der sterbenden Mutter bis zum Tode misshandelten. Das Los der gefangenen Frauen und Mädchen war unbeschreiblich. Das Anstands- und Sittlichkeitsgefühl erlaubt es nicht, die mit ihnen getriebenen Grausamkeiten auch nur anzudeuten. Kinder wurden allenthalben angenagelt; sodann wurde mit Messern und Tomahawks nach ihnen Ziel geworfen, bis sie todt waren. Eine Frau wurde von den Indianern beim Brotbacken gefunden; sie warfen ihr kleines Kind in den Ofen und zwangen die Mutter, dasselbe braten zu helfen, worauf sie ihr das geröstete Fleisch desselben ins Gesicht warfen und sie dann schrecklich verstümmelten. An den zahlreichen aufgefundenen Leichnamen verübten sie die scheußlichsten Grausamkeiten. So fanden die Soldaten viele

mit so schändlichen Entstellungen, dass sie gar nicht angedeutet werden können. Das Geringste war, dass der abgeschnittene Kopf aus dem aufgeschlitzten Bauche hervorglotzte u. s. w. Es schien, als hätte die Hölle während des Blutbades eine Probe ihrer Scheußlichkeiten liefern wollen.

Die Periode dieses Indianerausbruches enthält viele Fälle von so großen geistigen wie körperlichen Leiden, dass man nach den Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens kaum glauben sollte, dass Menschen nur halb soviel zu erdulden vermöchten. Wären nicht die Ärzte noch am Leben: Dr. Müller und Dr. Weschke in Neu-Ulm, Dr. Daniels in St. Peter, Dr. McMahon in Mankato &c., welche die in dieser Geschichte genannten Verwundeten und Verstümmelten behandelten, und würden nicht noch Hunderte, ja Tausende von Augenzeugen leben, welche das Erzählte bestätigen können, so könnte man wohl den Verfasser, der hier nur einige der damals verübten Greuelthaten berichtet, schonungslos als einen Erfinder der schlechtesten Sorte verurtheilen.

So lebte unter anderen Justina Böltes, geborene Wendland aus Posen (eingewandert 1854), nachdem ihr Mann, John Böltes am oberen Minnesotaflusse, 10 Meilen von der unteren Agentur, am 18. August 1862 getödtet worden war, mit einem vierjährigen Kinde acht Wochen im Walde. Ein sechs Jahre altes Kind starb aus Erschöpfung. Ohne Schuhe, ohne Feuer, schlecht gekleidet, irrte sie mit ihrem Kinde, von Wassermelonen, wilden Früchten, rohen Kartoffeln und Wasser lebend, zwischen Wald und Prairie und den zerstörten Häusern lange Zeit umher, oft tagelangem heftigen Regen ausgesetzt. Wo sie sich nur hinwandte, fand sie ein Bild des Todes, überall Leichen und Leichengeruch. Allenthalben sah sie Indianer, mit Raub, Mord und Plündern beschäftigt, auf- und abgehen. Erst am 27. October fanden Soldaten des Oberst Sibley'schen Expeditions-Corps die unglückliche Frau, die schon am 18. August vom heimatlichen Herde vertrieben worden war. Und doch genas sowohl sie, als auch ihr Kind. Ein ähnliches trauriges Los hatte Maria Schwandt.

Lavina Eastlick aus der Lake Shetek-Ansiedlung, die 70 Meilen westlich von Neu-Ulm und ebensoweit südwestlich



Ta-tan-ka-na-zin (Stehender Büffel).

von der unteren Agentur liegt, war fast die einzige Person, die aus dem Blutbade vom 20. August aus jener Ansiedlung entkam, wo auch ihr Gemahl erschossen wurde. Sie ward am Fuße verwundet, hatte mehrere Schrotwunden am Kopfe und erhielt eine Kugel in die Seite oberhalb der Hüfte, die noch durch ihre rechte Hand gieng. Als sie sich kriechend von der Straße entfernen wollte, schlug sie ein junger Indianer mit dem Gewehre auf das Haupt und ließ sie dann für todt liegen. Am siebenten Tage wurde sie in der Nähe von Neu-Ulm, nachdem sie einen Weg von über 60 Meilen zurückgelegt hatte, von Soldaten gefunden und gepflegt. Ihr Sohn Merton, ein Knabe von zwölf Jahren, trug seinen fünfzehn Monate alten Bruder über 50 Meilen weit. Beinahe eine ganze Woche waren die Kleinen im Freien, ohne ordentliche Speise und nur aufs nothdürftigste gekleidet.

Ebenso wie die Leiden unbeschreiblich waren, ist auch der Schaden gar nicht zu berechnen, der durch den Ausbruch verursacht wurde. Einer jungen kräftigen Ansiedlung, die eine Ausdehnung hatte, wie kaum sechs der bedeutendsten Herzogthümer Deutschlands, wurde durch den Aufstand nicht nur der Lebenspuls gelähmt, sondern fast durchschnitten. Tausende von Einwanderern, deren Ziel der Nordwesten war, wurden dadurch von diesem sonst so schönen und fruchtbaren Theil der Erde abgelenkt. Und wer sollte den Wert der vielen verlorenen Leben auch nur annähernd zu schätzen imstande sein? Officielle Berichte geben die Zahl der Getödteten allerdings nur auf etwas über 700 an. Der Berichterstatter Major Galbraith machte den Bericht zu früh (Ende 1862) und erwähnte der später an den Verwundungen Gestorbenen nicht. Er meint jedoch selbst, dass wohl noch mehrere umgekommen sein könnten, was ganz wahrscheinlich ist, da nach officiellen Berichten die Zahl der Fliehenden wenigstens 30.000 betrug, von denen sicherlich 1000 ermordet wurden. Man weiß aus der Geschichte mehrerer anderer Ansiedlungen, dass bei ähnlichen Aufständen mehr Personen erschlagen wurden, als am Leben blieben. Übrigens war es in einer so weitausgedehnten Ansiedlung, wo die Leute stets kommen und gehen, wo viele gar nicht einmal den nächsten Nachbar oder dessen Haushalt kannten, sehr schwer, den wirklichen Verlust zu schätzen. End-

lich konnten gar manche Leichen von Personen, von denen man bestimmt wusste, dass sie ermordet worden waren, nicht gefunden werden. Wie viele mochten aber getödtet worden sein, von denen man gar nichts erfahren hatte?

Die 4000 Sioux-Indianer, die im Spätherbste 1862 laut Bericht des General Sibley, von der Miliz verfolgt, nach dem Minniwakan Lake (Teufelssee) in Dakota, eine Strecke von mehr als 500 Meilen weit, entflohen und in dieser unwirtsamen Gegend nicht gefangen werden konnten, hatten sicherlich alle sämmtlich mehr oder minder gemeinsam die Schuld an dem Tode der Hunderte von weißen Ansiedlern und der Zerstörung von Millionen von Eigenthum auf dem Gewissen. Sie würden gewiss nicht so in Hunger und Elend hinausgegangen sein, wenn sie sich vom Blute des Weißen rein gewusst hätten, sondern würden, wie die meisten Indianer vom Stamme des freundlich gesinnten Häuptlings Ta-tan-ka-na-zin (Stehender Büffel), sich gutwillig der Untersuchung unterworfen haben. Von diesem Stamme waren nur einige mit an dem Blutbade betheiligt gewesen. Der eben genannte Häuptling hatte mit noch anderen, wie Red Iron rc., viel von seinen eigenen Leuten zu erdulden gehabt, weil er sie vom Ausbruche ferne hielt.

Einen ähnlichen Namen in der Geschichte erwarb sich der bereits genannte Häuptling John Other Day, der selber eine Zeitlang in größter Lebensgefahr war, weil er die Indianer von dem Gemetzel abzuhalten bemüht war. Er rettete nämlich später über 200 Gefangenen das Leben, welche die Sioux, als sie vor den Soldaten fliehen mussten, um jeden Preis kaltblütig abschlachten wollten.

Über den materiellen Verlust berichtete Major Galbraith am 15. Februar 1863, dass er wohl mit zwei Millionen Dollars nicht zu hoch geschätzt sein dürfte. Umfassten die amtlich eingereichten Verlustansprüche ja schon ausgangs 1862 etwa 2940 Bittgesuche, wobei der von den Vereinigten Staaten erlittene Schaden natürlich ausgeschlossen war. Die Verlustträger hätten, wenn nur jeder von ihnen, was gewiss gering gerechnet ist, etwa 500 Dollars bekommen hätte, allein schon die Summe von 1,470.000 Dollars erhalten müssen.

Ungeachtet aller Anstrengungen der Officiere und Soldaten gelang es ihnen nicht, den Hauptleiter des Aufstandes,

den Häuptling Tah-o-ah-ta-doo-ta (Sein scharlachrothes Volk), gewöhnlich unter dem Namen Little Crow [1]) bekannt, gefangen zu nehmen. Als die beiden Generale Sibley und Sully im Frühjahr 1863 mit bedeutender Macht gegen den Teufelssee (indianisch: Miniwakan) hinaufzogen, wohin ein Streifzug während des Winters unmöglich gewesen wäre, gebrauchten sie jede Vorsicht, die Indianer, die dahin geflohen waren, einzufangen und besonders ihres Häuptlings Little Crow habhaft zu werden. Die Hauptsache, nämlich die Gefangennahme der Indianer, wurde zwar erreicht, allein der Häuptling entfloh. Man sagt, dass, als General Sibley im Juni 1863 nach dem Aufenthaltsorte Little Crows forschte, der stolze Häuptling ihm sagen ließ: „Wenn Du meinen Aufenthaltsort wissen willst, so kannst Du mich bald in Yellow Medicine finden." — Dieser Platz lag zwischen den beiden Sioux-Agenturen, am Schauplatze der ersten Mordthaten, etwa 60 Meilen oberhalb Neu-Ulms. Diese kecke und anmaßende Antwort ertheilte Little Crow noch in St. Josef, in der Nähe des obgenannten Sees, am 1. Juni 1863.

Am 3. Juli desselben Jahres sahen in der Nähe von Hutchinson, 48 Meilen nördlich von Neu-Ulm und etwa 500 Meilen von St. Josef, zwei Männer, Sampson und dessen Sohn Chauncey, als sie auf der Straße dahingiengen, gegen Abend zwei Indianer, die mit Beerenpflücken beschäftigt waren und die sie nicht zu bemerken schienen. Die Gegend, eine kleine, sich in den Wald erstreckende Prairie, war mit Hecken, Gesträuchen und wilden Reben bewachsen. Sampson verbarg sich schnell, kroch vorwärts gegen einen Pappelbaum, der von dichtem Gehege umgeben war, legte sein Gewehr an und schoss. Der getroffene Indianer fiel sogleich mit einem fürchterlichen Gebrüll zu Boden.

Es muss hier bemerkt werden, dass nach dem Indianerausbruche jeder Indianer vom Sioux-Stamme, wo immer er

---

[1]) Den Namen Little Crow (Kleine Krähe) erbte er von seinem Großvater, der, abergläubisch, wie die Indianer ja gewöhnlich sind, eine Krähenhaut auf der Brust trug, damit ihm die bösen Geister nichts anhaben möchten. Die Chippeway-Indianer nannten den Alten deshalb spöttisch den Krähen-Häuptling und dessen Enkel die „Kleine Krähe".

sich innerhalb einer Ansiedlung der Weißen sehen ließ, sofort erschossen werden durfte, zumal von den herumirrenden Marodeuren selbst im Jahre 1863 noch viele Mordthaten vollbracht worden waren. Mancher unschuldige Indianer musste deshalb in jener Zeit unverdientermaßen sein Leben verlieren. Auch gieng damals niemand ohne Gewehr aus dem Hause, weshalb das Wappen [1]) von Minnesota vollkommen berechtigt erscheint.

Sampson wollte nach dem Schusse etwas zurückschleichen, weil er nicht wissen konnte, ob nicht etwa mehrere Indianer in der Nähe verborgen wären. Als er im Rückzuge über eine kleine Erhöhung zu kriechen gedachte, musste er sich ein wenig den Indianern aussetzen. Der schwer verwundete Indianer kroch ihm schnell nach, und als Sampson die Bodenerhöhung erreicht hatte, fielen gleichzeitig drei Schüsse, die von den beiden Indianern und dem jungen Sampson abgefeuert worden waren. Der verwundete Indianer erhielt von Chauncey den Todesschuss, während dieser eine Kugel hart am Gesicht vorbeisausen hörte. Der ältere Sampson ward durch den Schuss des anderen Indianers von einem großen Schrotkorn an der Schulter verwundet. Der den Kampf überlebende Indianer bestieg nun sein Pferd und floh davon.

Obwohl Sampson nur eine bedeutende Fleischwunde erhalten hatte, so war er doch nach dem Schusse niedergefallen. Sein Sohn glaubte daher, der Vater sei todt. Da dieser aber die ganze Munition bei sich getragen hatte, so war Chauncey waffenlos. Aus Furcht vor etwa versteckten Indianern wagte er es nicht, zum Vater zu gehen und sich Patronen zu holen, sondern lief, so schnell er konnte, nach Hutchinson, wo er um 10 Uhr abends ankam und durch die Nachricht von dem Kampfe eine ungeheure Aufregung hervorrief. Die dort lagernden Soldaten von der Compagnie E machten sich mit mehreren Bürgern sogleich nach dem Schauplatze des Kampfes auf und sandten nach Preston Lake um Reiterei. Indessen kroch der verwundete Sampson in das Gebüsch, lud sein Gewehr und zog seinen Revolver in banger Erwartung eines neuen An-

[1]) Das Wappen zeigt die auf- oder untergehende Sonne, einen Ackersmann mit Gewehr und einen im Kriegscostüm vorüberreitenden Indianer.



Little Crows Sohn (Wa-wi-na-pa).


UNIV.
OF
MICH.

griffes. Nach einiger Zeit entledigte er sich seines weißen Hemdes, um dadurch nicht verrathen zu werden. Als sich aber nichts rührte, machte er sich nach Hutchinson auf den Weg, wo er am nächsten Morgen um 2 Uhr eintraf.

Eine Reiterabtheilung fand den todten Indianer, der von den erbitterten Soldaten scalpiert und geköpft wurde. Der Indianer war von mittlerer Größe, zwischen 50 und 60 Jahre alt und hatte graue Haare. Die Vorderzähne wie auch die Hinterzähne waren doppelt. Sein rechter Arm war einmal gebrochen, ohne wieder recht eingerichtet worden zu sein, der linke war abgedorrt. Der Leichnam wurde nach Hutchinson gebracht und in eine Grube geworfen, die man zum Ablagern der Abfälle von Schlachthäusern benutzte. Der Kopf aber lag einige Tage auf der Prairie, bis ihn jemand mit Kalk reinigte, um ihn für einen Schaukasten zu benützen. Dieser nach dem Tode so behandelte Indianer war der vor dem Tode gefürchtete Little Crow selbst, wie es dessen Sohn, der etwa einen Monat später in der Nähe des Teufelssees gefangen wurde, bezeugte.

Little Crows Sohn, auf indianisch Wa-wi-na-pa (Der Erscheinende) geheißen, zählte damals 16 Jahre und war lange im Fort Snelling bei St. Paul gefangen. Er berichtete, dass sein Vater in St. Josef ihm sagte, er sei zu alt, um die Weißen zu bekämpfen. Sie wollten hinuntergehen und für die Kinder Pferde stehlen, dann wollte er fortziehen. Der junge Crow sagte ferner aus, dass die zweite Kugel des jungen Sampson, welche vom Gewehrschaft abgeprallt sei, den Vater getödtet hätte. Als Little Crow die Kugel erhalten hatte, rief er seinem Sohne zu, dass er tödlich verwundet sei, und bat ihn um Wasser. Bald nachdem er es erhalten hatte, starb er. Der junge Crow floh hierauf nach dem Teufelssee. Little Crow hinterließ eine große Familie, da er im ganzen sechs Weiber hatte, von welchen vier Schwestern waren. Die Sioux-Indianer haben nämlich den Aberglauben, dass, wenn ein Weib eine gewisse Anzahl Kinder hat, der Mann ein anderes nehmen muss. Im ganzen hatte Little Crow 22 Kinder.

Wie wunderbar zeigt sich hier die höhere Gerechtigkeit. Little Crow, durch dessen Schuld so mancher liebevolle Vater meuchlings erschossen worden, fällt durch Meuchelmord neben seinem Sohne. Die Hand eines Knaben gibt ihm den Todes-

schuss. Wie manches unschuldige Kind musste nicht durch seine Schuld verlassen umherirren, stets den Tod befürchtend! Crows Sohn flieht von der Leiche des erschossenen Vaters und wird nach vielen harten Leiden, von Hunger und Durst geplagt, von Feinden bedrängt und verfolgt, nach einer mühsam zurückgelegten Strecke von über 500 Meilen gefangen genommen. Die Leichen der erschlagenen Opfer der Rache der Rothhäute sind tage- und wochenlang ohne Grab den Raubthieren ausgesetzt, und des einst so berühmten Häuptlings Körper verwest unbeerdigt neben den weggeworfenen Ueberresten der Thiere. Wer muss hier nicht ausrufen: „Ja, es gibt ein Gericht, es gibt eine strafende Vergeltung, höher als die menschliche!“ Die Strafe, welche die Macht der Vereinigten Staaten über den schuldbefleckten Häuptling zu verhängen vergeblich bemüht war, hat er durch höheres Walten erlitten und somit seine Schuld theilweise gesühnt.

Siebzehntes Capitel.

Ist es mit den Indianer-Betrügereien seitdem besser geworden? — Nur eine Pause ist eingetreten. — Schamlose Behandlung der Rothhäute. — Mit Strychnin vergifteter Zwieback. — Der fromme E. P. Smith. — 303.000 Dollars Indianergeld werden unterschlagen. — Des Missionärs Ignaz Tamazins Anklage gegen den Indianer-Agenten Major Lewis Stone. — Prediger und Predigerinnen. — Religiöser Fanatismus. — Ein Anzug oder ein Hemd! — Hole in the Days und Ma-ni-to-bas Klagen. — Der Aufstand von 1876. — Schlacht im Montana-Territorium. — Die Geschichte der Indianergreuel ist noch nicht zu Ende. — Expedition der Generale Terry und Custer. — General Crooks Niederlage. — Eine dunkelfarbige Kriegscavalcade. — Custers Marsch nach dem Little Horn-Flusse. — Das letzte Signal. — Tod von 300 Soldaten. — Sitting Bulls Angriff auf Major Renos Truppe. — Ende der Ost-Armee. — Tapfere Soldaten wissen zu sterben. — Spätere Schicksale der Sioux. — Der Aufstand von 1890. — Sitting Bulls Tod. — Die Schlacht von Wounded-Knee. — Schlussbetrachtung.

Der eben geschilderte Indianeraufstand wäre wohl geeignet gewesen, die Verwaltung des Indianer-Departements zu größerer Gerechtigkeit zu veranlassen; doch ist bis heute alles beim alten geblieben.[1]) Solange das engherzige und intolerante Puritanergestirn, von dem die meisten unserer höheren maßgebenden Beamten erleuchtet werden, mit seinem Frömmigkeitsschein regierender Planet ist, ist, wie übrigens in allen anderen wichtigen Verwaltungszweigen, auch für die Rothhäute nichts zu hoffen. Mag sein, dass mit der Stellung der Agenturen unter militärische Leitung eine kleine Pause in der Misshandlung des Indianers, des eigentlichen Amerikaners, eintritt, aber wahrscheinlich doch nur eine — Pause. Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes.

Scheußlich sind die Racheacte, wenn der Wilde gereizt wird, aber auch unermesslich und ohne Zweifel größer sind

---

[1]) Die unkluge, engherzige Politik des jetzigen Indianer-Commissionärs Morgan in Washington ist an den um Neujahr 1891 stattgefundenen Bluttaten im Sioux-Lande mehr schuld, als irgend etwas anderes.

die Ungerechtigkeiten und Unbilden, wodurch dessen Geduld endlich erschöpft werden muss. Übrigens verfährt man auch nicht immer sehr christlich mit den Indianern, wenn man ihrer habhaft werden kann. Vor mehreren Jahren (1874) publicierte man es ohne Scham vor der gepriesenen Civilisation und den abgedroschenen Phrasen von Humanität und Nächstenliebe, dass ein höherer commandierender Officier auf seinem Zuge gegen die Indianer einige Fässer Zwieback mit Strychnin vergiften ließ und sie den hungernden Indianern hinstellte, die auch wirklich in die Falle giengen. Mehrere Hundert giengen so zugrunde.

Wie auf den Agenturen von den Agenten und Angestellten, wie auch oft von Soldaten mit den Indianern und deren Weibern verfahren wird, davon schweigen die amtlichen Berichte. Was soll man sagen, wenn die Frömmsten die Schlechtesten sind?! Hat nicht der fromme Methodistenprediger E. P. Smith, der in seinem Eifer vor dem Essen in den Hotels so laut betete, dass man es in der ganzen Nachbarschaft hören konnte, als er Indianer-Commissär wurde, in Washington den ersten Clerk Smooth, nach dessen Büchern E. P. Smith den Indianern die Summe von 303.000 Dollars schuldete, sogleich abgesetzt und seine (Smiths) Nichte, Miß Cook, an dessen Stelle eingesetzt, die dann die Bücher in Ordnung bringen musste? Sie schien zur Buchführung viel Talent, aber für die Dauer wenig Glück gehabt zu haben, da nach einigen Tagen Herr Smooth wieder in sein Amt eingesetzt wurde. Von den 303.000 Dollars war freilich nichts mehr zu sehen. Nachdem Bruder Smith noch eine Anzahl von Landverschreibungen gestohlen hatte, gieng er nach Afrika als christlicher Inspector der Neger-Missionen. Thatsache!

Nun folgt ein Bild von den Zuständen auf einer Agentur im nördlichen Minnesota; ähnlich geht es beinahe überall zu und oft noch ärger. Der Indianer-Agent Lewis Stone, Diacon der Episcopalkirche, wurde vor einigen Jahren selbst in den öffentlichen Zeitungen durch den unter den Chippeway-Indianern lebenden katholischen Missionär Ignaz Tomazin zu wiederholtenmalen beschuldigt, den dortigen Indianern in einem Jahre allein über 30.000 Dollars gestohlen zu haben.

Rev. Tomazin erbot sich, 10.000 Dollars dem guten Major zu zahlen, wenn er ihn der Verleumdung überführen könne; Herr Stone konnte das Geld aber nicht verdienen.

Der sonst sehr geachtete und angesehene Episcopal-Bischof Whipple in Faribault, unter dessen Aufsicht die Agentur stand, wollte natürlich nichts von den dortigen Betrügereien erfahren haben, obwohl er über ein halbes Dutzend Prediger und Predigerinnen dort hatte. Die Regierung bezahlte jene Herren und Frauen ja für ihre Mühe — aus den Indianergeldern.

Der Fanatismus war so groß, dass bei der Bezahlung jedes einzelnen Indianers gefragt wurde, ob er zur Episcopalkirche gehöre oder nicht, worauf man den Episcopalen einen ganzen Anzug, den übrigen, und besonders den Katholiken, auf die man es hauptsächlich abgesehen zu haben scheint, nur ein Hemd gab. Man ersparte natürlich dadurch sehr viel, da über die Hälfte der Indianer sich zur katholischen Kirche bekennen.

Die ersten Häuptlinge, Hole in the Day und Ma-ni-to-ba, beklagten sich oft bitterlich und sogar in Gegenwart des Bischofs, ja selbst in Washington, aber stets vergebens. So geht es! Die großen Zeitungen berichteten vor mehreren Jahren (1876), dass von den Chippeways in Minnesota das erste Geld für den evangelischen Fond nach Philadelphia gesandt worden sei, und wenige Tage darauf brachten dieselben Zeitungen die Nachricht, dass in derselben Reservation (White Earth in Minnesota) gegen den Agenten eine Revolte ausgebrochen sei. — Wohl leicht egreiflich, denn die Indianer waren am Verhungern.

* * *

Im Jahre 1876 durchzuckte abermals die Nachricht von einer gewaltigen Indianerschlacht elektrisch das ganze Land, staunen- und schreckenerregend. Sitting Bull (Sitzender Stier), der oberste Häuptling der Sioux- und Dakota-Indianer, hatte dem tollkühnen General der Vereinigten Staaten Georg A. Custer an der Mündung des Little Horn-Flusses in den Schwarzen Bergen im Montana-Territorium am 25. Juni 1876 eine totale Niederlage bereitet, wobei nicht ein Mann von fünf Compagnien Truppen der Vereinigten Staaten

mit dem Leben davon kam. Alle wurden getödtet und scalpiert. Selbst der commandierende General Custer, sowie dessen zwei Brüder wurden ein Opfer ihrer Tollkühnheit.

Ein furchtbarer Racheschrei tönte durch das Land, und bald wurden Anstalten gemacht, die gesammten Sioux-Indianer, die eigentlich nur ihre ihnen vertragsmäßig zugestandene eigene Heimat vor Überfall vertheidigt hatten, gänzlich vom Erdboden zu vertilgen. — Wahrlich die Geschichte der Indianergreuel ist noch nicht zu Ende!

Eine St. Louiser Zeitung aus dem Jahre 1876 schilderte die furchtbare Indianerschlacht, die am 25. Juni 1876 im Thale des Little Horn River tobte, folgendermaßen:

„Drei von einander gesonderte Truppenkörper schickte Präsident Grant dieses Frühjahr in die Gegend des Yellowstone, um die Sioux-Nation auszurotten oder sie doch zur Abtretung der so heiß ersehnten Schwarzen Berge zu nöthigen. Die Generale Terry und Custer zogen mit etwa 1000 Mann von Fort Abraham Lincoln nach Südwesten. General Crook von Fort Laramie über Fort Fettermann mit ungefähr ebensovielen Soldaten der Vereinigten Staaten nordwärts, General Gibbon aber mit etwa 700 von Montana aus gegen Osten. Alle drei sollten in der Nähe des Little Horn River nnd des Rosebud River zusammentreffen. Und wie einst die Preußen den General Benedek, so hoffte man das oberste Kriegshaupt der Dakotas, den ‚Sitzenden Stier' mitsammt seinen 3000 Kriegern in der Umarmung dieser ‚Armeen' zu ersticken.

„Aber anstatt gleich jenem großen Thoren die Vollendung der Umzingelung abzuwarten, that Sitting Bull, was Suwarow vormals zu thun pflegte. Er hielt seine gesammte waffenfähige, wohlbewaffnete und berittene Mannschaft in der Mitte und warf sich erst dem einen anmarschierenden feindlichen Armeecorps und dann dem anderen entgegen. Wie unsere Leser wissen, war General Crook der erste, dessen Corps Sitting Bull sich zu einem kräftigen Angriff ausersehen hatte. Am 17. Juni hat er es mit 3000 Reitern überfallen und es unter dem Verlust von 11 Todten und 28 Verwundeten den Rosebud aufwärts zurückgedrängt.

„Während jedoch die Blauröcke vom 2. und 3. Cavallerie-Regimente noch mit der Verpflegung ihrer Verwundeten und

mit der Sicherung ihres Rückzuges beschäftigt waren, wandte der ‚Sitzende Stier‘ bereits das Haupt seines Rosses nordwestwärts. Ein Adler hoch in der Luft würde dort neunzig Meilen von dem Rosebud-Schlachtfelde die Lagerfeuer des Generals Terry erblickt haben. Dahin ritten die siegesfrohen dreitausend, unterwegs kleinere Abtheilungen verbündeter Stämme an sich ziehend. Sechs Tage und sechs Nächte ist die große dunkelfarbige Kriegscavalcade unterwegs gewesen. Am siebenten erreichte sie das langausgedehnte Dakotadorf am Little Horn River. Mit gellendem Jubelruf wurde hier die hochwillkommene Hilfe empfangen. Denn schon zitterten Weiber und Kinder ob der Kunde, dass ein Dampfboot mit einem weißen General (Terry) an der Mündung des Little Horn in den Big Horn River gelandet sei und dass das ‚große Blassgesicht‘ tausend blaubemäntelte Reiter gegen ihre armseligen Hütten heranführe.

„Die Erstürmung eines Indianerdorfes, das Niederbrennen der Hütten, die Ermordung von Squaws und Papooses war ein so großartiges und glorwürdiges Unternehmen, dass ein Feldherr ersten Ranges mit seiner Ausführung betraut werden musste. Phil. Sheridan, der Besieger der Pigean-Indianer und der ‚Banditen‘ von New-Orleans war nicht da, und so war der ‚Entdecker‘ der Black Hills und der ‚große und gute Freund‘ der Northern Pacific, General Custer, der nächste.

„Während der letzten Nachtstunden vom 24. zum 25. näherte sich General Custer mit seinen beiden Brüdern, seinem Neffen, seinem Schwager, dreizehn Officieren und fünf Compagnien Cavallerie leise dem Dorfe. Der Weg führte durch mehrere tiefeingeschnittene Schluchten. Zwei hatte man glücklich durchmessen und schaute nun von einem Hügel auf die friedliche Indianerstadt. An zweitausend Häuschen mochten da in mäßigen Abständen aneinandergereiht sein. Nur noch diesen Abhang hinunter und durch jenen Hohlweg, dann sind wir an ihnen! Der große Indianertödter gibt mit der Hand das Zeichen, und die Signaltrompete schmettert zum Angriff. Es war das letzte Signal, das General Custer ertheilen ließ, und das letzte, das seine 300 Reiter jemals vernahmen. Denn von ihnen allen, Gemeinen wie Officieren, hat kein einziger die Brandfackel an eine Dakotahütte legen können. Die Avantgarde Sitting Bulls überfiel sie just im letzten Hohlwege, schoss sie nieder, erdolchte

sie, riss sie von den Pferden, — bis der letzte der dreihundertfünfzehn ein zuckender Leichnam den Sand mit seinem Herzblute röthete.

„Sprachlos vor Entsetzen starrte die drei Compagnien starke Reserve von einem weiter rückwärts liegenden Hügel auf das fürchterliche Gemetzel. Was nie seit der Landung der Mayflower an diesen Küsten erhört war, vollzog sich vor ihren Augen: fünf Compagnien Soldaten der Vereinigten Staaten unter den Kugeln und Messern von 2000 Indianern verblutend.

„Indes hatte sich Sitting Bull selbst mit seiner Hauptmacht dem Major Reno, der das Indianerdorf von der Südseite angreifen wollte, entgegengeworfen. Reno führte mehr als Custer, nämlich sieben Compagnien. Trotzdem war er vorsichtiger. Als daher die ungeheure Wolke der Dakotakrieger heranbrauste, fand sie ihn in verhältnismäßig günstiger Stellung. Der ‚Sitzende Stier‘ hielt es deshalb für zweckmäßiger, diese fünfhundert durch Einschließung gefügig zu machen. Und so hatten die Reno-Leute unter fortwährenden schweren Verlusten eine vierundzwanzigstündige Belagerung auszuhalten. Da erlöste sie der aus Montana von Westen her heranrückende General Gibbon.“

Schließlich mussten die Wilden doch der Übermacht der regulären Truppenmassen weichen. Der gegen die Bleichgesichter stets unversöhnliche Sioux-Häuptling Sitting Bull zog sich mit einer nur kleinen Anzahl von ihm Gleichgesinnten auf britisches Gebiet zurück. Im Jahre 1880 kehrte er jedoch auf dringendes Zureden der britischen Behörden, denen seine Anwesenheit lästig und wegen etwa möglicher Aufreizungen der benachbarten Indianerstämme sogar gefährlich war, gegen Versprechung von Straflosigkeit nach dem Gebiete der Vereinigten Staaten zurück, wo ihm in Dakota in der Nähe der Standing Rock-Agentur eine Reservation angewiesen wurde. Als im Jahre 1888 die Regierung die Indianer wieder in ein anderes Territorium versetzen wollte, da lehnte der alte Trotzkopf sich wieder auf und beeinflusste seinen Stamm, sich einer Übersiedlung zu widersetzen. Sitting Bull war der Urtypus eines unversöhnlichen, die Unabhängigkeit liebenden Indianers. Er war nicht ganz ohne Bildung. Oft war er in Gesellschaft von Weißen, einigemale selbst beim Präsidenten in Washington;



Sitting Bull (Sitzender Stier).



aber je mehr er die Weißen und ihren Fortschritt sah, umsomehr schien er gegen sie erbittert zu sein. Er schrieb gut englisch. Am meisten Einfluss auf ihn hatten die katholischen Missionäre; allein die Vielweiberei hielt ihn selbst ab, das Christenthum anzunehmen.

Er erreichte ein Alter von 53 Jahren. Wie er seinen Tod fand und was andere über ihn und die Indianerfrage im allgemeinen sagen, dessen sei hier am Schlusse noch Erwähnung gethan.

Im Jahre 1890 bemächtigte sich der Sioux-Indianer eine ganz außerordentliche Aufregung, die durch ihre Medicinmänner und Zauberer genährt wurde. Noth an Lebensmitteln und große Unzufriedenheit über die Verwaltung des fanatischen und despotischen Indianer-Commissärs Morgan, der alles über seinen engherzigen puritanischen Leisten schlagen will, ließen die Betrüger unter den Indianern leicht Gehör und großen Anhang finden. Alte Zauberer sagten, dass nun bald die Zeit der alten Macht der Indianer kommen würde; ein großer Medicinmann werde die Weißen schlagen, sie selber aber würden gegen Schuss- und Stichwaffen sicher sein. Die Indianer fiengen an, sich durch Geistertänze, wobei sie in scheußlichster Weise sich absichtlich peinigen lassen, gegen Wunden unempfindlich zu machen, um sich auf die erwünschte Zeit vorzubereiten. Sie sammelten sich in großen Banden, fiengen an, eine drohende Stellung anzunehmen, trugen Kriegsschmuck und hielten Kriegstänze. Man untersagte ihnen die Geistertänze sehr strenge, allein es half nichts; der Fanatismus griff rasend um sich, so dass Militär zur Unterdrückung des Unfuges herbeigezogen werden musste. Dies bewirkte indessen nur, dass die Indianer in den Bad Lands in Dakota sich zu bergen suchten und dort sogar eine Art von Verschanzungen anlegten. Man hatte immer ein besonderes Auge auf Sitting Bull, als den einflussreichsten Häuptling, und glaubte, mit dessen Beseitigung die anderen unterwürfig oder unschädlich zu machen. Dies führte zu Sitting Bulls und seines Sohnes gewaltsamem Tode.

Zunächst erhob die Regierung bei Sitting Bull Vorstellungen über die Bewegung unter den Indianern und erhielt darauf die Antwort, dass er damit nichts zu thun habe und dass seine Indianer keinesfalls etwas Böses beabsichtigten. Die

Unterhäuptlinge Ghost Bull, Lean Bear, Kicking Bear und Short Bull schürten inzwischen fortwährend die Aufregung, so dass die Kriegslust in den meisten jungen Kriegern entflammt wurde.

Da glaubte man mit der Verhaftung Sitting Bulls dem Unfuge ein- für allemal ein Ende zu machen und beauftragte William Cody, Buffallo Bill genannt, mit der Festnehmung des Häuptlings. Cody gieng sofort ans Werk. Am 15. December 1890 erreichte ihn aber auf dem Wege in das Lager Sitting Bulls ein Courier, der den Verhaftungsbefehl zurücknehmen sollte, da man in Washington wieder der Meinung geworden war, die Verhaftung des alten Häuptlings sei nicht zweckmäßig. Allein es war zu spät. Die Indianer-Polizisten waren bereits in das Lager gedrungen und fanden dort die Indianer zum Abzuge bereit, um sich den Genossen in den Bad Lands anzuschließen. Die Ponys waren mit Farben bestrichen und viele von den Wilden trugen Kriegsschmuck. In größter Eile bemächtigte sich die Polizei Sitting Bulls und begab sich mit ihm sofort auf den Weg nach der Agentur Standing Rock. Da feuerte der Sohn des gefangenen Häuptlings seine Genossen an, den gefangenen Vater mit Gewalt zu befreien. Die Weiber und Kinder verbargen sich im Gesträuche so rasch und so gut es gieng, während die Männer auf den Transport Feuer eröffneten. Sitting Bull selbst, der die Situation schnell begriff, fieng an zu commandieren. Da er aber ungefesselt war und man seine Flucht befürchtete, so schoss ihn ein Indianer-Polizist einfach vom Pferde. Dieser Polizist war selbst ein Sioux-Indianer und von jeher ein Feind des gefürchteten Häuptlings. Muth gehörte zu diesem Morde allerdings wenig dazu, da Sitting Bull ja unbewaffnet war. Von beiden Seiten wurde nun wüthend gekämpft. Der Sohn Sitting Bulls war einer der ersten Indianer, die fielen. Die Indianer schossen mit großem Erfolge; fast jeder ihrer Schüsse war tödlich. Wäre nicht eine Abtheilung Cavallerie aus nächster Nähe den Polizisten zu Hilfe geeilt, so wäre von der Indianer-Polizei kein einziger übrig geblieben. Rasch hatte sich eine Schlachtlinie entwickelt. Die Cavalleristen krochen, auf dem Bauche liegend und sich deckend, unter fortwährendem Feuer vorwärts, während weittragendes leichtes Feldgeschütz über ihre Köpfe hinweg in die

Reihen der Indianer Tod und Verderben sandte. Die Leichname Sitting Bulls und seines Sohnes, die von den Indianer-Polizisten schon aufgegeben waren, wurden bald wiedererlangt und nach Standing Rock gebracht. Die noch überlebenden Indianer flohen und zogen in der Richtung nach den Bad Lands ab, wo eine große Anzahl feindlicher Indianer ein großes, gut verschanztes Lager bezogen hatte.

Der Tod Sitting Bulls verursachte bei den Indianern allenthalben großes Aufsehen. Die Besorgnis der Regierung vor einem Indianeraufstande war aber keineswegs geschwunden, denn man hatte Ursache, zu fürchten, dass die Rothhäute sich auf dem Rückzuge nach den Bad Lands, die vom Schauplatze der Hauptereignisse noch einige Tagereisen entfernt waren, an den nahe gelegenen Ansiedlern nach Indianerart in schrecklicher Weise rächen würden. Infolge dessen bargen sich schon viele Ansiedler in Scharen in Bismarck und Mondan, wo sich der Verfasser dieses Buches selbst in dieser Zeit zu kurzem Aufenthalte befand. Einem meiner Mitreisenden, einem Manne aus New-York, war so bange, dass, als wir durch die Bad Lands zogen, er seiner Familie brieflich Lebewohl sagte und einen geladenen Revolver, der mich mehr in Gefahr brachte als die ganze Indianerbande, Tag und Nacht in der Hand hielt.

General Miles, der Commandierende, war, um eine etwaige Katastrophe zu verhindern, besonders darauf bedacht, eine Vereinigung von größeren Massen der Indianer zu verhüten; deshalb traf er Anordnungen, die entflohenen Indianer entweder zu vernichten oder gefangen zu nehmen. Die Zahl der kampfbereiten Indianer betrug in den Bad Lands wohl noch über 1000 Streiter. Unter jene Indianer, die sich mit anderen Banden unterworfen hatten, gehörte auch die Bande von Big Foot. Big Foot war ursprünglich ein warmer Anhänger Sitting Bulls und eifriger Theilnehmer des Geistertanzes. Nach dem Tode des großen Häuptlings suchte er sein Heil in schneller, aber sehr zweifelhafter Unterwerfung. In der Meinung, er und seine ganze Bande würden nun von den Truppen dem Tode geweiht werden, bezogen die Anhänger Big Foots mit Weibern und Kindern am Ufer des Flusses Wounded Knee („Verwundetes Knie") ein Lager und sandten Boten an den Commandanten der regulären Truppen, dass sie sich un-

bedingt unterwerfen wollten. Oberst Forsythe begab sich am 29. December morgens früh auf Befehl des Generals Brooke in das Indianer-Lager, um sie zu entwaffnen. Seine Streitkraft bestand aus zwei Bataillonen von 500 Mann mit einigen Hotchkiß-Kanonen. Da man alle Ursache hatte zu fürchten, die Indianer könnten Widerstand leisten, indem ihnen nichts so hart ankommt, als sich von den Waffen zu trennen, die man ihnen unter den vorherrschenden Umständen doch unmöglich lassen durfte, so wurde jedwede Vorsicht getroffen, um sowohl ihr Entkommen, als auch unnöthiges Blutvergießen zu verhindern. Die Soldaten stellten ihre Geschütze auf dem günstigsten Platze auf, schlossen das ganze Indianer-Lager ein und begannen um 8 Uhr in ruhigster Weise die Schusswaffen der Indianer auf die Weise zu sammeln, dass die Indianer mit ihren Waffen unter Zurücklassung von Weib und Kindern aus den Zelten hervortreten sollten. Die Indianer-Krieger thaten darnach und stellten sich beim Zelte (Tepee) des Häuptlings Big Foot, der an Pneumonie krank darniederlag, in einem Halbkreise auf. Sie sollten nun in Abtheilungen von je 20 Mann ihre Gewehre abgeben. Die ersten zwanzig traten vor und gaben nur zwei Gewehre ab, was den commandierenden Major Whiteside sehr aufbrachte. Nach einer kurzen Berathung mit dem Obersten Forsythe gab er den Befehl, dass die Soldaten die Indianer-Zelte durchsuchen sollten. Die Cavalleristen saßen ab, stellten sich etwa 20 Fuß von den Indianern in ein Viereck auf und sandten eine Abtheilung in die Indianer-Zelte, worin sie fünfzig Kugelbüchsen fanden. Währenddessen stimmten die Indianer, die nun sicher glaubten, ihr letztes Stündchen hätte geschlagen, in ergreifender Weise ihren Todtengesang an, der in einem Augenblicke, ehe die Soldaten die Situation begreifen konnten, sich in eine Schlachthymne verwandelte. Sobald dieser Kriegsgesang angestimmt war, rissen die Indianer ihre unter den Blankets — bunte wollene Decken, womit sie bei kälterem Wetter immer bekleidet sind — verborgenen Gewehre hervor und eröffneten ein tödliches Feuer auf die Soldaten. Andere Indianer, die keine Gewehre hatten, stürzten sich mit dem Tomahawk und Scalpiermesser auf ihre Gegner, um ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Sobald die aufs höchste überraschten Soldaten von ihrem Schrecken sich erholt hatten,

eröffneten auch sie auf die Indianer mit leichten und schweren Geschützen Feuer, das einen schrecklichen tödlichen Erfolg hatte. Ehe der erste Pulverdampf sich verzogen hatte, wälzten sich an hundert Indianer im Blute. Die Indianer rannten nun kämpfend und nach allen Seiten die Flucht ergreifend, auseinander, während die Soldaten sie mit dem Zurufe: „Gedenket Custers!" verfolgten und allenthalben Tod und Verderben verbreiteten. Die Schlacht dauerte über eine Stunde. Allenthalben sah man noch auf dem Boden verwundete Soldaten und Indianer gegen einander auf Leben und Tod kämpfen. Die verwundeten Indianer kämpften wie Dämonen und gaben nicht nach, bis sie entweder erstochen oder erschossen waren. Sie kämpften jeder nach seiner Art: laufend, sich schützend und flüchtend, oder nach rückwärts feuernd. Der sterbende Häuptling Big Foot erhob sich während der Schlacht auf seine Knie und gab Zeichen mit den Händen, bis er, wohl von zwanzig Kugeln getroffen, zurücktaumelte. Seine Squaw, die ihn pflegte, ergriff ein Winchester-Gewehr und legte gerade auf einen Soldaten an, als auch sie, von einer Kugel ins Herz getroffen, in ewige Ruhe versank. Als die Indianer sich gruppenweise in den nahegelegenen Schluchten verbargen, richteten die Gatling- und Hotchkiß-Geschütze große Verheerungen unter ihnen an. Sie, die vor Kanonen einen heillosen Respect haben, richteten aber auch ihr Feuer meistens auf die Artilleristen, die deshalb bei diesem Gefechte besonders schlimm mitgenommen wurden. Zu bedauern waren die armen unschuldigen Kinder und auch die vielen Squaws (Indianerweiber), die im Bereiche des Gefechtes von den Gewehrkugeln und von Stücken crepierender Hohlkugeln zu Tode getroffen oder schwer verwundet wurden.

Dr. Charles A. Eastman von Boston, selbst ein Vollblut-Sioux, besuchte Dienstags, am Tage nach dem Kampfe, das Schlachtfeld und fand noch viele Schwerverwundete, theilweise im Schnee begraben; einige nur wenige Monate alte Säuglinge lagen neben todten Frauen und Kindern umher. Traurige und schauerliche Bilder entrollen sich vor den Augen dessen, der in den Annalen über die Kämpfe zwischen den Bleichgesichtern und den Rothhäuten blättert. Wer hatte in diesen Kämpfen Recht? Quien save? Wer weiß? sagt der Spanier.

Man beurtheilt die Indianer meist mit großem Vorurtheil und daher auch mit großer Ungerechtigkeit. Ohne sie zu cultivieren, verlangt man von ihnen alles, was man von civilisierten Menschen verlangt. Ohne positives Christenthum kann man Wilde auf die Dauer nicht bekehren und civilisieren. Man geht da wieder viel zu weit, indem man den Indianern eine gewisse Form von Christenthum aufdrängen will. In vielen Agenturen werden sie gezwungen, das Christenthum in Gestalt einer gewissen Secte anzunehmen. Dadurch werden viele erbittert, denn Zwang und Gewissenszwang bringt nie gute Früchte hervor. Das angezwungene fromme und christliche Thun des steifen Puritanismus im pharisäischen Gewande ekelt den Indianer an, da er mit scharfer Beobachtung die übertünchten Gräber bald durchschaut. Dadurch wird die christliche Religion ihm zu einer verächtlichen Last, die er, sobald er kann, abwirft, wie es sich bei Aufständen und Unruhen immer klar gezeigt hat. Die christlichen Indianer der vielen verschiedenen Secten thaten mit den heidnischen immer gerne mit, wo es sich um Gewaltthaten gegen Weiße handelte. Die Sioux haben ihre Stimme oft laut erhoben, um katholische Missionäre zu erhalten, aber man achtete in Washington nicht darauf. Die hohe Besoldung der geistlichen Indianer-Agenten und die Nebenanstellung ihrer Weiber als Secretärinnen und ihrer Töchter und Cousinen als gehaltbeziehende Unterbeamten sieht der scharf urtheilende Indianer als planvolle Ausbeutung seiner Rasse an. Auch die Abfertigungen der Indianer durch den großen Vater in Washington, wie eine vor kurzer Zeit der Präsident Harrison den Sioux-Abgesandten ertheilt hat, tragen durchaus nicht dazu bei, dass die Indianer die Weißen und ihre Religion lieben lernen. Böses wird immer Böses gebären. Im übrigen können die Ureinwohner dieses Landes als die wirklichen ursprünglichen Eigenthümer desselben, als echte Amerikaner — denn nur Indianern und ihren leiblichen Nachkommen kommt der Titel und Name „Amerikaner“ mit vollem Rechte zu — nicht einsehen, welches Recht die Blassgesichter haben, sie um ein Stück ihres Landes nach dem andern zu bringen. Wenn man nur diese Welt im Auge hat, so lebten die alten Indianer im Paradiese dieser Welt. Ihre Jagdgründe waren unermesslich,

die Fischerei unerschöpflich, ihre Weiden ohne Grenzen. Frei von aller Oberhoheit, ohne Steuern und Abgaben schweifte der Sohn der Wildnis, sein Ross tummelnd im schönsten Wildparke der Welt, umher, um sich dann auf dem weichen, pelzreichen Lager des Wigwams bei Schmaus und Gelage auszuruhen. Von heute auf morgen kannte er keine Sorgen. Nun aber haben es ihm die Bleichgesichter ganz anders gemacht.

Der Verfasser glaubt seine Ausführungen nicht besser schließen zu können, als durch die Mittheilung mehrerer bemerkenswerter Aufsätze über Indianerangelegenheiten, die ein ziemlich helles Licht werfen auf die Schuld und Nichtschuld der Indianer oder der Weißen.

Anhang,

enthaltend mehrere Aufsätze über die Indianerfrage.[1])

Bilder aus der deutschen Sioux-Mission.

I.

St. Francis Mission, Rosebud Agency, S. Dak.,
16. Jänner 1891.

Ich glaube nicht an einen durchdachten Plan Sitting Bulls oder anderer Häuptlinge, der in einem allgemeinen Aufstande gegipfelt hätte. Solche, die Sitting Bull gekannt, leugnen das. Aber nach seinem Tode kann er sich nicht mehr vertheidigen und gibt einen willkommenen Sündenbock ab.

Wäre Col. Gallagher Agent von Pine Ridge geblieben, und Mr. Wright zur Zeit auf unserer Reservation gewesen, so glaube ich nicht, dass das Eingreifen des Militärs nothwendig geworden wäre, und wir hätten keine „Stampede" und keine blutigen Folgen gesehen. Der Wahn wäre in sich selber zerfallen, weil er kein anderes Fundament hatte, als die Märchen vom „Geiste" und die hohlen Versprechungen und Drohungen Short Bulls und Consorten. Nach dem, was viele Indianer mir von letzterem erzählten, muss er eine Art Taschenspieler gewesen sein. Er verstand es immerhin, durch seine Gaukeleien die armen Tröpfe in ihren Erwartungen hinzuhalten von Tag zu Tag. Das wäre aber auf die Dauer nicht gegangen. Der von ihm in Aussicht gestellte Erdbrand, der alles zerstörende Sturmwind, kopfdicker Hagel, Sündflut, alles blieb aus, die Kugelfestigkeit seiner „Zauberröcke" würde sich

---

[1]) Aus der „Illinois Staatszeitung". 1891.

auch nicht erprobt haben, und so wäre selbst der stärkste Glaube erschüttert, und wäre der Betrüger von den Indianern selbst mit Spott und Schande beladen worden. Wie fest die Indianer ihrer Zeit an Short Bull glaubten, selbst solche, die sonst ganz vernünftig schienen, gieng daraus hervor, dass sie ihre Kinder aus der Schule nehmen wollten aus Furcht, sie würden sonst mit uns verbrennen oder im anderen Leben zu Hunden werden, weil sie sich nicht am Geistertanz betheiligt hätten. Ich hatte meine liebe Noth mit ihnen. „Und wenn alles ringsum untergeht," sagte ich ihnen, „St. Francis Mission wird es überleben. Lasst die Kinder hier; da sind sie sicher aufgehoben." Die meisten hörten auch, nur einige nahmen ihre Kinder heimlich fort. Von unserem nächsten Lager, dem Eulenfederhut-Dorfe, sind nur drei mit in die Bad Lands gezogen.

Gleich am Morgen, nachdem das Militär eingerückt war, hielt ich eine Rathsversammlung mit ihnen, wobei wir feierlich die Friedenspfeife rauchten. Sie baten mich, Col. Smith um eine weiße Fahne für sie zu bitten. Sie erinnerten sich, dass in früheren Zeiten die Soldaten in der Trunkenheit Schuldige und Unschuldige zusammengehauen hätten. Ich sagte ihnen, bei der Mission hätten sie nichts zu fürchten: Colonel Smith hielt es auch nicht für klug, weil die Aufständischen eine solche Fahne nachmachen und das Militär täuschen könnten. In den ersten Tagen der Unsicherheit bildete sich deshalb ein ganz neues Dorf zwischen der Mission und dem zwei Meilen nördlich gelegenen Eulenfederhut-Camp. Als aber alles ruhig blieb, zogen sie es nach einiger Zeit doch vor, in ihre Blockhäuser zurückzukehren und ihre Habseligkeiten zu bewachen.

Einige Subjecte hatten sich die Abwesenheit der Flüchtlinge (Rebellen) oder ihrer Verwandten zunutze gemacht, deren Heu der Cavallerie verkauft und selbst ihre Häuser eingerissen und zu Klafterholz zerhauen.

Unsere Indianer haben ihre Hand nicht in dem unredlichen Handel. Einige fürchteten auch für unsere Mission und boten sich aus freien Stücken in einer Rathsversammlung an, über uns zu wachen und im Falle der Noth uns beizustehen. „Auf Dein Wort hin sind wir ruhig daheim geblieben, Du hast unser Herz stark gemacht; jetzt sind wir froh!" Wie oft habe ich diese und ähnliche Worte seither gehört!

Da fällt mir eine Anekdote ein, die Gen. Brooke dem Pater Craft und mir erzählte. Als Pater Jutz Indianer auf die Pine Ridge-Agentur zurückbrachte, hatten sie sich von der Mission einen alten Mehlsack mitgenommen, von der ersten besten Hecke eine Fahnenstange abgeschnitten und eine Friedensflagge gemacht. So zogen sie zum General. „Ich schaute sie an," sagte dieser, „und fragte: was soll das bedeuten?" — „Dass wir keinen Krieg wollen." — „Wollen wir denn Krieg?" gab er zur Antwort. „Wir sind als Freunde aller guten Indianer gekommen, Euer Leben und Eigenthum zu sichern gegen Böswillige. Fort mit der Fahne!" Durch seine Ruhe, Geduld und Freundlichkeit gewann er ihr ganzes Vertrauen und hätte gewiss alles friedlich beigelegt, wenn nicht Sitting Bulls Tod und der blutige Zusammenstoß von Soldaten und der Bande Big Foots dazwischen gekommen wäre. Dies wird seinerzeit hoffentlich noch aufgeklärt werden.

Die Indianer sind große Kinder (Mündel der Vereinigten Staaten) und müssen als solche behandelt werden mit großer Geduld, gepaart mit großer Festigkeit. Kinder aber, heißt es, sind kleine Menschen. Diese rothen Kinder haben ein sehr feines Gefühl für Gerechtigkeit und brüderliche Liebe. Sie müssen es einem abfühlen, dass man's ehrlich und gut mit ihnen meint, und sie haben Vertrauen und lassen sich leiten.

Jetzt, Mitte Januar, haben sie noch nicht ihre Decken und Kleider bekommen und müssen frieren. Vorgestern sagte mir einer: „Der Große Vater wird sich wohl schämen, wenn er hört, wie arm wir sind nach so vielen Versprechungen." Er erzählte mir, dass sie zu Spotted Tails Zeiten einmal viele Kühe erhalten hätten. Damals aber lebten sie noch in Zelten und hatten keine Stallungen für ihr Vieh. So ist es im Winter weggelaufen oder weggestorben. In den letzten Jahren ist ihr Arbeitseifer bedeutend erwacht, obgleich es immer noch Faulpelze unter ihnen gibt. Jetzt wäre es aber an der Zeit, den Willigen thatkräftig unter die Arme zu greifen, mehr als bislang. Die Folgen der letzten Wirren werden sich so wie so noch lange fühlbar machen. Was man schon vor Ausbruch derselben sagte, hat sich jetzt als wahr erwiesen: „Das Billigste für die Regierung würde sein, ihnen die gehörigen Rationen zu geben und zu gleicher Zeit sie an Vieh-

zucht und Ackerbau zu gewöhnen.“ Die Wasserfrage nimmt aber hiebei eine Hauptstelle ein. Der Boden um die Mission herum z. B. ist meilenweit sehr gut, aber es fehlt an fließendem Wasser. Die Indianer können sich aber noch keine Brunnen bauen. Warum sollte man nicht einmal artesische Brunnen zu bohren versuchen? Sie würden den Wert des Landes verzehnfachen und sich in kurzer Zeit gut zahlen. Hätten wir die Mittel, würde ich den ersten Versuch machen; aber unsere Mittel erlauben das Risico nicht. Unser jetziger Farmer, Mr. Eaton, ist noch der beste, der hier gewesen. Er geht den Indianern nach und zeigt wahres Interesse, sie voranzubringen. Zwischen Officialen und Agenten herrschte stets die beste Harmonie. Mr. Wright ist meines Wissens ein Kind Chicagos und seine Devise ist: „Be sure you are right and go ahead.“ Alle freuen sich hier, dass er mit Ehren wieder in sein Amt eingesetzt ist.

Fragen Sie mich nun: Was sind Ihre Hoffnungen? so ist meine Antwort: Alles kommt darauf an, wie man es anstellt, die neuerdings aufgerissenen Wunden des Misstrauens und der Bitterkeit zu heilen. Die Unruhen sind eine Lection gewesen für Weiße und Rothhäute. Wie mir selbst Hochgestellte sagten, darf man über die Ausschreitungen der Indianer nicht zu hart urtheilen. Ihr Misstrauen war erwacht und geschürt. (Kennte man nur die Schürer mit Sicherheit!) Wenn sie jetzt überzeugt werden, dass das Einrücken des Militärs wirklich zu ihrem Besten gemeint war, so werden sie das Geschehene bald vergessen. Wenn der Vater einem Kinde nach der Züchtigung sich gut erweist, hat dies die Strafe bald vergessen und wird ihm später selbst dafür danken, wenn es einsieht, dass es im Unrecht war. Wenn die übergetretenen Wasser jetzt nur in den rechten Canal geleitet und durch Unterricht im wahren Glauben ähnlichen Ausbrüchen fanatischen Aberglaubens vorgebeugt wird, dürfte dies wohl der letzte Sioux-Aufstand gewesen sein; Pflüge und Schulen werden das ihrige thun.

Zum Schluss noch einen Scherz, den unsere Indianer-Jungens mir gespielt. Eines schönen Tages im letzten December führten sie in einem unbewachten Augenblicke einen regelrechten Geistertanz auf. Wie die Alten sungen, so zwit-

scherten die Jungen. Sobald sie mich um eine Ecke herumbiegen sahen, stoben sie auseinander, als ob ein Blitz zwischen sie gefahren wäre. Wir hatten ihnen den Unfug von Anfang an streng untersagt. Ich that, als hätte ich nichts gesehen und entfernte mich. Bald sammelten sie sich wieder und begannen aufs neue. Jetzt erst sah ich, wie von einer anderen Seite eine Compagnie „Soldaten", bewaffnet mit Stöcken und angeführt von einem Hauptmann, auf die Tänzer losrückte. Als ich dann auf sie zugieng, kamen sie ganz bescheiden und sagten: „Vater, wir spielen ja nur ‚Short Bull-Fangen'; wir wissen ja, dass er ein Betrüger ist und glauben ihm nicht." — Diese werden ihrerzeit wohl nicht wieder rückfällig werden. Sie hätten mal einige Briefe lesen sollen, welche Zöglinge unserer Schule an ihre Eltern oder Großeltern nach Pine Ridge geschrieben haben, und Sie würden auch sagen: Vivant, crescant, floreant, nämlich die Schulen, besonders die auf den Reservationen, denn die wirken gut. Das Ende haben wir noch nicht gesehen, aber nach den letzten Nachrichten stehen wir doch nahe vor einer glücklichen Beilegung der Wirren. Möge Gott uns beistehen, die verirrten Schafe mit Geduld und Liebe zu empfangen und auf den rechten Weg zu leiten.

P. F. D., S. J.

II.

Die Güte eines deutschen Menschenfreundes in Chicago, welcher ein werkthätiger Freund der erst kürzlich an dieser Stelle erwähnten deutschen katholischen Sioux-Missionen auf der Rosebud-Reservation und auf der Pine Ridge-Reservation ist, setzt uns in den Stand, Auszüge aus Briefen eines dieser vielerfahrenen deutschen katholischen Missionspriester mitzutheilen, welche mit edler Aufopferung und großer Umsicht sich der Erziehung von Siouxkindern und möglichst auch der Civilisierung der erwachsenen Sioux widmen.

Wäre die Behandlung der Sioux ganz solchen „Schwarzröcken" und den ebenfalls in diesen Missionen thätigen Ordensschwestern überlassen, so würde es keinen neuen Siouxkrieg geben. Zugleich hat man es zum großen Theil ihnen zu danken, dass der neue Krieg nicht einen noch viel größeren Um-

fang angenommen hat, dass vielmehr viele Sioux auch jetzt dem Frieden geneigt sind.

Die hier folgenden Briefstellen eines deutschen katholischen Indianer-Missionspriesters aus der St. Francis-Mission bei der Rosebud-Agentur in Süd-Dakota sind noch vor den jetzigen Wirren, am Vorabend derselben, als noch alles friedlich schien, geschrieben und enthalten ebenso anschauliche als ansprechende Bilder aus dem Leben und Treiben auf diesen Missionen.

Diese deutschen Missionäre sind keine blinden Enthusiasten, wie der edle, aber sehr überspannte englisch-amerikanische Missionspriester Craft, welcher in denselben Sioux, von denen er jetzt am Porcupine, weil er in bester Absicht sich den Soldaten anschloss, durch die Brust geschossen wurde, nur misshandelte Engel sieht. Vielmehr sind sie auch gegen die großen Fehler der Sioux durchaus nicht blind.

* * *

In diesem Jahre (1890) hatten wir etwa hundert Acres unter dem Pflug, pflanzten viel Gerste, Hafer und Roggen, so dass der Bau eines Getreidehauses nothwendig wurde, und unser Garten ist jetzt gut bewässert. Wenn sich die Indianer hieran nur ein Beispiel nehmen wollten! In den letzten vier Jahren hat es sich allerdings gezeigt, dass die Lehre nicht vergeblich war. Freilich haben viele, trotz unserer Ermahnungen, es unterlassen, sich eine gute Farm auszusuchen und mit der Bearbeitung derselben zu beginnen. Immerhin ist eine gute Anzahl glücklich ausgesuchter neuer Farmen auf dem jungfräulichen Prairieboden erstanden.

Aber es ist auch die höchste Zeit, dass diese Indianer für ihren Lebensunterhalt arbeiten. Das Rindfleisch, das einzige, wovon sie bis vor kurzem in hinreichendem Maße bekamen, ist ihnen jetzt um 30 Procent verringert; ja, die Bande in unserer Nachbarschaft hat fast die Hälfte der Fleischlieferungen eingebüßt. Bis vor kurzem hatten sie eine hübsche Anzahl „armer Seelen“ auf hren „Tickets“ und bezogen für diese Verstorbenen ebensogut Rationen, wie für die Lebenden. Seit der neuesten Volkszählung fallen aber diese Todtenrationen weg und nur noch für die wirklich gezählten Lebenden werden Rationen verabreicht.

Wir auf der Mission fühlen den Rückschlag. Spüren diese Indianer Hunger und knurrt ihnen der Magen, dann kommen sie her und betteln Brot, Fleisch u. s. w. Wie es mir zu viel wurde, da machte ich es zur Regel: erst arbeitet etwas, spaltet Holz, jätet im Garten, oder thut sonst was. Die meisten sind froh, auf diese Art etwas zu essen zu bekommen.

Man hätte diesen Indianern den Brotkorb nicht auf einmal so hoch hängen sollen; sondern man hätte ihnen in diesem Jahre (1890) sagen sollen: Seht Euch vor! Im nächsten Jahre müssen statt dreißig ihrer vierzig oder fünfzig mit einem Ochsen fünfzehn Tage auskommen.

Dumm sind sie nicht, aber faul mit wenig Ausnahmen. Dass sie nicht dumm sind, beweisen die befriedigenden Fortschritte unserer indianischen Schulkinder. Unser Indianer-Agent war zugegen beim „Commencment“ und bei der Preisvertheilung, und drückte am Ende sein Erstaunen aus. Weiße Kinder, sagte er, würden in derselben Zeit es nicht weiter und vielleicht nicht mal soweit gebracht haben. Dies ist sicher wahr, wenn man die Umstände in Erwägung zieht, dass sie alles in einer fremden Sprache lernen müssen, gegen die sie eine natürliche Abneigung haben; dass sie auf der Reservation leben, in der Nähe ihres Heims und ihrer Verwandten; dass wir sie darum nicht so stramm anpacken dürfen, wie in den Staats-Indianer-Schulen u. s. w.

Dass sie faul sind, dafür liefert z. B. die Farm unserer Jungen ein Beweis. Wir hatten ihnen ein Stück reserviert und jedem Einzelnen eine Parcelle zum Bebauen gegeben, auch den Samen. Unter Anleitung legten sie ihre Gärtchen recht nett an: Kohl, Erbsen, Rüben, Kartoffeln, Tomatos und Melonen u. a. kamen gut heraus; so lange sie im Juni hier waren, hatten sie auch zu jäten. Aber in den Ferien ließen sie den Großen Geist und die Schwarzröcke sorgen. Das Unkraut nahm natürlich bald überhand. Kamen dann die indianischen Jungen mit hungrigen Mägen, so gaben wir ihnen zu essen, ließen sie aber dafür auf der Farm arbeiten. „Was Ihr zieht“, sagten wir ihnen, „soll Euch gehören“. Wenn sie so einmal die Früchte der Arbeit sehen, werden sie wohl nach und nach auch Lust und Liebe dazu bekommen.

Als vorigen Winter die Grippe ihren Umzug hielt und

wir aus der „Illinois Staatszeitung" sahen, dass sie auf ihrer Reise westwärts schon bis nach Chicago gekommen, fiengen wir an zu beten. Noth lehrt beten, und Beten ist kein Aberglaube. Für unsere indianische „Boarding School" wäre Mrs. Gripps Besuch ein sehr unliebsamer gewesen. Aber, der gesund und krank macht, ließ sie rings um unsere Anstalt herumgehen und erlaubte ihr nicht, uns zu inspicieren. Der Arzt auf der Agentur sagte, dass er in einer Woche 52 Indianer bettlägerig krank darniederliegen fand; heute hatten wir keinen einzigen Fall.

Die Indianer fürchteten sich vor dem unheimlichen Gaste. Der Tod hielt seine Ernte wieder unter Jung und Alt. Eine Anzahl rief uns, sie zu taufen. Die Erwachsenen warten damit meistens, bis sie das Ende nahe fühlen. So z. B. einer, Ptehincalan Nonpa (Two Calf), der früher schon oft zur Kirche gekommen, aber noch nicht getauft war, ließ einen unserer Priester rufen. „Was willst Du von mir?" — „Ich will gehen, mein Kind zu sehen im Hause des Großen Geistes; Du sollst mich taufen." Der Priester unterrichtete ihn erst nochmals in allem Nothwendigen und nahm ihm das Versprechen ab, im Falle der Wiedergenesung allem Aberglauben zu entsagen, sein „Seelenhaus" aufzugeben und regelmäßig zur Kirche zu kommen. Dann nahm der Priester mit ihm den Act der Reue wiederholt vor. Mit der größten Anstrengung versuchte der Indianer selbst die Worte nachzusprechen, obgleich ihm bedeutet wurde, es genüge, wenn er im Herzen mitbete. Als der Priester ihm ein letztesmal die Reue vorbeten wollte, sagte er: „Inalini, matinkte!" (Mach schnell, ich bin am Sterben!). In der That hauchte er bald nach der Taufe seine Seele aus.

Als damals dieser Priester unter den Indianern von Hütte zu Hütte gieng, Kranke aufzusuchen, sah er ein altes Weib mit zwei Fahnen (d. h. Reisigstangen, mit zwei Fetzen Kattun daran in Kreuzform) von Haus zu Haus gehen und Kinder und Alte die Fahne anrühren lassen. Diese sagten dabei: „Wakantanka wanikta" (Großer Geist, lass mich leben). Ein neuer Beweis dafür, dass Noth beten lehrt. Die Alte bekam aber einen Verweis von dem Priester. Sie behauptete nämlich, sie habe einen Traum gehabt, worin ihr gesagt worden sei, so mit der Fahne zu thun, damit die Leute nicht von der

Krankheit befallen würden. Die Indianer berufen sich immer auf solche Träume für all ihre abergläubischen Gebräuche.

Eines unserer indianischen Schulkinder, ein vierzehnjähriges Mädchen, starb dies Frühjahr an der Schwindsucht. Sie empfieng wiederholt die hl. Sacramente. Ihr Lieblingsgebet war während ihrer Krankheit: All for Jesus. Noch kurz vor ihrem Tode bat sie die Franciscaner-Schwester, die ihr aufwartete: „Sister prey: all for Jesus.“ Auf den Kindern, die aushalten, beruht unsere Hoffnung für die Zukunft.

Mit den von mir oben erwähnten „Seelenhäusern“ (Wanagi tipi) verhält es sich so: Ist das Mitglied einer nach indianischen Begriffen „wohlhabenden“ oder doch beliebten Familie gestorben, so errichten sie ihm eine Seelenwohnung, d. h. ein schönes großes Zelt, worin, wie sie meinen, der Geist des Verstorbenen eine Zeitlang weilt. Verwandte und Freunde bringen dann Geschenke, welche dort aufgespeichert werden: Decken, Moccasins, Pfeifen; selbst Pferde schenken sie her, die dann getödtet werden. Der Indianer-Agent von Pine Ridge sagte mir voriges Jahr, dass ein Indianer ihn gebeten hätte, seinen von der Regierung gelieferten Ochsen gegen ein Paar Ponys zu vertauschen. Und der Mann hatte noch vor einigen Jahren eine ganze Herde von Pferden. Wohin waren die gegangen? Nach den Wanagi tipi. So können sie freilich nie auf einen grünen Zweig kommen. Besagter Agent hat letztes Jahr diesen Unfug in Pine Ridge abgestellt. Es setzte erst einen förmlichen Aufruhr ab, aber die „Ghostlodges“ fielen doch, wie seinerzeit der Sun-Dance. Unser thatkräftiger Agent hier hat dasselbe gethan. Bei „unseren“ Indianern stieß er auf keine Schwierigkeiten; sie waren längst vorbereitet durch Unterricht; und manch einer hatte uns schon vorher versprochen, es aufzugeben. Andere widersetzten sich wohl eine Zeitlang, aber sie mussten auch daran glauben.

Der Hüter eines solchen Wanagi tipi gilt als geheiligte Person, die sich rein halten muss von allem Schlechten. Ob es wahr ist, weiß ich nicht; jedoch wurde mir gesagt: so einen Hüter einer Seelenwohnung könne man durchprügeln, und er würde sich nicht zur Wehre setzen, um Streit zu verhüten.

Bischof Martin über Sitting Bull.

Der deutschschweizerisch-amerikanische Bischof Martin Marty in Süd-Dakota ist der gründlichste Kenner der Sioux. Viele Jahre als Indianer-Missionär unter ihnen thätig, erlernte er ihre wohlklingende Sprache, die Dakota-Sprache, verfasste auch eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben und brachte damit die schwierige Sprache anderen Missionären sowie Missionsschwestern bei. Den Sitting Bull lernte er schon persönlich kennen, als dieser noch trotzig auf canadischem Boden verweilte. Denn Marty reiste auf Wunsch unserer Regierung damals ins Lager Sitting Bulls, um ihn zur Unterwerfung und Heimkehr zu bewegen. Auch später stand er in häufigem Verkehr mit ihm. Und nun schreibt er unter seiner Namensunterschrift über den getödteten Sioux-Führer Folgendes:

„Sitting Bull war ein Vollblut-Indianer, ein „Home Ruler", ein Freund seines Volkes und darum ein Feind der Weißen. Er war der Ansicht, dass der Große Geist das Land jenseits des Atlantischen Oceans für den weißen Mann, das Land diesseits für den Indianer geschaffen habe, und er konnte nie verstehen, warum nun Gott zulasse, dass die Weißen sich desselben bemächtigen. Er glaubte darum gerne, dass Gottes Sohn, den die Weißen gekreuzigt, nun erschienen sei, um die Weißen aus der Heimat der Indianer wegzuschaffen und den Eingeborenen Amerikas den ungestörten Besitz ihres Jagdgebietes zurückzugeben. Er hatte sich der Regierung des weißen Mannes nur soweit gefügt, als die Nothwendigkeit es forderte, und suchte sich stets so unabhängig zu halten, als es unter den Umständen möglich war.

Die Grundzüge der christlichen Offenbarung, wie sie ihm einst von Vater De Smet und später von mir dargelegt wurden, hatten bei ihm Anklang gefunden und der „Schwarzrock" war in seinen Augen der einzige Freund des Indianers. Noch letzten Sommer war es seine Absicht, für sich und seine treuen Anhänger eine eigene Ansiedlung auf der Reservation zu gründen, und bei meiner letzten Unterredung beschrieb er mir die Gegend und bat mich, dort eine Kirche und Schule zu bauen. Es war, glaube ich, seine Absicht, dann selbst Christ zu werden, wie das

auch bei Spotted Tail der Fall war. Ein vorzeitiger Tod hinderte beide an der Ausführung ihres Vorhabens.

Beider Patrioten Laufbahn wurde abgeschnitten durch die Kugel eines Stammesgenossen.[1]) Beide rühmten sich, dass sie nie gegen den weißen Mann vorgegangen seien."

So weit Bischof Martin. — Der große Friedenshäuptling der Brule-Sioux, Spotted Tail, den vor einigen Jahren ein Sioux meuchlerisch ermordete, hatte übrigens längst erkannt, dass die Indianer sich durch die Civilisation retten könnten.

Wie richtig Bischof Martin den Sitting Bull beurtheilt hat, geht übrigens auch aus der Rede hervor, welche Sitting Bull bei den Verhandlungen über neue Landabtretungen im letzten Jahre an die Commissäre der Vereinigten Staaten hielt und welche damals von einem Dolmetsch Satz für Satz aus der Dakota-Sprache ins Englische übertragen wurde. Sie lautet auf deutsch:

„Wann hätte der rothe Mann jemals einen Vertrag mit den Weißen gebrochen, und wann hätte der weiße Mann jemals dem rothen Mann einen Vertrag gehalten? Niemals! Als ich noch ein Knabe war, damals waren die Sioux die Herren der Welt. Die Sonne stieg in ihrem Lande empor und gieng in ihm zur Rüste. Zehntausend Reiter schickten sie in die Schlacht. Wo sind unsere Krieger heute? Wer erschlug sie? Wo ist unser Land und wer hat es jetzt?

Welcher weiße Mann kann sagen, dass ich ihm jemals nur einen Cent stahl? Und doch nennt man mich einen Dieb. Welche weiße Frau, so schwach und schutzlos sie auch sein mochte, wurde je in der Gefangenschaft von mir beleidigt? Und doch sagt man, ich sei ein böser Indianer.

Welcher weiße Mann hat mich je betrunken gesehen? Wer ist je hungrig zu mir gekommen und hungrig fortgegangen u. s. w.

[1]) Der Mann von der Indianer-Polizei, der Sitting Bull erschoss, war selbst Indianer, aber dessen Feind.

Gerechte Beschwerden der Sioux.

Dass die Sioux von der Regierung der Vereinigten Staaten unrecht behandelt worden sind, muss jeder Rechtlichdenkende zugeben. Die Thatsachen, die wir hier mittheilen, werden von gut unterrichteten und zuverlässigen Beobachtern bestätigt.

Es ist leicht zu sagen, der Indianer habe ja Land genug, um Ackerbau zu betreiben und sich davon zu ernähren. Aber er ist nun einmal seiner Abstammung nach ein Jäger und kein Bauer, muss also den Ackerbau erst lernen. Nun wird freilich versichert, dass auf den Indianer-Agenturen eigene Lehrer des Ackerbaues für die Indianer seien. Doch durchschnittlich verstehen diese Lehrer vom Ackerbau nicht mehr als die Indianer selbst; denn es sind meistens nicht etwa erfahrene Farmer, sondern Ladenjünglinge und dergleichen, die sich da draußen köstlich vergnügten, aber kaum einen Versuch machten, das zu lehren, wovon sie selbst nichts verstehen. Die Regierung aber ließ es nicht nur an dem versprochenen Unterricht, sondern auch an den nöthigen Ackerbauwerkzeugen, der Saat u. s. w. meistens fehlen.

Um gerecht zu sein, müssen wir jedoch auch zugleich an die kürzlich von uns aus den katholischen Sioux-Missionen gebrachten Mittheilungen erinnern, wonach die Sioux selbst da, wo ihnen, wie auf diesen Missionen, gute Gelegenheit zur Erlernung des Ackerbaues gegeben wird, im allgemeinen träge und faul sind. Diejenigen Sioux aber, welche trotz der oben erwähnten Hindernisse etwas Ackerbau betrieben, hatten, gleich so vielen weißen Farmern in Dakota und den benachbarten Gegenden Nebraskas, im letzten Jahre eine äußerst schlechte Ernte.

Die Regierung hat bei der Unterwerfung der verschiedenen Sioux-Stämme in den siebziger Jahren die feierliche Verpflichtung übernommen, sie vor Hunger und Blöße zu bewahren. Aber was sie seither an Fleisch, Speck, Mehl, Salz, Kaffee, Zucker, an Decken u. s. w. geliefert hat, war meistens ganz ungenügend.

Theils infolge der Säumnis und Nachlässigkeit des Congresses, theils infolge von Corruption wurden die Rationen immer kleiner und sanken vielfach bis zu Hungerrationen hinab.

Seit den letzten Wochen freilich sind die Lieferungen gut und genügend. In ihrer Angst vor dem Indianerkriege beweist die Regierung, dass sie die Sioux recht wohl genügend versorgen kann, wenn sie nur will oder muss.

Doch wer kann es den oft betrogenen Rothhäuten verargen, wenn sie einer solchen Regierung, trotz des augenblicklichen Entgegenkommens, nicht mehr trauen?

Die unverantwortliche Benachtheiligung dieser Indianer fällt keineswegs bloß der jetzigen Bundesverwaltung und dem jetzigen Congress zur Last. Unter der vorhergehenden demokratischen Verwaltung und unter demokratischen Congressen war es nicht besser. Der Eifer, womit jetzt ein Theil der demokratischen Presse (zum Glück nur ein Theil!) aus diesen Indianerwirren Parteicapital zu schlagen sucht und zugleich Tag für Tag Bäche von Krokodilsthränen über die durch die barbarische und verrätherische Kriegführung der Sioux nöthig gewordenen kriegerischen Maßregeln vergießt, ist daher einfach ekelhaft.

Der Hauptfehler liegt an dem ganzen politischen System der Verwaltung der Indianer-Angelegenheiten, und an diesem System tragen von altersher und neuerdings die Demokraten ebensoviel Schuld wie die Republikaner. Nur dann wird es besser werden, wenn die ganze Frage ohne alle Rücksicht auf die abscheuliche Parteiklepperei, welche in ihrer unnatürlichen Steigerung der Hauptfluch dieses Landes ist, betrachtet und gelöst wird.

Äußerst aufreizend wirkten auf verschiedene Sioux-Stämme auch die zahlreichen Vertrags- und Wortbrüche im großen und kleinen. So haben sie z. B. bis auf den heutigen Tag die längst versprochene Entschädigung für die einst von ihnen ausgelieferten Herden ihrer Pferde nicht erhalten.

Alle diese Ursachen wirkten zusammen, um die Sioux, gleich so vielen anderen Indianern, dem Messiaswahn zugänglich zu machen, und in vielen von ihnen den Entschluss wachzurufen: lieber auf dem Kriegspfade sterben, als länger dieses Leben ertragen; doch vor dem Tode auch noch Rache, grausame Rache an den Bleichgesichtern.

Dass die Indianer Gewehre, Schießbedarf, Messer u. s. w. für den Krieg haben, ist ebenfalls die Schuld der verschiedenen amerikanischen Regierungen ohne Unterschied der Partei. Diese

Verwaltungen und ihre Agenten sahen ruhig zu, wie gewissenlose weiße Händler an kleinen Plätzen eine Menge von Waffen und Schießbedarf an Indianer austauschten, die ihnen dafür Holz, Häute und anderes gaben. Und gerade in der letzten Zeit vor dem jetzigen Ausbruche kam es oft vor, dass Sioux plötzlich mit ungewohntem Eifer sich durch Frachtfuhren und andere Arbeit Geld erwarben, um es in Kriegsbedarf anzulegen. Zugleich liegt der Verdacht nahe, dass sie von anderen Indianer-Nationen, selbst von solchen im Indianer-Territorium, Mittel zur Anschaffung von Waffen erhielten.

Infolge des Zwanges, welcher von den kriegerischen jüngeren Sioux auf die friedliebenden ausgeübt wurde, drohte in jüngster Zeit ein allgemeiner Siouxkrieg. Und zugleich ist ja auch die Gährung unter mehreren anderen Indianer-Nationen groß.

Die Indianerunruhen.

Washington, 24. März 1891.

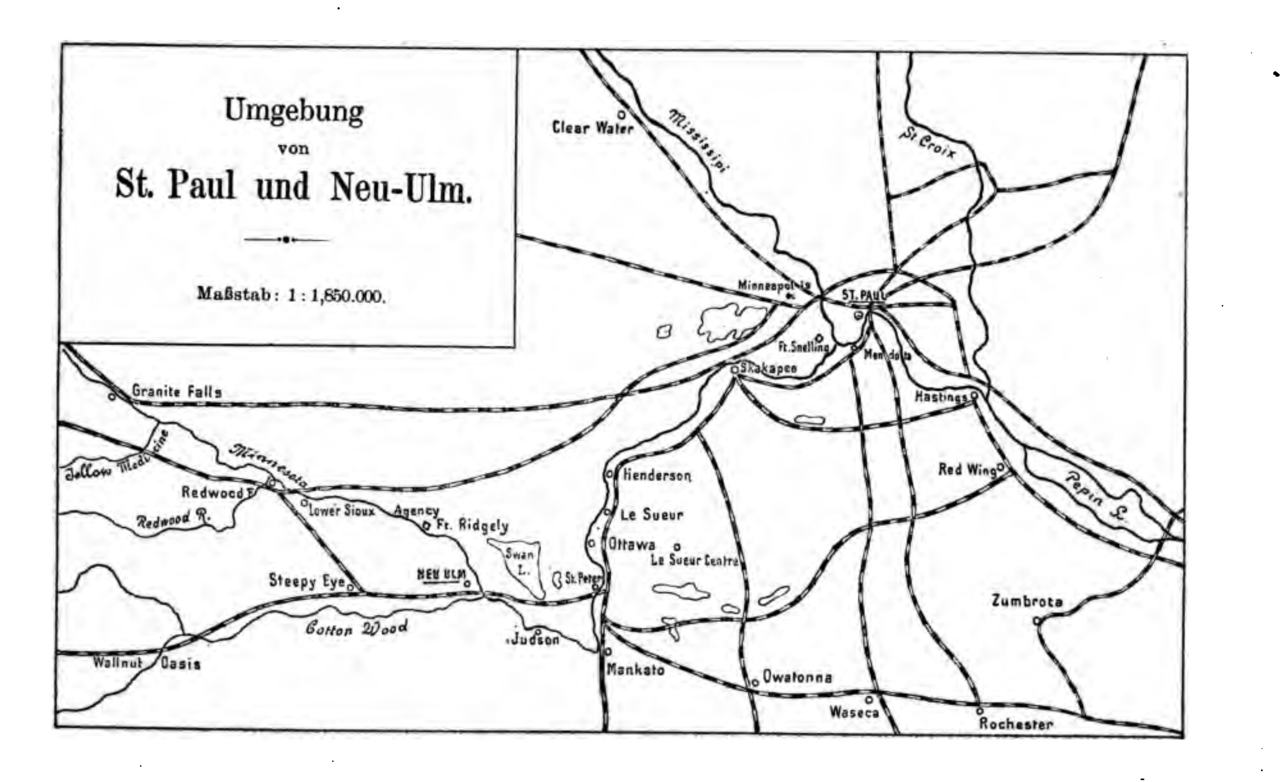
Das Kriegsdepartement bemüht sich jetzt, nachdem die Feindseligkeiten mit den Indianern in Dakota beigelegt sind, sich darüber zu vergewissern, ob im Frühjahr neue Unruhen stattfinden werden. Es sind von Officieren des Heeres sorgfältige Nachforschungen darüber angestellt worden, und die Berichte derselben lauten zufriedenstellend. Danach mag, je nach dem Wunsch der Regierung, ein neuer Ausbruch von Unruhen stattfinden, gerade wie es der Regierung passt. Es kann ein Ausbruch verhütet werden, während auf der anderen Seite es nur eines kleinen Anstoßes bedarf, um die unter der Asche lodernde Flamme zum hellen Feuer zu entfachen. Nach der Ansicht der Officiere hängt die Sache nur von der richtigen Vertheilung der Geldbewilligungen ab. Wenn die Indianer alles das erhalten, wozu sie berechtigt sind, und wenn das nicht allzusehr in die Länge gezogen wird, so wird Friede herrschen. Sobald aber die Regierung versucht, die Dakotas, einen bis jetzt völlig friedlich gesinnten Stamm, in ihren Forderungen zu beeinträchtigen, so steht sofort eine Revolte in Aussicht. Diese

Indianer befinden sich jetzt in den beiden Dakotas in der Mehrheit, und da die meisten feindlich gesinnten Häuptlinge mit dem „wilden Westen“ nach Europa gehen, so fehlt es augenblicklich den feindlichen Indianern an Führern. Sie wissen ganz genau, dass die Häuptlinge nicht als Geiseln festgehalten werden, und deshalb werden sie sich dadurch nicht von einem Aufstand abhalten lassen. Die abwesenden Häuptlinge sind aber die größten Kampfhähne des ganzen Stammes; unter ihnen ist Lean Bear, der den Ruf hat, einer der schlimmsten Indianer in Amerika zu sein. Seine Abwesenheit und die seiner Kameraden aus den Reihen der feindlichen Indianer sollte von der Regierung als ein Vortheil angesehen werden.

Pater Craft über die Indianerfrage.

Providence, R. I., 30. März 1891.

Gestern erhielt Eugene T. McAuliffe von hier von Pater Francis J. C. Craft, dem Indianer-Missionär, einen vom 23. März datierten Brief von Pine Ridge. Pater Craft hatte bekanntlich die damaligen Indianerwirren vorhergesagt und wurde selbst am Wounded Knee schwer verwundet. In dem Schreiben deutet Pater Craft auf die Gefahr bedeutend größerer Unruhen hin, wenn das Indianerwesen nicht dem Kriegsministerium unterstellt wird. „Wie die Sache jetzt liegt,“ sagt der Pater, „ist die Ursache der Wirren in keiner Weise gehoben, und die Indianer sowohl wie die Weißen sind völlig irgend einem Schurken anheim gegeben, der aus neuen Unruhen Vortheil ziehen möchte. Der einzige Ausweg, um die Indianerfrage dauernd zu erledigen, ist die Überweisung der Indianer-Departements an das Kriegsministerium. Wenn dies nicht geschieht, so mögen die Wirren zu irgend einer Zeit wieder von neuem ausbrechen. Ich bin es vollständig müde, das Elend und den Jammer mit anzusehen und nichts zur Abhilfe thun zu können. Aber für die feigen Politiker ist dies eine Quelle allen möglichen Budels.“


Umgebung
von
St. Paul und Neu-Ulm.
Maßstab: 1 : 1,850.000.
Clear Water
Mississipi
St Croix
Minneapolis
ST. PAUL
Ft. Snelling
Mendota
Skakapee
Hastings
Granite Falls
Minnesota
Yellow Medicine
Redwood F.
Redwood R.
Lower Sioux
Agency
Ft. Ridgely
Swan L.
St. Peter
Henderson
Le Sueur
Ottawa
Le Sueur Centre
Red Wing
Pepin L.
Steepy Eye
NEU ULM
Cotton Wood
Judson
Walnut
Oasis
Mankato
Owatonna
Waseca
Rochester
Zumbrota

